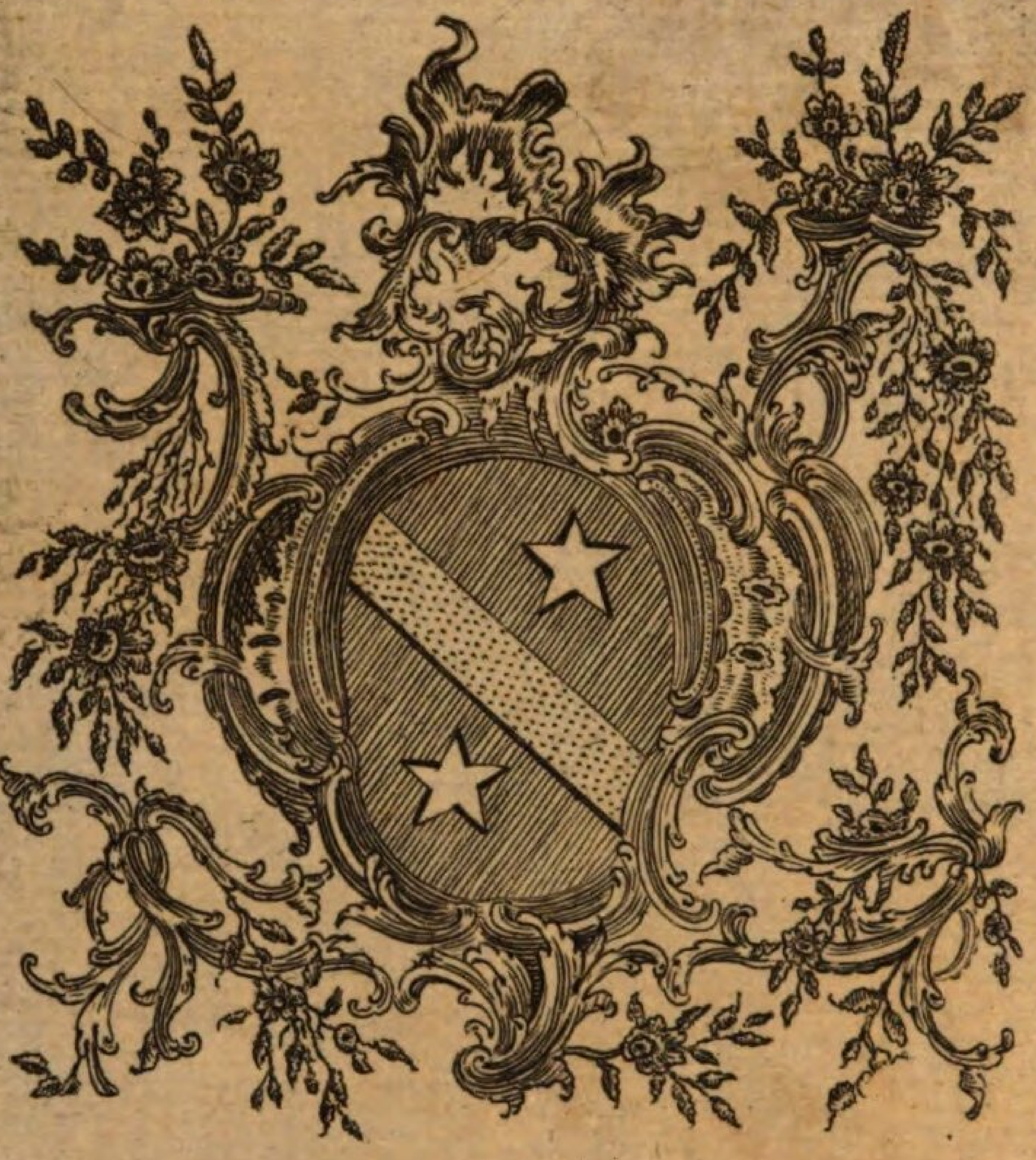
Ph. U. 79b (2

Caesar



Schopenhauer,

Pragmatische Darstellung

des Geistes

der

neuesten Philosophie

Bayerische Staatsbibliothek München

des

In- und Auslandes.

Von

K. A. Cäsar,

der Vernunftlehre ordentlichem Professor und des großen Fürstenkollegii Kollegiaten.

Zweyter Band.

Leipzig,
in der Sommerschen Buchhandlung.
1803.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Essays on Philosophical Subjects. By the late Adam Smith.

(Fortsetzung.)

Im März 1764 setzte Smith mit dem Herzoge von Buccleugh nach Frankreich über. Nach einem kurzen Aufenthalte in Paris ging er mit seinem jungen Begleiter nach Toulouse, wo sie 18 Monate blieben, welche Smith besonders dazu benutzte, sich eine nähere Kenntniß der innern Organisazion Frankreichs zu erwerben. Sie reisten darauf durch das südliche Frankreich nach Genf, hielten sich da 2 Monate auf, und kehrten zu Ende des Jahres nach Paris zurück, wo sie noch 10 Monate bis in den Oktober 1766 verweilten. Während dieser Zeit errichtete Smith eine genaue Freundschaft mit Türgot, Quesnay, Necker, d'Alembert, Helvetius, Marmontel, Madame Riccoboni, und insbesondere mit der Familie Rochefaucaud, von deren Achtung für Smith ein hier eingerückter Brief des durch seinen Charakter und sein unverdientes Schicksal gleich ehrwürdigen Herzogs zum Beweise dienet.

Schade, daß Smith, der sich auf sein treffliches Gedächtniß verließ und eine vielen großen Männern eigene Abneigung vor Briefschreiben hatte, über seine gewiß interessante Reise kein schriftliches Denkmahl hinterlassen hat. Mit Türgot verband ihn Aehnlichkeit der Studien und der politischen Grundsätze, eine Verwandtschaft, die zwei Geister desto näher an einander ziehen mußte, je seltener sie war, je mehr engherziges Interesse kleiner Seelen sich gegen jene Grundsätze verschworen hatte. Auch Quesnay wurde wegen seiner Bescheidenheit und edeln Simplizität von Smith sehr geschätzt; er erklärte dessen System der Staats-Oekonomie für die glücklichste Annäherung zu dem Tempel der Wahrheit.

Smiths Aufenthalt im Auslande war auch für sein Studium der schönen Literatur fruchtbar, welche er, gewohnt dem Einfluße der Sitten und Moden auf die Meinungen der Menschen überall nachzuspähen, immer auf seine Lieblingsbeschäftigung so bezog, daß sie einen Widerschein auf Seelenlehre zurückwarf. Einige seiner Bemerkungen über die nachbildenden Künste hat ihm diese Reise an die Hand gegeben. Früher schon hatte er gefunden, daß ein Theil des Vergnügens, welches sie gewähren, von der Schwierigkeit der Nachahmung herrühre. Ein ähnlicher Grund war die Difficulté surmontée, von welcher Französische Kritiker die Wirkung des Verses und des Reims ableiteten. Die Vorliebe für diese Hypothese mag ihn zu manchen Paradoxien verführt, insbesondere seine Urtheile über die Dichtkunst irre geleitet haben. Er wandte sie besonders auf Dramaturgie an, und schloß daraus, daß in Trauerspielen Verse den Vorzug vor Prose, und Reime vor reimlosen Versen ver

dienen. Selbst das Englische Lustspiel wünschte er nach dem Französischen gemodelt. — Sein Geist, der mehr Gefallen an der Geschmeidigkeit der Kunst, die sich ihren Regeln fügt, als an dem Schwunge einer ungezügelten Phantasie fand, ward durch die kunstvolle Aufführung der bewunderten Meisterstücke des Französischen Theaters mehr als befriedigt, fast entzückt. Er beschäftigte sich in Nebenstunden seiner letzten Jahre damit, seine Theorie über diese Materie auf Thatsachen zu stützen, und bestimmte das Resultat dem Drucke. Nur Bruchstücke des Werks sind übrig.

Im Oktober 1766 kehrte Smith nach England zurück. Der Herzog von Buccleugh rühmte oft, es sei in diesen 3 Jahren einer so engen Verbindung das gute Vernehmen zwischen ihm und seinem berühmten Begleiter nie gestört, nie durch die mindeste Kälte, die kleinste Mishelligkeit gestört worden. Auch dauerte ihre Freundschaft fort, bis sie der Tod trennte. Smith lebte nach dieser Reise 10 Jahre in Kirkaldy bei seiner Mutter. Diese Einsamkeit kontrastirte sehr mit dem unstäten und zerstreuten Leben der großen Welt, an das ihn 3 Jahre nicht hatten gewöhnen können. Seine liebste Erholung war nun der Umgang mit seinen Schulfreunden, deren beschränkte Wünsche in ihrem Geburtsorte ihr Ziel gefunden hatten. Einfachheit schätzte er über alles, und seine anspruchslose Freundlichkeit machte ihn seinem Cirkel unaussprechlich theuer. Hume, der große Städte für das wahre Theater des Gelehrten hielt, machte ihm oft über diese Ausschließung von der Gesellschaft Vorwürfe, und lud ihn zu sich nach Oxford ein. Auch forderte er ihm launig Rechenschaft über die Anwendung seiner Muße ab. Diese

Rechenschaft legte Smith ihm und der Welt 1776 durch Bekanntmachung seines Werks über die Natur und Ursachen der Nazionalreichthümer ab. Hume wünschte ihm dazu, kurz vor seinem Tode, in einem Briefe Glück, der die edelste, zärtlichste Theilnahme an dem Rufe des Freundes bewährt, aber keine unbedingte Zustimmung heuchelt, — und dem tiefgedachten Werke von der Frivolität eines oberflächlichen Publikums nicht die glänzendste Aufnahme weissagt. Das vortreffliche und allgemein bekannte Werk ist eines kurzen Auszugs eben so wenig fähig als bedürftig. Inzwischen möchten einige Bemerkungen über den Geist und die Tendenz desselben hier nicht am unrechten Orte stehen, um so weniger, da die Lebensbeschreibung eines Denkers größtentheils Geschichte seines Geistes ist, und in dem Gemählde seiner Neigungen, Beschäftigungen, und der Richtung seiner Denkkraft auch die Grundzüge des Menschen zurückspiegelt.

Vierter Abschnitt. Smiths Untersuchungen über den Ursprung und die Beschaffenheit des Nazional-Reichthums. S. 75 — 103.

Der flüchtigste Ueberblick der verschiedenen Formen, unter welchen Menschen gelebt, geherrscht und gehorcht haben, erregt die Frage: Könnte Erfahrung uns nicht Prinzipien an die Hand geben, um die Politik künftiger Gesetzgeber aufzuklären, zu leiten? Die Beantwortung dieser Frage ist schwer. — Sie erfordert eine genaue Analyse der verschlungensten Phänomene, auf welche unsere Beobachtung treffen kann, des tief und geheim angelegten, verwickelten Mechanismus der politischen Gesellschaft, eines Gegenstands, dem unsere Fähigkeiten so wenig

angemessen scheinen, daß sein erster Anblick, gleich den wundervollen und unverbesserlichen Wirkungen der physischen Natur, ein dumpfes Staunen, eine passive Ehrfurcht, ein andächtiges Hingeben gebietet. Ein Glück ist es, daß Schwierigkeiten, vor denen der einsame Forscher betäubt zurückwankt, die vereinten Kraftäußerungen des Geschlechts nicht abschrecken und lähmen, daß, so wie Erfahrung und Beurtheilung mehrerer Individuen auf einen gemeinsamen Brennpunkt fallen, sich wechselseitig erhellen, und — beschränken, die Staatskunde mehr und mehr jene systematische Form annimmt, die dem künftigen Forscher seinen Weg vorzeichnet und ebnet.

Wer nach diesem Plane die Politik bearbeitet, der hat von den Forschungen alter Philosophen wenig Licht, von ihren Grübeleyen wenig Ausbeute zu hoffen. Die meisten schränkten sich auf Vergleichung verschiedener Regierungsformen und auf Würdigung der bestehenden Anstalten für die Sicherung der Existenz, und die Ausbreitung des Ruhms der Staaten ein. Neuern Zeiten war es vorbehalten, die allgemeinen Gründe des Rechts und der Schicklichkeit aufzuspüren, die jeder Regierungsart, jeder gesellschaftlichen Ordnung Haltung geben müssen, deren Zweck ist, die aus dem Vereine entspringenden Vortheile mit der möglichsten Billigkeit, d. i. Gleichheit, unter die Glieder der Gemeinheit zu vertheilen. Die Buchdruckerei war eine nothwendige Vorrichtung, um den Weg zu dergleichen Untersuchungen zu bahnen. In Wissenschaften, wo das Genie seinen Stoff aus sich selbst erzeugt und evolvirt, wie Dichtkunst, reine Geometrie, und einige Zweige der Moral-Philosophie, haben die Alten nicht nur den Grund gelegt, auf dem wir fortbauen,

sie haben sogar vollendete Muster hervorgebracht. Aber in der Naturlehre, deren Fortschritte auf einer Sammlung unermeßlicher Thatsachen, auf einem Auffassen aller Lichtstralen beruhen, welche die täglich nach allen Seiten hinstreifende Beobachtung und Erfahrung verbreiten; in der Politik, wo die Materialien noch zerstreuter umher liegen, noch schwieriger aufzusammeln, zu ordnen sind, da hat die Presse, dieser große Kommunikazions-Kanal der denkenden Welt, seit 200 Jahren die Vorschritte des menschlichen Geistes weit über die kühnsten Erwartungen der ärmern Vorwelt hinausgetrieben. — So viel scheint ausgemacht zu seyn, daß das Wohl der Völker nicht sowohl von dem Antheile, den sie an der Abfassung der Gesetze haben, als von der Billigkeit und Zweckmäßigkeit dieser letztern, gleichviel von wem sie abgefaßt werden, abhängt. Der Antheil des Volks an der Regierung interessirt fast blos den Ehrgeizigen, der nach politischem Gewichte aufstrebt; gute Gesetze hingegen sind eine Angelegenheit des geringsten Staatsbürgers, besonders der Niedrigen, deren persönliche Unwichtigkeit und Schlaffheit nur aus dem Geiste der Regierung Lebensimpuls und Schwungkraft erhält. Offenbar ist die Berichtigung und Feststellung der Rechtsprinzipien die Wurzel der wahren Politik. Sie sind es, welche durch die Adern der Gesetzgebung wie ein belebender Nervengeist rinnen, sie sind der Urstoff des gesellschaftlichen Organismus. (Man vergleiche die Theorie der moralischen Gefühle am Ende.) In Ländern, wo Vorurtheile des Volks weit von ihnen divergiren, giebt die verfassungsmäßige Freiheit diesem nur Mittel, seinen Ruin zu vollenden. Wäre es möglich, jene Prinzipien in einer Gesetzgebung vollständig reali-

sirt zu sehen, so hätte das Volk nicht Ursache sich zu beklagen, wenn es auch von aller Mitwirkung an der Gesetzgebung ausgeschlossen bliebe. Das einzige untrügliche Kriterium der Vortrefflichkeit einer Konstituzion liegt in ihrem Munizipalkodex. Der hohe Werth, den weise Männer auf politische Freiheit setzen, gründet sich auf die Voraussetzung, sie erleichtere solche Verbesserungen in denen Gesetzen, welche das allgemeine Interesse heischt. „Ich kann nicht umhin hinzuzufügen," fährt Smith fort, „daß die Fähigkeit eines Volks, politische Rechte mit Weisheit und Glück auszuüben, eine Verbreitung nützlicher Kenntnisse und guter moralischer Maximen voraussetzt, die nur das Resultat einer vorbereitenden Wirkung der Gesetze auf Fleiß, Ordnung und Freiheit seyn kann." Von der Wahrheit dieser Bemerkungen, sagt Stewart, scheinen jetzt alle aufgeklärte Politiker durchaus überzeugt zu seyn. Die grösten Schriftsteller, welche seit 30 Jahren dieses Fach bearbeiteten, ein Quesnay, Turgot, Campomanes, Beccaria, Smith, haben die Vervollkommnung der gesellschaftlichen Ordnung nicht durch neue Konstituzionen, sondern durch Aufklärung der bestehenden Gesetzgebungen erzielen wollen. Ihre Spekulazionen hatten nicht die kühne Tendenz, alle bestehende Einrichtungen aus den Angeln zu reißen, oder die Leidenschaften des großen Haufens in Gährung zu bringen. Die Reformen und die Verbesserungsmittel, die sie vorschlagen, sind langsam und progressiv zu ihren Wirkungen; aber so wie sie Eingang finden, geben sie dem Bau der politischen Verfassung mehr Konsistenz, und verstärken ihre Grundfesten.

Unstreitig gebührt Smith das Verdienst, das lichtvollste

und vollkommenste Werk geliefert zu haben, was bis jetzt über irgend einen Zweig der Gesetzgebung erschienen ist. Werden andere wichtige Theile der innern Staatsverwaltung in Smiths Geiste von hellen Köpfen bearbeitet, so kann man der Wissenschaft die Vollkommenheit und die genaue Beziehung auf das Wohl des Ganzen versprechen, die der große Baco so treffend geschildert hat, so werden jene leges legum, wie er sie nennt, festgesetzt werden, „ex quibus informatio peti possit, quid in singulis legibus bene aut perperam positum aut constitutum sit.“ Auffallend ist der Kontrast alter und neuer Gesetzgebungen in dem von Smith bearbeiteten Zweige. Jene zweckten darauf ab, dem Luxus und der Geldliebe durch positive Verordnungen zu steuern, Strenge der Sitten und Frugalität unter den Völkern herrschend zu machen. Griechische und Lateinische Geschichtschreiber leiten den Verfall der Staaten von dem Einflusse der Reichthümer auf den Nazionalcharakter ab. Lykurgs Gesetze, die sogar alle edeln Metalle aus Sparta verbannten, sind ihnen Muster der höchsten Weisheit. Wie stechen die Grundsätze der neuern Politik gegen diese Urtheile ab? Sie, deren Hauptziel ist, neue Quellen des Nazional-Reichthums zu eröffnen, und die Thätigkeit aller Volksklassen durch Geschmack an den Bequemlichkeiten und Genüssen des Lebens zu beseelen. Freilich mag die Verschiedenheit der Reichthumsquellen in alten und neuen Zeiten die Hauptursache des so verschiedenen Geistes alter und neuer Regierungen seyn. In dem Kindheitsalter der Gewerbe und des Handels, in isolirten Freistaaten, wie die des Alterthums waren, mußte der plötzliche Einfluß fremder Schätze ein für Sitten, Fleiß und Freiheit des

Volks gleich furchtbares Uebel seyn. Das Gegentheil findet bei uns statt. Die arbeitsamsten Völker sind jetzt die reichsten, und genießen die höchste bürgerliche Freiheit. Die Verbreitung des Reichthums unter die niedrigern Klassen hat sogar den Geist der Unabhängigkeit in Europa erzeugt, hat insbesondere in England eine Verbreitung des Freiheitssegens bewirkt, die den gepriesensten ältern Verfassungen fremd war. Ohne sie wären die Wirkungen der Buchdruckerei äußerst beschränkt gewesen. Nur ein gewisser Grad des Wohlstandes und der Unabhängigkeit gewährt Lust und Muße seine Kenntnisse zu vermehren, und den Geist anzubauen; nur die Belohnungen, die der Staat dem Fleiße und dem Talente vorhält, können die selbstsüchtige Menge bewegen, für die geistige Bildung ihrer Kinder zu sorgen. Die Verbreitung der Aufklärung und Kultur, von Buchdruckerei und Handelsgeist bewirkt, scheint ein von der Natur veranstaltetes Gegenmittel zu seyn, um die traurigen Wirkungen der großen Unterabtheilung des Gewerbfleißes zu mildern, welche ohne sie den Menschen zur Maschine machen würde. Nur weise Anstalten der Regenten zur Erleichterung des Volksunterrichts und zu einer dem künftigen Wirkungskreise des Bürgers angemessenen Erziehung können jenen Mitteln Wirksamkeit verschaffen. Der Geist des Handwerkers, in eine enge Sphäre eingeklemmt, wo jede Erfindungskraft durch gedankenlosen Mechanism gelähmt wird, würde tief unter den Bauer, unter den Wilden herabsinken, wenn er nicht als Kind schon Empfänglichkeit für geistigen Genuß, Keime moralischer Ausbildung aufnähme, wenn nicht die abstumpfende Einförmigkeit des vorgeschriebenen Händegebrauchs seinem Nachdenken und seiner

Aufmerksamkeit freien Spielraum ließ, sich auf interessantere Gegenstände zu heften.

Hume schreibt in seinem Versuche übrr den Handel die ungeheuren Kriegsheere der alten Freistaaten dem Mangel an Handel und Gewerben zu. Der Feldbau, sagt er, hatte wenige Handwerker zu ernähren, folglich konnten mehr Soldaten davon leben. Die Regierungsart der alten Welt, fährt er fort, war gewaltsam, und stemmte sich gegen den natürlichen Lauf der Dinge. Vermuthlich meint er, sie habe nach vorgefaßten Meinungen von Zuträglichkeit die gesellschaftliche Ordnung durch allzuviele positive Einrichtungen modifizirt, zu viele Eingriffe in das Triebwerk der menschlichen Entwickelung gethan, sich zu wenig auf die in der menschlichen Natur liegenden Keime höherer Ausbildung verlassen, die nur Freiheit von äußern Fesseln und Schranken verlangen, um sich zu entfalten. In diesem Punkte haben die neuern Regierungen vor den alten sichtbare Vorzüge, und wo sie zurückbleiben, da liegt die Schuld an den Schranken, in welche sie die Natur einzwängen. Hier wuchert der verborgene Same moderner Vorurtheile und Thorheiten, die so lange schon den Vorstellungen der Philosophie Hohn sprachen, und selbst dem Stachel der Satyre Troz bieten. Diese Winke, welche St. den folgenden Bemerkungen über Smiths Meisterwerk als Einleitung voranschickt, hielt er nicht für unnöthig, um den Zusammenhang zwischen Smiths System der Handelspolitik und den psychologisch-moralischen Untersuchungeu seiner frühern Jahre anzudeuten, und die Ansicht zu geben, welche Berechnungen über Verlust und Gewinn selbst in den Augen des Sittenlehrers veredeln. Smith spielt nur von wei-

tem darauf an. Ja die Wichtigkeit, welche er der möglichst größten Vertheilung der Arbeiten zur Vermehrung der produktiven Kräfte beilegt, scheint auf ein melancholisches Resultat hinzuweisen. Die Fortschritte der Kunst zielen sonach darauf hin, die Seele des mechanischen Künstlers abzustumpfen und zu verkrüppeln, und Wachsthum des Nazionalreichthums wird durch Aufopferung des Volkscharakters erkauft.

Einen Auszug aus dem Werke über Nazionalreichthum zu geben findet St. unnöthig, und zu weitläuftig; den Geist desselben giebt er kürzlich also an. Der Hauptgedanke des Buches ist, die Anstalten und Vorkehrungen anzugeben, welche die Natur durch die innern Anlagen und den äußern Zustand des Menschen für das stufenweise Wachsthum der Mittel des Nazionalreichthums getroffen hat; darzuthun, der wirksamste Plan zu der Beglückung eines Volks sei der, welcher darauf angelegt ist, die von der Natur angedeutete Ordnung zu handhaben, also jeden, so lange er die Pflichten der Gerechtigkeit erfüllt, seinen eignen Weg gehen, seinen Fleiß und sein Kapital in die freieste Konkurrenz mit denen seiner Mitbürger setzen zu lassen. Jedes Regierungs-System, welches entweder durch positive Aufmunterungen einen größern Theil des allgemeinen Kapitals auf einen Zweig der Industrie leitet, als die Natur dazu ausschießen würde, oder durch willkührliche Verbote und Beschränkungen einen Theil desselben Kapitals, der diese Richtung nehmen würde, davon ablenkt, zerstört in der That den großen Zweck, den sie zu befördern wähnt. Smith untersucht nun mit vielem Geiste die Umstände, die in neuern Zeiten die Ordnung der Natur gestört, — insbesondere die Industrie der Städte auf

Kosten des Landbaus aufgemuntert haben. Seine Beobachtungen führen zu dem Schluße, daß diese Umstände ursprünglich das nothwendige und unausbleibliche Resultat der besondern Lage der Menschheit, während einer gewissen Periode, war, also nicht von einem Schema der Regierung, sondern von Privatinteresse und von Vorurtheilen gewisser Menschenklassen herrührten. Dieser unnatürliche Zustand, der anfangs aus zufälligen Kombinazionen entsprang, ist durch ein falsches von Kaufleuten und Fabrikanten, — einer Klasse, deren besonderes Interesse nicht immer mit dem allgemeinem zusammenspielt, — ausgedachtes System weit über seine natürlichen Gränzen ausgedehnt worden. Sachkenntnisse gaben den Kaufleuten, besonders in dem Kindheitsalter der Wissenschaft, entschiedene Vortheile für die Vertheidigung ihrer Lieblingsmeinungen. — Einen neuen Damm von Hindernissen setzte das Lehnwesen dem öffentlichem Wohle entgegen. Sie zielten gerade zu auf Störung des gesellschaftlichen Organismus ab, indem sie die freie Cirkulazion der Arbeit und des Geldes hemmten. Das in der Folge herrschend gewordene System der Staats-Oekonomie, welches laut den Zweck ankündigte, das Verkehr zwischen Nazionen zu ordnen, hat auf einem weniger geraden und offenen, aber eben so verderblichen Wege seine Wirkungen erzielt. Diesem von Vorurtheilen und eigennützigen Rücksichten kaufmännischer Spekulanten erzeugten Systeme giebt Smith den Namen des Merkantilischen. Beschränkung der Einfuhr, Aufmunterung der Ausfuhr sind die zwei großen Maschinen, wodurch es die Staaten beherrschen will. Beide Mittel, sagt Smith, sind von Monopolgeist und Eifersucht gegen andere Völker, welche

die Handelsbilanz zu sehr zu begünstigen schien, eingegeben. Beide haben eine dem Reichthum der Nazion, welche sich ihrer bedient, nachtheilige Tendenz. Hier erwärmt sich Smiths kalter Ernst zum scheltenden Unwillen. So, sagt er, sind kleinliche Kniffe des engherzigen Kaufmannes zu politischen Maximen des Verfahrens eines großen Staats erhoben worden. Nazionen haben lernen müssen, ihr Interesse erfordere es, ihre Nachbarn zu Bettlern zu machen. Jede Nazion ist verleitet worden, mit neidischen scheelen Augen auf den Wohlstand derer zu schielen, mit denen sie in Verkehr steht, und den Gewinn derselben für ihren eignen Verlust zu achten. Der Handel, der zwischen Völkern, wie zwischen Individuen, ein Band der Eintracht seyn sollte, ist der fruchtbarste Stoff des Haders, der Zwietracht geworden; ja alle Launen, aller Ehrgeiz der Fürsten und der Minister sind in den zwei letzten Jahrhunderten der Ruhe Europa's nicht so verderblich gewesen, als die ungeziemende tolle Eifersucht zwischen Handelsleuten. Die Gewaltthätigkeit und Unbilligkeit der Herrscher ist ein altes Erbübel, wogegen die menschliche Natur wohl kaum eine Arznei zu gebrauchen verstattet. Aber die niedrige Raubsucht und der Monopolgeist solcher Menschen, die weder Beherrscher ihres Geschlechts seyn sollen, noch es seyn können, ist zwar auch unverbesserlich, kann aber doch so gezügelt werden, daß sie Niemands Ruhe stören, als ihre eigene. Welches Unheil Smith von der allzuraschen Anwendung politischer Theorien ahndete, ist aus dem bedachtsamen Gange seiner Schriften sowohl als aus einzelnen Bemerkungen, die er einstreut, sichtbar. „So unselig," sagt er, „sind die Wirkungen des Merkantil-Systems, daß sie nicht nur

gefährliche Krankheiten in dem Staatskörper erzeugen, sondern solche Krankheiten, die oft schwer zu heilen sind, ohne wenigstens auf einige Zeit noch größere Uebel zu veranlassen. Wir müssen es daher der Weisheit künftiger Staatsmänner und Gesetzgeber überlassen, die Art zu bestimmen, wie das natürliche System vollkommener Freiheit und Gerechtigkeit herzustellen seyn möchte.“

In der letzten Ausgabe der Theorie der moralischen Gefühle hat Smith Bemerkungen hinfallen lassen, die eine auffallende Beziehung auf dieselbe wichtige Lehre haben. Folgende Stelle scheint diejenigen Zerrüttungen der gesellschaftlichen Ordnung anzugehen, die ihre Wurzel im Feudalsystem haben. „Der Mann, dessen Gemeingeist von Menschenliebe und Wohlwollen belebt wird, achtet die bestehenden Vorrechte und Gewalten selbst an Individuen, noch weit mehr aber wird er die Vorrechte der großen Klassen und Associationen, in die der Staat vertheilt ist, respektiren. Sollte er auch einige derselben als Misbrauch anerkennen, so wird er sich doch damit begnügen, zu mäßigen, was er nicht ohne Gewaltsamkeit vernichten kann. Vermag er eingewurzelte Volksvorurtheile nicht durch Vernunft und Ueberzeugung zu besiegen, so wird er nie in Versuchung gerathen, sie durch Gewalt zu bezwingen, sondern gewissenhaft das beobachten, was Cicero die göttliche Maxime Plato's nennt, eben so wenig gegen sein Vaterland Gewalt zu gebrauchen als gegen seine Eltern. Er wird seine öffentlichen Anstalten den eingewurzelten Gewohnheiten und Vorurtheilen des Volks so nahe als möglich anzupassen suchen, und so gut er kann, den Unbequemlichkeiten aushelfen, welche aus dem Mangel

solcher Verordnungen entspringen, denen das Volk abgeneigt ist sich zu unterwerfen. Kann er das Recht nicht durchsehen, so wird er es nicht für seiner unwürdig halten, das Unrecht zu verbessern; und, gleich Solon gesinnt, wird er, wo nicht die absolut besten Gesetze, doch die besten, welche das Volk vertragen kann, einzuführen suchen.“ Diese Vorsicht war besonders dem Manne anständig, der auf eine unumschränkte Handelsfreiheit dringt. Diese schöne Idee kann leicht der Trägheit des Staatsmannes schmeicheln, und den Machthabern eine rasche unvorbereitete Einführung anrathen. Erfahrung und Geist der Mäßigung lehren uns das Mangelhafte unserer Theorien fühlen, und in allgemeine Prinzipien ein weises Mißtrauen setzen. Denn nicht immer ist es die Schuld des Volks, wenn solche Prinzipien in der Anwendung Anstoß und Widerstand finden. Der bloße Theorist, um die Folgen unbekümmert, verläßt sich auf die Bestätigung späterer Jahrhunderte, und klagt seine Zeitgenossen der Ungeduld an, wenn sie den Erfolg seiner ausgeübten Theorie zu erleben wünschen. Nicht so der weisere Staatsmann. Haben also Theorien gar keinen Werth? Ferne sei es von uns, den Theorien ihren Werth abzusprechen. Sie sind Vorzeichnungen der höchsten Zwecke, nach welchen der Politiker streben soll. Aber die Ruhe und der Fortgang seiner Verwaltung erfordern praktischen Sinn und Erfahrung. — Die Theorie soll ihn lehren, seine Schritte mit Festigkeit und Weisheit abzumessen, die Vollkommenheit und das Wohl seiner Nebenmenschen zu seinem Hauptzwecke zu machen, sich nie durch einseitige Rücksichten auf temporelle Vortheile von diesem höchsten Zwecke ablenken zu lassen. — „In jedem Falle, sagt Hume,

ist es heilsam das beste in seiner Art zu kennen, um im Stande zu seyn, die wirkliche Verfassung durch sanfte Abänderungen und leise Neuerungen, durch welche keine Störung in der Societät veranlaßt wird, dem Ideale so nahe zu bringen als möglich.“

Die Gränzen dieser Abhandlung verstatteten St. nicht, dem Meisterstücke Smiths das Verdienst der Originalität zu sichern. Daß sein System mit den Gedanken der Französischen Oekonomisten über Handelsfreiheit und Industrie zusammentreffe, leuchtet schon aus der flüchtigen Uebersicht ihrer Lehre ein, die er selbst gegeben hat. Aber ihre eifrigsten Bewunderer werden sich nicht getrauen zu behaupten, daß einer von den vielen Kommentatoren ihrer Lehre an Deutlichkeit, Faßlichkeit, Bestimmtheit in der Ableitung der Begriffe unserm Philosophen beikomme. Die Unbehülflichkeit ihrer Kunstsprache, die paradoxe Darstellungsart ihrer Meinungen, sind Fehler, die von denen selbst anerkannt werden, die ihren Verdiensten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen: indeß man zweifeln kann, ob außer der Sphäre mathematischer und physikalischer Wissenschaften ein Buch existirt, das in seiner Anlage der gesunden Logik so angemessen, der Prüfung gewöhnlicher Köpfe so zugänglich ist, und, abgesehen von den dem Verfasser eigenthümlichen Spekulazionen, die praktischen Resultate der tiefsten Philosophie seiner Zeit mit so viel Methode und Scharfsinn, und doch zugleich mit so viel Geschmack und Anmuth, praktisch vorträgt, als Smiths Werk. Wer in diesem nur das Talent sieht, sich fremde Ideen anzueignen, der erinnere sich, daß Smiths politische Vorlesungen, welche die Grundzüge des Werks über N. R. enthalten, schon 1752 — 1753 zu Glasgow gehalten wurden; eine Periode, wo noch

keine Französische Abhandlung da war, die seine Untersuchung leiten konnte. Turgot schrieb 1756 für die Encyklopädie einige Artikel, welche beweisen, wie sehr sein Geist von Vorurtheilen für Handelsgesetze entfesselt war. Diese Meinungen, die er von einem alten Negozianten Gournay erhalten hatte, machten Anfangs wenig Aufsehen.

Hume's politische Vorträge, z. B. der über die Handelseifersucht, u. a., welche Turgot zu übersetzen unternahm, sind unstreitig für Smith nutzbarer geworden, als irgend ein früheres Buch. Und doch sind Hume's Gedanken, obwohl sinnreich und wahrscheinlich, mit wesentlichen Misgriffen verschlungen, und geben, mit Smiths Theorie verglichen, einen Beweis ab, daß, bei Erforschung so verwickelter und vielumfassender Gegenstände, der durchdringendste Scharfsinn, wenn er nur auf besondere Fragen angewandt wird, geneigt ist, sich durch den Schein irre führen zu lassen, und daß nichts so sehr gegen Irrthum sichert, als eine weite Uebersicht des ganzen Feldes der Erörterung, geschärft durch eine mühsame Analyse der Ideen, an denen sich unser Räsonnement übt.

1755 überreichte Smith einer literarischen Gesellschaft ein Manuskript, um sein ausschließendes Recht auf gewisse Gedanken zu vindiziren, die in Politik und Moral als Denksprüche gelten können. Steward trug Bedenken, das Manuskript ganz zu liefern, um nicht vergessene Privatzänkereien wieder aufzuwecken. Nur einige Stellen hebt er zum Beweise seiner Behauptung aus, und unter andern folgende:

„Es wird wenig mehr erfordert um einen Staat aus den Tiefen der Barbarei zu der höchsten Staffel der Kultur zu

erheben, als Friede, erträgliche Steuern, eine mittelmäßig gute Rechtspflege; — alles übrige wird durch den natürlichen Gang der Dinge zu Stande gebracht. Alle Regierungen, welche diesen Lauf hemmen oder durchkreuzen, und die Dinge in einen andern Kanal einpressen, oder die Fortschritte der Gesellschaft auf irgend einen Punkt beschränken wollen, sind unnatürlich, und sie sind gezwungen, unterdrückend und tyrannisch zu werden, um sich zu behaupten.“ —

Wie dem übrigens sei, fährt St. fort, so ist Originalität immer nicht das Hauptverdienst eines Werks, wie das Smithsche ist. Der ordnungsvolle, wissenschaftliche Gang und die Bündigkeit des Räsonnements, die erheben ihn über alle Schriftsteller, welche vor ihm bloße Winke über die Vortheile eines ganz freien Handels entfallen ließen. Nicht dem, wer zufälligerweise auf die Wahrheit stößt, sondern dem, der sie hervorsucht, aus ihren Gründen ableitet, in ihre entferntesten Folgerungen ihr nachspürt, dem gebührt das Ansehen und der Beifall, welchen neue Meinungen erhalten. Außer diesen ihm eigenthümlichen Ideen hat Smith noch manche Punkte der Staatsökonomie in einer systematischen Uebersicht aufgehellt. Die Erfahrung und der Scharfsinn, womit er sie beleuchtet, erhalten durch eine Vergleichung mit seinen Vorgängern ein doppeltes Verdienst. Die von ihm auf Sammlung, Stellung, Anordnung ihrer zerstreuten Materialien gewandte Mühe ist vielleicht nicht minder schätzenswerth, als das Resultat eigener Spekulazion.

Es würde mich von meinem Zwecke entfernen, wenn es auch nicht meine Kräfte überstiege, die unbestrittenen und unbe-

zweifelten Sätze des Smithschen Systems über N. R. von denen zu sondern, gegen welche sich manches erhebliche einwenden ließ. Besonders scheint mir das Kapitel, über Steuern, seichter, lockerer, unbefriedigender zu seyn als das Uebrige.

Smith überlebte die erste Ausgabe seines Hauptwerks nur um 15 Jahre, und doch hatte er in dieser kurzen Frist die Beruhigung, nicht nur den anfangs erregten Widerspruch verstummen zu sehn, sondern selbst Augenzeuge des Einflusses seiner Schriften auf die Handelspolizei seines Vaterlands zu seyn.

Fünfter Abschnitt. S. 103 — 118. Beschluß der Lebensgeschichte Smiths. — Ohngefähr zwei Jahre nach Erscheinung des Werks über N. R. wurde Smith, auf des Herzogs von Buccleugh Ansuchen, zum Commissioner of the Kings Customs in Schottland ernannt. Er hatte den grösten Theil dieser zwei Jahre in London zugebracht, in einer zu bunten und gemischten Gesellschaft, um seinem Geschmacke an Studien nachzuhängen. Inzwischen war seine Zeit nicht verlohren, da er einen Theil derselben mit den Meistern der Englischen Literatur verlebte. Dr. Barnard sagt in einem Gedicht an Jos. Reinolds: Smith lehrt mich denken, Burke sprechen, und Beauclerc die Kunst der Unterredung. Ein höherer Posten (in dem Board of Customs) rief ihn im J. 1778 nach Edinburgh, wo er die letzten zwölf Jahre seines Lebens in einem Ueberflusse, der alle seine Bedürfnisse und Wünsche überstieg, und, — was für ihn der höchste Genuß war, — in dem Umgange seiner Jugendgefährten hinbrachte. Seine alte Mutter genoß noch eine ziemliche Gesundheit; mit ihr lebte noch eine Nichte, Miß Douglas, bei Ad. Smith, die ihn der Wirthschaftssorgen

überhob. Seine vermehrten Einkünfte setzten ihn in den Stand, seiner edeln Neigung zum Wohlthun ein Genüge zu thun. Der Zustand seines Vermögens nach seinem Tode bewies, was Freunde oft gemuthmaßt hatten, daß seine Ersparnisse großentheils in Werken der Mildthätigkeit, die seinem Vermögen kaum angemessen schienen, aufgegangen waren. Eine kleine, aber treffliche Bibliothek, eine frugale und einfache, aber wirthliche Tafel, wo Freunde ohne Einladung stets willkommen waren, machte den einzigen Aufwand aus, den er sein nennen konnte. Die Veränderung seiner Lebensweise, durch die Versetzung nach Edinburgh bewirkt, war seiner literarischen Geschäftigkeit nicht so günstig als seinen Glücksumständen. Zwar erforderte sein Amt keine große Anstrengung, und doch verzehrte es seine Lebensgeister, und verschlang seine Aufmerksamkeit. Jetzt da seine Laufbahn geschlossen ist, muß man es beklagen, daß nicht ihr größter Theil Arbeiten gewidmet werden konnte, die seinem großen Geiste angemessener, und der Welt nützlicher gewesen wären. In den ersten Jahren seines letzten Aufenthalts in Edinburgh schienen seine Studien ganz gehemmt, und seine leidenschaftliche Liebe zu den Wissenschaften konnte nur noch seine Muße ausfüllen, seine Gespräche beleben. Die Gebrechen des Alters erinnerten ihn an seine literarischen Schulden. Die Materialien zu den versprochenen Werken lagen fertig. Ein reiner kunstloser Styl, eine systematische Anordnung war alles, was ihnen noch fehlte, um seinem Geiste neue Denkmahle zu setzen. Aber Smith arbeitete mit ängstlicher Genauigkeit, und feilte sehr lange. Noch kurz vor seinem Ende gestand er, das Schreiben werde ihm noch eben so sauer als bei seinen ersten Versuchen.

Wie verschieden von Hume, dessen Manuskripte, ohne vorher aufs Reine geschrieben zu seyn, gerade in die Druckerei giengen!

Die literarischen Plane Smiths blieben unausgeführt. Vermuthlich trug der Tod seiner Mutter, (1784) und der Miß Douglas (im J. 1788) viel dazu bei, sie zu vereiteln. Smith hatte die Gegenstände seiner zärtlichsten Zuneigung, die Familienkleinode, welche das häusliche Glück so unschätzbar machen, verlohren. Allein und hülflos trug er den Verlust zwar mit Gleichmuth, gewann sogar allmählich seine alte Heiterkeit wieder, aber seine Lebenskraft war versiegt, seine Gesundheit und Kräfte schwanden unaufhörlich bis zu seinem Tode, welcher im Julius 1790 erfolgte. Seine Krankheit, eine chronische Verstopfung der Gedärme, war abzehrend und peinvoll, wurde aber durch jeden Trost gemildert, den eigene Geistesfassung und die zärtlichste Sympathie gewähren können. Wenige Tage vor seinem Ende, dessen Annäherung er fühlte, befahl er, alle seine Handschriften zu zerstören, nur einige Bruchstücke ausgenommen, deren Bekanntmachung er seinen Testamentsvollziehern anvertraut wissen wollte. Alles übrige verzehrte das Feuer, und seine vertrautesten Freunde wissen nicht zuverlässig, was der Inhalt jener Papiere gewesen seyn mag. Man vermuthet nicht ohne Grund, daß sie in seinen Heften über die Rhetorik, welche er im J. 1748 zu Edinburgh erklärt, und in Vorlesungen über natürliche Theologie und Rechtslehre bestanden, die er zu Glasgow gehalten hatte.

Schon mehreremahle, wie Dr. Hutton, einer seiner vertrautesten Freunde, dem Herrn Steward versicherte, hatte Smith gebeten, nach seinem Tode alle seine Hefte zu verbrennen.

und seine Freunde gaben ihm darüber ihr Wort. Aber einige Tage später genügte ihm dieses Versprechen nicht. Er flehte sie dringend, die Handschriften noch bei seinen Lebzeiten zu zerstören, und ward durch die Erfüllung dieser Bitte so beruhigt, daß er seine Freunde mit der ihm gewöhnlichen Artigkeit und Gefälligkeit bei sich aufnehmen konnte. Sie pflegten alle Sonntage Abends bei ihm zu speisen. Smith, der nicht mehr aufzusitzen vermochte, begab sich vor dem Essen weg, indem er sagte: Ich glaube, wir müssen diese Zusammenkunft auf einen andern Ort aussetzen. Wenige Tage darauf starb er.

Wie werth seinem Andenken die Laufbahn war, die er in Glasgow zurückgelegt hatte, beweist ein Brief, den er 1787 bei seiner Wahl zum Rektorate an den Präses der Universität geschrieben hatte. „Keine Standeserhebung,“ sagt er, „würde mir so viel reine Zufriedenheit gewähren, als diese. Niemand kann einer Gesellschaft mehr verpflichtet seyn, als ich es der Universität Glasgow bin. Sie erzog mich, sie sandte mich nach Oxford. Bald nach meiner Zurückkunft ins Vaterland erwählte sie mich zu einem ihrer Glieder, und erhob mich nachher auf einen Lehrstuhl, über den die Talente und Tugenden des unvergeßlichen Hutchinson einen erhabenen Glanz verbreiteten. Der Zeitraum von 14 Jahren, den ich in diesen Verhältnissen verlebte, wird meiner Erinnerung immer als der nützlichste, und folglich als der ehrenvollste und glücklichste meines Daseyns vorschweben, und der Umstand, daß nun nach einer Abwesenheit von 23 Jahren meine alten Gönner und Freunde sich meiner so ehrenvoll erinnern, verschafft mir einen Seelengenuß, den ich Ihnen nicht auszudrücken vermag.“

Von seinen Naturgaben und erworbenen Vollkommenheiten, von der Originalität, der Klarheit und Schärfe seiner Ideen, von der Mannichfaltigkeit, dem Umfange, der Richtigkeit seiner Kenntnisse, von der unerschöpflichen Fruchtbarkeit seiner Erfindungskraft, von dem Schmuck, welchen seine reiche und schöne Phantasie den klassischen Schriftstellern abgeborgt, sich angeeignet hatte, sind bleibende Denkmahle vorhanden. Ueber seinem persönlichen Werth liegt wohl das redendste Zeugniß in dem Zutrauen, der Ehrfurcht, der Ergebenheit, welche ihn durch alle Verhältnisse des Lebens begleiteten. Die Heiterkeit, die seinen Geist mitten unter dem Drucke körperlicher Beschwerden und Leiden ausstrahlte, der warme Antheil, den er bis an den letzten Lebenshauch an allem dem nahm, was das Wohl seiner Freunde nur von fern berührte, wird lange in dem Andenken des kleinen Cirkels fortleben, welchem er, so lange es seine Kräfte erlaubten, jede Woche einen Abend schenkte, und für den die Erinnerung an das, was Er ihm war, noch ein sanft trauriges Band ist.

Schwer, vielleicht unmöglich würde es seyn, die feinere Charakteristik seines Gemüths zu zeichnen. Der flächste Beobachter mußte auf manche Besonderheiten in seinen geistigen Angewöhnungen stoßen; und obgleich diese Eigenheiten bei seinen nähern Bekannten die Ehrfurcht nicht zu schmälern vermochten, welche seine Talente geboten, ja sogar für seine genauesten Freunde die Reize seines Umgangs erhöhten, weil sie die anspruchloseste Einfalt, und die Kunstlosigkeit seiner Seele entfalteten; so würde doch eine Meisterhand erfordert, um sie dem Publikum in diesem Lichte zu schildern. Gewiß war Smith

weder für große Cirkel, noch für Geschäftsleben und steife Pünktlichkeit gemacht. Die tiefsinnigen Spekulazionen, in die er von Jugend auf versenkt war, und die Mannichfaltigkeit von Stoff, welche seine Erfindungskraft unaufhörlich seinem Nachdenken lieferte, machte ihn gewöhnlich unaufmerksam auf gemeine Vorfälle und alltägliche Gegenstände, und nicht selten gab er Beispiele von Abwesenheit und Zerstreuung, die kaum La Bruyere's Phantasie überflogen. In Gesellschaften sogar widerfuhr es ihm, daß er, so zu sagen, von seinen Meditazionen entführt wurde, und man sah es der Bewegung seiner Lippen, seinen Blicken und Gebehrden an, daß er im Feuer der Ausarbeitung war. Daher, sagt Steward, erstaunte ich oft über die Treue seines Gedächtnisses, das ihm nach vielen Jahren die geringfügigsten Umstände vergegenwärtigte. Demselben Fehler war es vermuthlich zuzuschreiben, daß er nicht leicht in ein Gespräch eingieng, und daß er seine Gedanken beinahe immer in Lehrform vortrug. Diese Besonderheit kam gewiß nicht von dem Wunsche her sich des Gesprächs zu bemächtigen, noch weniger seiner Eitelkeit Nahrung zu geben. Seine Neigung trieb ihn vielmehr zum stillen Mitgenusse der Fröhlichkeit derer, die ihn umgaben. Nie war sein Gespräch unterhaltender, als wenn er seinem Geiste freien Schwung gab, über die wenigen Zweige des menschlichen Wissens hinzuschweifen, von denen er nur die Außenlinien in seiner Gewalt hatte. Die Urtheile, welche er auf eine oberflächliche Bekanntschaft von Menschen fällte, waren oft schief; aber die gutmüthige Tendenz seines Naturells neigte ihn eher zu blinder Partheilichkeit, als zu grundlosen Vorurtheilen hin. So bekannt und vertraut er mit dem Mechanismus

der Fähigkeiten des menschlichen Geistes, so tief eingeweiht er in die geheimsten Triebwerke des menschlichen Herzens war, so geschah es doch nicht selten, daß seine Urtheile über Individuen in erstaunender Weite von der Wahrheit entfernt blieben, indeß er in seinen Theorien die feinsten Schattirungen des Genius und der Leidenschaft mit zarter Hand nachzeichnete. Die Meinungen und Gutachten über Bücher, die er in der Unbefangenheit und Vertraulichkeit des Gesprächs hinzuwerfen pflegte, fielen nicht immer so treffend aus, als man sie von der Ueberlegenheit seines Geistes, und der Selbstständigkeit seiner Grundsätze hätte erwarten sollen; sie verriethen den Einfluß kleiner Nebenumstände, und der augenblicklichen Laune; und von denen, die ihn nur gelegentlich sahen, wiederholt, brachten sie oft falsche, widersprechende Vorstellungen seiner wahren Gesinnung in Umlauf. — Kurz, seine Urtheile aus dem Stegreife waren zu systematisch, und streiften zu nahe gegen Extreme hin.

In seiner äußern Form und Anstande war nichts auszeichnendes. Wenn er ganz wohl auf war, und sich durch das Gespräch erwärmte, so waren seine Gesten lebhaft, und nicht ohne Anmuth. In der Gesellschaft seiner Geliebten erheiterte seine Züge oft ein Lächeln voll unaussprechlicher Huld und Gutmüthigkeit. Unter Fremden machte seine Geistesabwesenheit, noch mehr das Bewußtseyn derselben, sein Wesen etwas verlegen; eine Wirkung, die vermuthlich nicht wenig durch seine Ideen von Schicklichkeit erhöht warde: denn indeß Eingezogenheit und Spekulazion dahin abzielten, jene zu läutern, zu verfeinern, so schwächten beide die Fähigkeit, dieselben in seiner äußern Person zu verwirklichen.

Seine kostbare Bibliothek hinterließ er seinem Vetter Hrn. Douglas, einem Sachwalter. Er hatte der Erziehung und Bildung dieses jungen Mannes einen Theil seiner Muße geweiht, und erst kurz vor seinem Tode, in einem Zeitpunkte, wo ihm die Entbehrung eines angenehmen Umgangs am meisten kostete, schickte er ihn nach Glasgow, um unter Hrn. Millars Leitung die Rechte zu studiren; der stärkste Beweis seines uneigennützigen Eifers für die Fortschritte seines jungen Freundes, und seiner Achtung für einen trefflichen Lehrer.

* * *

Adam Smith's Versuch über die Grundsätze, welche philosophische Untersuchungen leiten, in Anwendung auf die Geschichte der alten Physik, Logik und Metaphysik.

I. Auf die Physik.

Von Anordnung und methodischer Behandlung des Himmelssystems stieg die Philosophie herab zu den niedern Theilen der Natur, zur Betrachtung der Erde und der Körper, die sie unmittelbar umgeben. Stehen die Gegenstände, welche uns hier erscheinen, jenen an Größe und Schönheit nach, ziehen sie die Aufmerksamkeit weniger an; so sind sie doch, genau beachtet, fähiger, durch ihre Mannichfaltigkeit uns stutzig zu machen, und durch ihre Verwickelung und die scheinbare Regellosigkeit ihrer Anordnung und ihrer Folgen zu verwirren. Die Himmelskörper lassen sich unter wenige Klassen bringen. Sonne, Planeten, Monde, Fixsterne, sind alles, was der Philosoph hier zu unterscheiden hat. Alle sichtbaren Veränderungen dieser Körper

entstehen aus Verschiedenheiten in der Schnelligkeit und Richtung ihres Umlaufs; weit größer ist die Mannichfaltigkeit der Meteore, wie Wolken, Regenbogen, Blitz, Regen, Schnee, rc. weit unregelmäßiger erscheint die Ordnung ihrer Aufeinanderfolge. Wie verwickelt ist der Unterschied der Fossilien, Pflanzen, Thiere, welche die Erde hervorbringt! Wenn wir auf die Art ihrer Erzeugung, auf ihren Wechseleinfluß bei der Zerstörung, Verwandelung, gegenseitigen Unterstützung sehen; so scheint die Ordnung ihrer Folge eine unendliche Menge von Abänderungen zuzulassen. Wurde die Einbildungskraft schon durch die Erscheinungen des Himmels verwirrt, und aus ihrem Gleise gedrängt, welch eine größere Verlegenheit muß sie überfallen, wenn sie die sinnlichen Erscheinungen auf der Erde zu umfassen, und ihre Aufeinanderfolge und Verwandelungen zu bezeichnen strebt!

Um Ordnung und Zusammenhang in die Vorstellung dieses scheinbaren Chaos zu bringen, mußte man die Eigenschaften, Wirkungen, Gesetze jener ungleichartigen und unverbundenen Phänomene von den Eigenschaften u. s. w. solcher Dinge ableiten, mit denen man genau bekannt, vertraut war, an denen die Einbildungskraft sanft und gemächlich, ruhig und ungestört hinabgleiten konnte. So wie wir aber umsonst versuchen würden, die Hitze einer Stube von der eines offenen Kamins abzuleiten, wenn wir nicht zeigen könnten, daß dasselbe Feuer, was in dem einen offen liegt, in der andern verborgen da ist, so war es unmöglich, die Eigenschaften und Folgegesetze, die man in ungewöhnlichen Naturerscheinungen beobachtet hatte, von den Qualitäten der gewöhnlichern herzuleiten, wenn man nicht annehmen konnte, daß diese alltäglichen Objekte, obwohl ver-

kleidet, in die Zusammensetzung jener seltenen und auffallenden Phänomene eingiengen. Um also diesen niedern Theil des großen Naturtheaters zu einem zusammenhängenden Schauspiele zu machen, war es nothwendig vorauszusetzen: 1) daß die seltsamen Erscheinungen, die er befaßt, aus einigen wenigen, dem menschlichen Geiste schon bekannten Objekten zusammengesetzt wären; 2) daß alle ihre Eigenschaften, Folgegesetze, Wirkungen nichts als Abänderungen derer waren, welche der Geist in jenen Elementarobjekten wahrzunehmen gewohnt ist.

Unter allen Körpern, woraus die niedern Theile der Welt zusammengesetzt scheinen, sind die uns bekanntesten, Erde, Wasser, Luft, Feuer, das große Zubereitungsmittel der nothwendigsten Bedürfnisse, der fortdauernde Nahrungsstoff des Lebensprinzips, welches alle organisirte Wesen treibt und belebt. Dieses waren nach Empedokles und andern Weisen der Italischen Schule die vier Bestandtheile aller niedern Theile der Natur.

So bald eine Analogie zwischen einfachen und zusammengesetztern Körpern in Rücksicht auf ihre Folge und Wirkungsart bemerkbar wurde, ging die Phantasie einen sanften, gemächlichen Gang. Dieser natürliche Vorgriff der Erfahrung wurde durch eine flache Analyse der Objekte bestätigt, ganz dem Kindheitsalter der Wissenschaft angemessen, wo Neugierde nach einer allgemeinen Auskunft über alle Dinge haschte, ehe sie sich noch über ein einziges befriedigende Rechenschaft geben konnte, wo Lehrgeist eilte, in den Phantasieräumen die unermeßliche Werkstätte des Universum nachzubilden. — Hitze, die sich in Pflanzen und Thieren zeigte, deutete auf Feuer hin — Luft schien

als Bestandtheil durch Luftröhren und andere Kanäle und Saugwerke in den thierischen und vegetabilischen Körper einzudringen. Die Säfte der organischen Wesen kündigen den Antheil an, welchen Wasser, das Resultat ihrer Fäulniß und Entsetzung, und welchen Erde an ihrer Bildung hat.

Die große Verbreitung dieser beiden Elemente schien sie ganz besonders zu den großen Vorräthen zu eignen, woraus die Natur andere Wesenarten erbaut. Erde und Wasser theilen fast die ganze Erdkugel unter sich. Der durchsichtige Luftschleier umhüllt sie von allen Seiten in angemessene Höhen hinauf; das Feuer, mit seinem Begleiter, Licht, scheint von den Himmelsregionen herabzuflammen; man kann also annehmen, es sei durch den ganzen Umkreis der ätherischen Räume ausgegossen, und in den Lichtkugeln verdichtet, verklumpt: So die Stoa; oder auch, es habe seinen Sitz hart unter der Sphäre des niedrigen Mondes; so die Peripatetiker, welche die allverzehrende Natur des Feuers nicht mit dem unwandelbaren Wesen ihrer soliden krystallenen Sphären vereinbaren konnten.

Alle Eigenschaften, durch die wir am häufigsten Körper charakterisiren, finden sich in einem eminenten Grade an den 4 Elementen. Warm, kalt, feucht, trocken, leicht, schwer, sind die Merkmale der sechs Hauptklassen, die Stammeigenschaften der Körper. Die 2 erstern wurden von den frühesten Naturforschern für thätige, Feuchtigkeit und Trockenheit für leidende Eigenschaften angesehen. Wachsthum und Auflösung der Vegetabilien und Thiere schienen von der Temperatur der Wärme und Kälte abzuhängen. Schwere und Leichtigkeit bestimmten, so

schien es, die Bewegung und den Platz der Körper. Der Einfluß nasser und trockener Jahreszeiten und Erdtheile bewies die Nothwendigkeit eines bestimmten Maaßes von Trockenheit und Feuchtigkeit zu Bildung des Organismus. Aber diese trägen Eigenschaften der Dinge wurden erst durch Wärme und Kälte zu Thätigkeit oder Ruhe bestimmt. Die genannten sechs Eigenschaften reichten bei der flachen Ansicht der Natur, welche dem Wiegenalter des Denkens zukam, hin, alle Revoluzionen in den niedern Bezirken des Universum zu erklären. Hitze mit Trockenheit charakterisirte das Feuer; mit Feuchtigkeit, die Luft, Kälte mit Feuchtigkeit, das Wasser; mit Trockenheit, die Erde. Erde und Wasser wurden durch ihre Schwere niederwärts gedruckt, die Luft, und in größerm Maaße das Feuer, durch ihre Leichtigkeit emporgehoben. Man verachte das philosophische Alterthum nicht wegen der Annahme einer positiven Leichtigkeit, die aufwärts strebt u. s. w. Man erinnere sich, daß nicht tiefer Scharfblick, sondern Zufall den Neuern die Experimente an die Hand gab, woraus die Schwere der Luft erhellt; daß alles, was einigermaaßen ihren Mangel ersetzen konnte, Räsonnement über das Aufsteigen specifisch leichter Körper in schwerern Flüssigkeiten, erst von Archimedes, lange nach Feststellung jener Systeme, gefunden wurde; daß jene Schlußfolge sich nicht aufdrang, und selbst von dem Erfinder, Archimed, nur auf das Emporsteigen fester Körper im Wasser, (nicht in der Luft) noch weniger auf das Emporstreben einer Flüssigkeit in der andern, angewandt wurde. Nur das letzte kann den Aufschwung der Flamme, des Rauchs, der Dünste, feuriger Dämpfe ꝛc. erklären.

So hatte jedes der 4 Elemente seinen angewiesenen Platz im Weltsysteme. Das leichte Feuer schwebt empor zu den himmlischen, d. h. den höchsten Regionen. Wenn ein Element seine wahre Sphäre erreicht hat, so ist keine Naturkraft irgend eines andern im Stande, es daraus zu verdrängen. Daher würden alle irdischen Dinge, sich selbst überlassen, ewig in Ruhe geblieben seyn. Die Umwälzungen der Himmelskörper brachten den Wechsel der Tages- und Jahreszeiten hervor, und verhüteten das Erstarren und die Unthätigkeit in der niedern Natur; sie entflammten durch die reißende Schnelligkeit ihres Umschwungs das Elementarfeuer, und drängten es niederwärts in Luft, Wasser, Erde; dieses erzeugte die Mischungen der Elemente, und veranlaßte vielleicht selbst Verwandelungen eines Elements in ein anderes. Wenn eine kleine Portion Feuers sich mit einer großen Quantität Luft vermengte, so überwältigte die Feuchtigkeit und Lauigkeit der letztern die Trockenheit und Gluth des erstern, und alles ward Luft. Das Gegentheil erfolgt, wenn in der Mischung Feuer das stärkere Ingredienz ist u. s. w. Ueberwältigt nur eine der zwei Haupteigenschaften eines Elements die ihr entgegenstehende des andern, so entsteht ein neues. Z. B., wenn die Nässe des Wassers die Trockenheit des Feuers bezwingt, so entspringt Luft, u. s. w.

Nicht immer hat eine Eigenschaft eines Mischungstheils Kraft genug, die des andern zu besiegen; dann entsteht nicht Verwandelung, sondern Temperatur, Gleichgewicht. — Feuer mit Wasser vermengt ward oft nur Dunst, der aufwärts stieg, welches der Charakter des Feuers ist, und in Regionen, die wegen gleicher Entfernung von dem Sitze des Feuers und von

den zurückgeworfenen Sonnenstrahlen, welche die Erde zurückwirft, kalt sind, vermöge seiner Schwere schwebend verweilte. Hier ward er zu Wasser, verdichtet, und fiel als Regen, aus noch kältern Regionen als Schnee oder Hagel, auf die Erde herab, indeß die Feuertheile zu ihrem ursprünglichen Sitze emporwallten. — Feuer mit Erde vermischt, brachte einen Dampf hervor, dessen Eigenschaften Trockenheit und Hitze waren. Durch seine Leichtigkeit in die Region der durch Kälte verdickten Luft erhoben, zugleich von wässerigen Dünsten umhüllt, brach der Dampf in Donner, Blitz u. a. feurige Meteore aus.

So knüpfte die alte Physik durch die Eigenschaften der vier Elemente alle Erscheinungen der Luft zusammen; so leitete sie auch die Eigenschaften gleichartiger Körper ab. Z. B. Hitze und Feuchtigkeit waren ihr die zwei großen Erweichungsmittel der Materie. Härte entstand aus Abwesenheit der einen oder der andern. Eis, Crystall, Bley, Gold u. s. w. verdanken ihre Härte der Abwesenheit des Feuers; Salz, Salpeter, Alaun, Kreide, der Abwesenheit des Wassers; daher jene durch Feuer, diese in Wasser auflösbar sind. Auf gleiche Weise suchten sie die übrigen, tastbaren Eigenschaften der Körper, rauh, glatt, biegsam, spröde u. s. w. an einander zu reihen.

So gewagt und schimärisch, so unbestimmt und schwankend die Unionsprinzipien der alten Physik waren, so setzten sie doch die dem Kindesalter der Vernunft entwachsene Menschheit in den Stand, zusammenhängender zu denken und zu sprechen.

Die Sphären bestanden aus einem 5ten Elemente, das, weder schwer noch leicht, eben so wenig einem Centrum zustrebte,

als sich von ihm zu entfernen suchte, sondern dessen natürliche Bewegung Unwälzung in einer Kreislinie war. Daher konnten sie nie einen Ruhepunkt erreichen, sondern rollten ewig in ihren Cirkelbahnen fort. Dieses 5te Element war keinem Wechsel, keiner Erzeugung und Vergänglichkeit unterworfen. Die Schönheit dieser krystallenen Kugeln berechtigt zu unvergänglicher Glorie. Ihre Bewegung ist Ursache der Mischung der niedern Elemente, der Entstehung der Formen. Die Annäherung der Sonne und der Planeten gegen Theile der Erde drängt das Feuer abwärts, und bildet dadurch jene Formen. Der Rückzug derselben Sphären verstattet jedem Elemente, seinen Platz im Weltall wieder einzunehmen; ist also Ursache der Zerstörung. Der periodische Lauf dieser Lichtmassen mißt allen Dingen unter dem Monde ihre Dauer, die Zeit ihres Wachsthums und Verfalls in einer oder mehrern Jahreszeiten zu, je nachdem die Elemente, woraus sie bestehen, vollkommner gemischt und versetzt sind, oder nicht. Unsterblichkeit konnte sie keinem gewähren, weil die Bestandtheile derselben, aus ihrem eigenthümlichen Sitze gewaltsam herausgerissen, immer streben sich zu lösen, zu trennen, zu ihrer Sphäre zurückzuschnellen. Aber obgleich die Individuen vergänglich und hinfällig sind, so perenniren doch die Arten und Geschlechter im Besitze der Unsterblichkeit, weil ihr Stoff, weil die Himmelskörper, die Ursachen ihrer Erzeugung, unvergänglich sind.

In dem frühesten Zeitalter der Welt setzte die anscheinende Planlosigkeit der Naturerscheinungen die Menschen in ein so dumpfes Staunen, daß sie daran verzweifelten, in ihren Operazionen ein regelmäßiges System zu entdecken. Ihre Unwissen-

heit und Gedankenverwirrung erzeugte den kleinmüthigen Aberglauben, der jedes überraschende Ereigniß der Willkühr eines unsichtbaren, aber absichtsfähigen Wesens zuschreibt. Die Idee eines allgemeinen, höchsten Verstandes, eines Gottes, der das Ganze bildete, und das Ganze nach allgemeinen Gesetzen, welche auf Erhaltung und Wohlfahrt desselben abzwecken, regiert, ohne auf Individuen Rücksicht zu nehmen, diese Idee war jenem Zeitalter durchaus fremd. Seine Götter griffen nur bisweilen in den Naturlauf ein; weit entfernt Weltschöpfer zu seyn, waren sie selbst erst nach der Welt entstanden. Nach Hesiod war die Erde das erste Erzeugniß des Chaos. Aus ihr entstanden die Himmel, aus beiden später die sie bewohnenden Gottheiten. Diese Idee war nicht etwa nur Volksglaube, nur theologische Dichtung. Man weiß, daß unter allen Lehrern der Jonischen Schule Anaxagoras zuerst annahm, daß allein Geist und Plan den ersten Ursprung der Welt erklären könne. Er sprach, wie Aristoteles sagt, gleich einem Nüchternen unter Betrunkenen. Nach Aristoteles war der Ursprung der Welt aus sich selbst Lehre der frühern Pythagoriker, die nie für irreligiös galten. Sie bemerkten, daß in allen Dingen das Unvollkommene, z. B. in Pflanzen der Saame, zuerst, das Vollkommnere zuletzt erscheint. Demnach mußte Verstand, Geist, Gottheit zuletzt entstanden seyn. Ein solcher Gedanke konnte nur so lange obwalten, als man in der Natur nur eine regellose, unstätte, zwecklose Kraft sah, er mußte aufgegeben werden, so bald man die große Kette, welche alle Dinge verbindet, entdeckte, oder entdeckt zu haben glaubte. Die Welt, eine große Maschine, ein tief verflochtenes System, durch allgemeine Gesetze, nach

allgemeinen Zwecken, Selbsterhaltung und Wohl der Lebendigen regiert, weit über alle menschliche Kunstwerke erhaben, drang dem Denker den Glauben an einen Werkmeister auf, dessen Verstand den menschlichen eben so weit übertraf, als sein Werk die Produkte des letztern. Die Einheit des Systems sprach für die Einheit des Bildners, und Wissenschaft zündete die Fackel des Theismus an. — Nach Timäus, welchem Plato folgt, begabte der Weltbildner, der Höchstweise sein Werk mit einer Seele, einem Prinzip des Lebens und Verstandes, welches sich vom Centrum nach den entferntesten Umkreispunkten erstreckt, sich aller, der geringsten Veränderungen desselben bewußt ist, und alle Bewegungen desselben zu dem großen Zwecke der Schöpfung hinleitet.

Diese Weltseele war die größte aller geschaffnen Untergottheiten, sie ist innigst mit der Weltmaterie (ihrem Körper) vereinigt, unzertrennlich jeder Kraft, ausgenommen die des Weltschöpfers, dessen Güte jedoch beide vor Aeußerung einer solchen Kraft sichert. Jede der Himmelskugeln, deren regelmäßige Bewegung, das Gepräge der höchsten Ordnung und Weisheit, dem Menschen heiliges Staunen abnöthigt, war, nach diesem System, von einer gleich unvergänglichen Intelligenz beseelt, und mit ihr unzertrennlich verbunden. Alle vergängliche Wesen der Unterwelt, Erde, waren von den geschaffenen Göttern gebildet. Denn die Revoluzionen der Himmelskörper haben einen sichtbaren Einfluß in Erzeugung und Wachsthum der Pflanzen und Thiere, deren gebrechliche und hinfällige Formen das augenscheinliche Gepräge untergeordneter Ursachen tragen. Nach Plato und Timäus waren weder die Welt, noch die Untergott-

heiten ewig, sondern alle in der Zeit von dem höchsten Gotte aus der ihm gleich **ewigen Materie** erschaffen. Dieß ist der schlichte Sinn ihrer Worte, welchen Cicero und alle ältere Autoren darin finden, wenn gleich einige der spätern Platoniker ihnen eine andere Deutung unterlegen.

Nach Aristoteles, der dem Ocellus zu folgen scheint, ist die Welt ewig, die ewige Wirkung einer ewigen Ursache. Er fand es gewiß nicht leicht zu erklären, was die erste Ursache gehindert haben mochte, von Ewigkeit ihre Kraft zu äußern. Denn in welcher Zeit Gott dieselbe zu äußern begann, so war sie eine ganze, vorher abgelaufene, Ewigkeit hindurch unthätig gewesen. Welcher Hemmung könnte diese Unwirksamkeit zuzuschreiben seyn? Das letzte Buch der Physik und die fünf letzten Kapitel der Metaphysik des Stagyriten sind äußerst dunkel und unverständlich. So viel scheint von ihm deutlich genug ausgedrückt: Der erste Himmel, (der der Fixsterne,) wird umgedreht von einem ewigen, unwandelbaren, unausgedehnten Wesen, dessen Essenz Verstand, so wie das Wesen der Körper Solidität und Ausdehnung ist. Dieses verständige Wesen ist der Urheber, der erste Beweger des Alls; die niedern Planetensphären leiten ihre besondern Kreisbewegungen von einem niedern, ebenfalls körperlosen, verständigen Wesen ab. Der einzige Gegenstand ihres Denkens ist ihr eigenes Wesen und die Umkreisung ihrer Sphären; alles geringere ist ihrer Beachtung unwerth, alles was unter dem Monde webt, ist von den Göttern der Natur, dem Zufalle, der blinden Nothwendigkeit überlassen. Denn obgleich diese himmlischen Wesen durch den Kreislauf der Sphären die wahren Ursachen der Entstehung und Zerstörung aller irdischen

Formen sind, so bleiben sie sich doch dieser Wirkungen unbewußt. Hier scheinen den Philosophen sehr unphilosophische Vorurtheile berückt zu haben. Weil die Kleinheit und Regellosigkeit der irdischen Dinge ihn nicht zu so hoher Bewunderung begeistern konnte, als die Größe und Beständigkeit der Himmelssphären, so schienen ihm jene der Leitung eines höchsten Verstandes unwürdig. Diese Meinung untergräbt zwar die Gründe menschlicher Anbetung, und gilt in socialer Rücksicht dem Atheismus gleich: aber doch möchte man leicht in der Metaphysik, worauf sie sich gründet, den Ursprung mancher Begriffe oder vielmehr mancher begriffsleeren Terminologien der scholastischen Theologie finden.

Die Stoiker, die religiösesten Weisen des Alterthums, scheinen Plato's Lehre verfälscht oder doch überklügelt zu haben. Die Harmonie der Natur ergriff sie mit Staunen der Ehrfurcht. So wie vormals jeder Theil der Natur, der den Menschen Bewunderung abdrang, als von einem göttlichen Wesen beseelt und regiert angesehen wurde, so lehrten sie, die ganze, gleich wundervolle Natur werde von dem allgemeinen Gotte bewohnt und belebt; ja sie sei selbst eine Gottheit, ein lebendiges Wesen, ein Thier: (Worte, die unsern Ohren keineswegs synonym klingen) ein Thier, dessen Körper der feste und fühlbare Theil der Natur, dessen Seele das ätherische Feuer sey, welches das Weltall durchdringe und mit Leben durchathme. Denn unter allen Elementen komme Feuer dem Lebensprinzipe, dem Urquelle der Empfindung und Bewegung, die in Pflanzen und Thieren webt, am nächsten. Jener unendliche gränzenlose Aether, von dem Mittelpunkte der Natur bis in ihre äußersten

Kreispunkte ausgefluthet, mit der höchsten Vernunft begabt, selbst Wesen alles Denkens und Verstehens, habe die Welt ursprünglich gebildet, allen lebenden und empfindenden Dingen einen Abstrahl, Funken seines Wesens eingesenkt. Dieser Funke werde nach Auflösung der sterblichen Formen in den Ocean der Gottheit, die ihn zuerst ausgesprüht hatte, zurückgezogen. Nach diesem System waren Sonne, Mond und Sterne eben so viele Untergottheiten, beseelt von einem abgesonderten Theile des ätherischen Wesens, welches die Weltseele ist. In Platos System ist die Intelligenz, welche die Welt beseelt, verschieden von jenem Geiste, der sie gebildet hat. Aber weder die Gottheiten, welche die Himmelssphären beseelen, noch die, welche den Thieren der Erde Leben anbilden, werden als Ausflüße der plastischen Weltseele angesehen. Nach Auflösung des Organismus werden die Thierseelen nicht in die Weltseele zurückgeathmet, sondern behalten, nach Plato, ein ewiges, abgesondertes Daseyn; eine Lehre, welche den Glauben an Seelenwanderungen veranlaßte oder bestärkte. Auch schien es nicht unnatürlich, daß, wie dieselbe Materie, welche einen organisirten Körper bestanden hat, wieder in die Bildung eines neuen eingehen kann, eben so derselbe Geist, welcher es beseelt hat, aufbewahrt werde, um einen andern zu beleben. Aber in dem Stoischen System war die Intelligenz, welche die Welt gebildet hatte, und die, welche ihn beseelte, eine und dieselbe, und alle niedere Intelligenzen waren abgesenkte Theile der großen; daher mußten früher oder später sie alle, selbst die Götter, welche die Himmelskörper beseelten, in das unendliche Wesen des allmächtigen Jupiters aufgelöst werden, welcher zu einer vorherbestimmten

Zeit alle Wesen durch einen allgemeinen Brand in die feurige ätherische Natur zurückkehren lassen würde, aus der sie ausgeflossen waren, um hinwiederum einen neuen Himmel, eine neue Erde, neue Götter, neue Menschen und Thiere hervorzubringen, welche eben so alle zu dem vorherbestimmten Zeitpunkte durch eine ähnliche Gluth in die Feuermaterie zurückströmen würden, um neugebildet hervorzugehen, und so fort durch die ganze Unendlichkeit der Zeiten.

* * *

II. Auf die Geschichte der alten Logik und Metaphysik.

Bei jeder Verwandlung sowohl eines Elements in ein anderes, als eines zusammengesetzten Körpers in seine Bestandtheile, oder in einen andern zusammengesetzten Körper, scheint nur etwas anders zu werden, etwas aber zu bleiben, was es vorher war. Wenn also Feuer in Luft, Wasser in Erde verwandelt wurde, so war der Urstoff dieser Luft, dieser Erde offenbar einerlei mit dem des ersten Feuers, Wassers, — aber die Natur der zwei neuen Körper war ganz verschieden. Wenn ferner ein Haufen frischer, grüner, duftender Blumen liegen bleibt, so ändern sie bald ihr Wesen, faulen, stinken, lösen sich in einen Klumpen Unrath auf, der mit dem ersten Ansehen nicht die mindeste Aehnlichkeit hat. Aber wie verschieden auch die Species seyn mag, so bleibt der Grundstoff der Blumen und des Unraths doch in jedem Falle derselbe. Also enthält jeder einfache und gemischte Körper zwei Prinzipien, 1) die Materie; 2) die Form. Die erste scheint in allen Körpern dieselbe, scheint weder

Eigenschaften noch Kräfte zu haben, träge, den Sinnen unbemerkbar, wird sie erst durch ihre Verbindung mit einer wesentlichen Form Gegenstand der Anschauung. Von der Form also hängen, wie es scheint, alle Eigenschaften und Kräfte der Körper ab. Denn Feuer kann doch nur seine Wirkungen hervorbringen durch das, was es zum Feuer macht u. s. w. Nun entstehen alle Veränderungen in der materiellen Welt aus Wirkungen der Körper auf einander, welche von dem specifischen Wesen dieser Körper abhängen. Daher ist es das Geschäft und der Beruf der Philosophie, d. h. der Wissenschaft, die alle Veränderungen der Welt zusammenreihen soll, zu bestimmen, worin das specifische Wesen der Dinge bestehe, um ihre möglichen Veränderungen vorauszusehen. Nun kömmt das Wesen aller einzelnen Dinge ihnen nicht als Individuen, sondern als Dingen einer besondern Klasse, der es gemeinsam ist, zu. So besteht das Wesen des Wassers, das ich eben jetzt vor mir habe, nicht darin, daß es in einem bestimmten Grade vom Feuer erwärmt, von der Luft gekühlt, oder in einem so oder anders gestalteten, engern oder weitern Gefäße verschlossen ist. Das sind nur zufällige, der allgemeinen Natur des Wassers fremde Umstände, kein Grund einer seiner Wirkungen, als solches. Die Philosophie beschränkt ihre Forschungen auf solche Eigenschaften, die allem Wasser gemein sind. Z. B. in dem gegenwärtigen Falle auf alles Wasser, das in einem solchen Gefäße enthalten, bis auf diesen Grad erhitzt ist rc. Kurz, ihre Objekte sind Arten, nicht Individuen. Alle Wirkungen und Veränderungen, die irgend durch Individuen hervorgebracht werden, müssen von einem gemeinsamen Grunde, den sie enthalten,

herfließen. So wie nun die Physik oder Naturphilosophie den Beruf hat zu bestimmen, worin das Wesen jeder besondern Art von Dingen bestehe, um die Ereignisse der materiellen Welt daraus abzuleiten; so giebt es noch zwei Wissenschaften, welche zwar aus dem System dieser Naturphilosophie entspringen, aber in der Ordnung, in welcher die Naturkenntnisse mitgetheilt werden, ihm vorangehen müssen. Die erste, Metaphysik, betrachtete die Natur im Allgemeinen, und die verschiedenen Arten, in welche sich das Allgemeine eintheilen läßt. Die zweite, Logik, auf jene gebaut, suchte aus dem allgemeinen Begriff der Gattungen und ihrer Unterarten, allgemeine Regeln festzusetzen, nach welchen wir alle besondern Objekte nach Klassen ordnen, um bestimmen zu können, zu welcher Klasse jedes Objekt gehöre. Dieß war der ganze Umfang des philosophischen Forschens. Da Metaphysik sonach zugleich der Logik untergeordnet ist, so scheinen sie bis auf Aristoteles als Eines betrachtet, und zwischen sie die alte Dialektik gestellt worden zu seyn (von der wir so viel hören und so wenig verstehen.) Auch haben wahrscheinlich seine Schüler, die Peripatetiker, nicht sehr auf jene Trennung geachtet. Die spätern Schulphilosophen haben zwischen Ontologie und Logik unterschieden; aber ihre Ontologie enthält wenig von dem, was den Inhalt der Aristotelischen Metaphysik ausmacht, deren größter Theil, und alles, was zur Propädevtik der Definir- und Distinguirkunst gehört, seit Porphyrs Zeiten in ihrer Logik seinen Platz fand.

Nach Plato und Timäus waren die an sich ewigen Prinzipien, woraus Gott die Welt gebildet hatte, der Zahl nach drei: 1) der Urstoff oder die Materie; 2) das specifische Wesen

der Dinge; 3) das, was aus diesen gemacht wurde, die sinnlichen Dinge selbst. Die letztern haben, nach Plato, kein eigenthümliches Daseyn, sondern sind in einem stäten Fluß und Wechsel. Was Heraklit sagte, niemand könne zweimal in seinem Leben denselben Fluß passiren, weil jeden Augenblick das Wasser verfließt und nie wiederkehrt, das kann man auf alle sinnliche Objekte ausdehnen, und behaupten, kein Mensch könne dasselbe Ding mehr als einmal hören, sehen, fühlen. Das Ding, was ich jetzt durch das Fenster erblicke, ist nicht mehr dasselbe, was ich einen Augenblick vorher sah. Der Glockenschall, den ich zum tausendstenmahle höre, ist mir zwar bekannt, aber nicht derselbe, den ich das erste, zweite, oder funfzigste mahl hörte, sondern diesem nur ähnlich. Unsere sinnlichen Empfindungen existiren also nur augenblicklich, und werden in dem Momente ihres Entstehens vernichtet. Keine materielle Substanz ist weder in ihrem Ganzen, noch in irgend einem nahmhaften Theile zwei Augenblicke lang dieselbe; bei dem stäten Zuflusse neuer, und Abgange alter Theile ist alles Strom und Wechsel und Wogendrang. Dinge von einer so unstäten Natur können nicht Gegenstände eines festen Urtheils, einer Wissenschaft seyn. Nur bleibende, unveränderliche, keiner Abnahme und Verderbniß ausgesetzte Dinge sind dazu geeignet, und dieß ist das specifische Wesen der Dinge. Der menschliche Körper wechselt unaufhörlich seine Theile, die Gedanken seiner Seele sind in immerwährendem Flusse. Aber die menschliche Natur ist immer dieselbe, wird weder erzeugt noch zerstört. So wie also der Mensch nur Gegenstand der Sinne, (der äußern Erscheinung) und eben deswegen der wechselnden Mei-

nungen, die von ihnen abhängen, ist, so ist die Menschheit Objekt der Wissenschaft, und des Verstandes. Und wenn wir den äußern Gegenständen eine eigene, von dem Sinneneindruck unabhängige Existenz beilegen, warum sollen nicht die Objekte des Verstandes von den Begriffen desselben unabhängig ein besonderes Daseyn haben. Diese außer dem Verstande existirenden Wesenheiten der Arten, waren nach Plato die Urbilder, nach welchen Gott die Welt und alle sinnliche Dinge, die sie enthält, gemacht hat. Er begreifft in seinem unendlichen Wesen alle Species, so wie er alle sinnliche Objekte in ihm beschließt.

Diese Urbilder, die Plato Ideen nennt, sind bei ihm wesentlich verschieden von dem, was wir jetzt Ideen, oder Gedanken des göttlichen Verstandes nennen. Er scheint ihnen eine örtliche Existenz außer der Körperwelt angewiesen zu haben. Spätere Kritiker und neuere Platoniker haben dieß zwar, zur Ehrenrettung des großen Denkers, bestritten. Allein, was er Idee nennt, das ist unstreitig gleichbedeutend mit dem, was er und Aristoteles sonst εἶδος heißen; im Lateinischen, species. Da spätere Sekten, besonders die Stoiker, alle Geschlechter, Gattungen u. s. w. für bloße Abstrakzionen und Gedankendinge erklärten, die kein äußeres Daseyn hätten, so bekam das Wort Idee allmählich einerlei Bedeutung mit ἔννοια, notio, das einen abstrakten, allgemeinen Begriff, und dann jeden Begriff, Gedanken, bezeichnet. Als die Neu-Platoniker auftraten, war die Lehre von substantiellen Ideen allgemein beseitigt; sie geriethen daher auf den seltsamen Einfall, in Plato's Schriften eine doppelte Lehre zu suchen, und legten seinen Worten den

Sinn unter: Gott habe die Welt nach dem, was wir jetzt Idee (Ideal) nennen, nach einem allgemeinem Plane, der nur in seinem Geiste lag, gebildet, so wie jeder Künstler ein ihm vorschwebendes Ideal zu realisiren strebt, und so träfe Plato's Begriff von Arten mit dem des Aristoteles zusammen. Hätte aber Plato nichts mehr sagen wollen, so hätte er deutlicher, und von seinen Ideen nicht so emphatisch als dem Höchsten, was die Denkkraft erfassen kann, gesprochen. Und warum hätte Aristoteles Plato's Lehre von den Ideen so oft, so weitläuftig widerlegt? Sollte er, der 20 Jahre in Plato's Schule gewesen war, ihn immer mißverstanden haben? Auch war die Lehre von einem reellen, abgesonderten Daseyn der Ideen keine von denen, die in Plato's Unterricht selten vorkommen konnten. Wie man sie auch erklären mag, so war sie immer die Basis seiner Philosophie, und es ist keiner seiner Dialogen, der sich nicht darauf bezöge. Sollen wir annehmen, daß Aristoteles, der seinem Meister nur an Beredtsamkeit nachstand, absichtlich und bei jeder Gelegenheit, nicht etwa eine von den abstrusen und mystischen Lehren Plato's, sondern gerade den ersten Grundsatz seines gesammten Philosophirens gemißdeutet haben sollte, da doch Plato's Schriften in aller Händen waren, da seine Schüler und Anhänger in ganz Griechenland verbreitet, da fast jeder vornehme Athenienser von Aristoteles Alter in seiner Schule erzogen war, da Speusipp und Xenokrates, jener sein Neffe, beide nach ihm Lehrer in der Akademie, gerade zu der Zeit, wo Aristoteles im Lyceum lehrte, immer bereit seyn mußten, so unredliche Verdrehungen zu rügen, zu beschämen? Verstehen nicht Cicero, nicht Seneka Plato's Lehre eben so wie Aristoteles,

und hat im ganzen Alterthume vor Plutarch ein Mensch sie anders verstanden? Plutarch, der weder in der Geschichte noch in der Philosophie Kritiker war, der kurz nach der Entstehung der Eklektischen Philosophie lebte, aus welcher die Neuplatonische hervorgieng, vielleicht selbst dazu gehörte, konnte Plato's Lehre leicht anders deuten. *) Findet sich eine einzige Stelle in einem griechischen Autor aus Plato's und Aristoteles, und aus dem nächstfolgenden, Zeitalter, wo das Wort, Idee, einen Begriff, Gedanken, bedeutet? Sind nicht die Worte, welche Realität bezeichnen, denen gerade entgegengesetzt, die bloße Begriffe, Gedankendinge andeuten? Oder wie sind Nichts und Etwas unterschieden, als dadurch, daß dieses mehr als Begriff, jenes bloß Begriff ist? Waren nach Plato die Ideen bloß allgemeine Begriffe des göttlichen Verstandes, so waren es ja die Vorstellungen von einem jeden Individuum und seinen Zuständen, die gleichfalls in dem göttlichen Verstande von Ewigkeit lagen, ihnen gleich, mußten auch ein ewiges besonderes Daseyn haben? Oder worauf sollte sich der Vorzug jener, (der Species) vor diesen (Ideen der Individuen und ihrer Zustände) gründen? Spricht Plato nicht von den Ideen, als von angebohrnen, der Seele in ihrem vorirdischen Daseyn eingeprägten Formen, dem kostbaren Ueberrest aus einer Periode, wo die Seele Gelegenheit hatte, jene Ideen rein, im Original, nicht so wie sie in Kopien abgedruckt auf der Erde erscheinen, anzuschauen? Daß die menschliche Seele ein Ausfluß der Gottheit sey, war Lehre der Stoiker, nicht des Plato; obgleich dieß von solchen

*) Zudem ist das Buch de placitis philosophorum wahrscheinlich nicht von Plutarch.

behauptet wird, die ihm eine doppelte Lehre zuschreiben. Nach Plato bildete Gott die Weltseele aus drei Bestandtheilen, 1) aus der Substanz, deren Wesen unveränderlich ist, d. h. aus den allgemeinen Ideen, 2) aus dem, was immer wechselt, Materie, 3) aus einer mittlern Natur zwischen beiden; was er darunter meint, ist nicht leicht abzusehen. Aus einem Theile dieser Mischung machte er die niedern Intelligenzen, welche die Himmelssphären beseelen, und ließ ihnen den Ueberrest, um Menschen- und Thierseelen daraus zu bilden. Die Seelen der Untergottheiten sah er keinesweges als Ausflüsse der Weltseele an, eben so wenig als die Thierseelen als Ausflüsse jener Götterseelen, noch viel weniger als Absenker aus dem großen Urheber aller Dinge.

Da alle irdische Objekte Individuen sind, fährt Plato fort, so hat die Seele auf Erden keine Gelegenheit eine allgemeine Natur anzuschauen. Alle Ideen, die sie von einer solchen hat, sind Erinnerungen aus einer vorigen Daseynsperiode, wo sie in der Sphäre der Universalien wohnte. In den thierischen Körper versenkt, in Kindheit und Jugend eingehüllt, wo die brausenden Leidenschaften, alle vom Körper erregt, alle auf individuelle Dinge gerichtet, ihr Licht verdunkeln und trüben, ihre Kraft überwältigen, und ersticken; hier erlöschen die Ideen der Vorwelt, durch gährende Bewegungen aus dem Gedächtnisse verwischt, hier verwittern die Spuren des bessern Daseyns. In dieser Periode kann Vernunft, Wissenschaft, Philosophie, sie nicht wecken, nicht von neuem herstellen. Die Aufmerksamkeit, auf besondere Gegenstände geheftet, erzeugt nichts als falsche, einseitige Vorstellungen, welche die Seele mit Irrthum,

Unbestand und Verwirrung füllen. — Erst im reifern Alter, wo die Leidenschaften verdampfen, und sich setzen, wird die Seele des Nachdenkens, der Erinnerung an die Mitgabe aus ihrem vorigen Zustande fähig. Die besondern Objekte, nach den ewigen Urbildern, die in der intellektuellen Welt wohnen, abgeprägt, erwecken langsam und allmählich die verwischten Ideen. Die Schönheiten, womit in so mancherlei Graden die irdischen Dinge ausgesteuert sind, frischen die verwitterte Idee der allgemeinen Schönheit, einzelne gerechte Handlungen die der Gerechtigkeit, einzelne Wissenschaften die Idee der allgemeinen Natur des Wissens, einzelne Zirkel, Quadrate die Ideen der allgemeinen Natur der Zirkel, Quadrate auf. Einen Menschen über allgemeine Eigenschaften eines Objekts unterrichten, heißt, die Erinnerung an vorherige Erkenntniß wecken. Denn da es alle Wissenschaft mit Allgemeinheiten zu thun hat; so fließt sie aus Erinnerung des ersten Lebens her. Hierauf gründet sich das bekannte trügliche Experiment Sokrates und Plato's, einen ganz unwissenden Menschen durch schicklich gestellte Fragen allgemeine Wahrheiten entdecken zu lassen. Je mehr die Seele sich an Beschauung der allgemeinen Wesenheiten gewöhnt, desto weniger hängt sie an Individuen, klebt nicht an irdischen Dingen, desto leichter und näher schwingt sie sich zu der ursprünglichen Vollkommenheit wieder empor, der sie entfallen war.

Die Philosophie, welche nur auf das allgemeine Wesen der Dinge merken, und von allem Besondern absehen lehrt, ist die große Reinigerin der Seelen. Der Tod, der sie von dem Körper und den Sinnen, dem Brennpunkte und Tummelplatze

der Leidenschaften, losreißt, versetzt sie in die intellektuelle Welt, aus der sie einst herabschwebte, wo keine sinnliche Gestalt die Andacht von den allgemeinen Wesen der Dinge ablenkte. Die Philosophie thut schon in dem Erdenleben dasselbe; sie erhebt dich, in einem gewissen Grade, zu dem Stande der Vollkommenheit und Seligkeit, zu welchem der Tod die Seelen der Gerechten in einer künftigen Periode zurück giebt. Das ist der schlichte, natürliche Sinn, der in Plato's Lehre zu liegen scheint, den der scharfsinnigste seiner Schüler, Aristoteles, darin fand. Sie hat mehr Zusammenhang in Ausdrücken als in Begriffen, ist mehr aus der Natur der Sprache als der Dinge entstanden; war bei allen ihren Mängeln, in dem ersten Auffluge der Metaphysik zu entschuldigen; nicht viel entfernter von der Wahrheit, als so manche Systeme, von Männern aufgestellt, die auf Bestimmtheit und Bündigkeit den meisten Anspruch machten. Die Neigung, Abstraktionen zu realisiren, war immer ein Erbübel der Menschheit. — Derselbe Weise, der Timäus und Plato's Träumereien zuerst angriff, giebt einen Beleg dazu. Die Aufgabe, von allgemeinen Begriffen Rechenschaft abzulegen, ist die Klippe der Denkkraft. Locke kann nicht befriedigend zeigen, wie die Seele zu dem Allgemeinbegriff des Dreiecks, das weder stumpfwinkelicht, noch rechtwinkelicht, noch spitzwinkelicht sey, durch Abstraktion gelange. Malebranche läßt sie, auf eine eben so unerklärbare Art, alle zahllosen Triangel aller Gattungen und Dimensionen in ihrem beschränkten Ideenkreise umfassen. Er nimmt daher seine Zuflucht zu einem innigen Verkehre der Seelen mit dem höchsten Verstande, ihm, der allein jene Unermeßlichkeit der Arten und Individuen umspannt,

und läßt in ihm die endlichen Intelligenzen eine Unendlichkeit anschauen. Wenn zweitausend Jahre nach Plato ein so scharfer Denker zu so seltsamen Schwärmereien seine Zuflucht nehmen mußte, um den Ursprung allgemeiner Begriffe zu erklären, was Wunder, daß Plato, bei der Morgendämmerung der Philosophie, darüber eine Hypothese aufstellen konnte, in der man ohne Grund eine Verwandtschaft mit Malebranche's Lehre gefunden hat, und die um nichts excentrischer ist.

Die ersten Denker der Welt sind, durch einen dem Anscheine nach natürlichen Gedanken gemißleitet, irre geworden. Das, woraus ein Ding zusammengesetzt ist, muß früher da seyn, als das Ding selbst. Nun bestehen alle besondern Dinge aus Materie, und aus Form, die ihr Geschlecht bestimmt. Also muß diese Form früher als das Ding existiren. Plato, der dafür hielt, daß die Sinnenwelt, d. h. ihm zu Folge, die Welt der Individuen in der Zeit geschaffen worden sey, mußte also annehmen, die Materie und das specifische Wesen haben, von Ewigkeit her, ein abgesondertes Daseyn gehabt. Diese Intellektualwelt (die man ja nicht mit der Cudworthischen verwechseln muß, von der sie himmelweit unterschieden ist) war nothwendig ewig, aber die Sinnenwelt dankt ihr Daseyn dem Willen, der Güte ihres Urhebers. Ein solcher Begriff, in allgemeinen Worten ausgedrückt, kann, so lange man nicht dabei weilt, und ihn zergliedert, auf einer trägen Einbildungskraft haften, welche gewohnt ist Worte für Gedanken zu nehmen, oder doch, wenn nur jene zusammenpassen, in diesen keine scharfe Bestimmtheit zu fordern. Freilich schwindet er bei genauer Betrachtung. Aber nur ein scharfes Nachdenken enthüllt seine Nichtigkeit; und

wäre er diesem entgangen, so hätte er so gut, als andere gehaltleere Begriffe, Jahrhunderte hindurch in Umlauf bleiben können. Zum Glück faßte ihn Aristoteles schärfer, und entdeckte bald, daß es gleich unmöglich sey, eine Materie ohne Form existirend, als wesentliche Form in keiner Materie verkörpert zu denken. Ueberdieß behauptete er die Ewigkeit der Körperwelt, brauchte also nicht, wie Plato, dem specifischen Wesen, das er, gleich ihm, für substantiell, für zweiten Bestandtheil aller Sinnenobjekte hielt, ein früheres, abgesondertes Daseyn beizulegen. Er lehrte, ihrer Natur, nicht der Zeit nach, gehen Materie und specifische Form dem Sinnenobjekte, dessen Elemente sie sind, vor. Er dünkt sich aber bisweilen eben so wie Plato, den er bestreitet, darüber aus. Aristoteles ist oft Original, oder bestrebt sich es zu scheinen, fügt daher den Prinzipien der Materie und der Form noch ein drittes aus Pythagoras Schule entlehntes Prinzip der Beraubung, welches ein Prinzip der Erzeugung, nicht der Zusammensetzung ist, hinzu. Wasser wird z. B. in Luft verwandelt, wenn die materiellen Prinzipien beider, der Form des Wassers beraubt, die der Luft annehmen.

Die Stoiker, deren Meinungen sich immer, mehr oder weniger, obgleich in eine andere Sprache gekleidet, an die des Plato und Aristoteles anschlossen, behaupteten, alle Dinge, selbst die Elemente, wären aus zwei Prinzipien zusammengesetzt, von deren einem ihre thätigen, von dem andern ihre leidenden Vermögen abhiengen. — Das letzte nannten sie Materie, das erste, Ursache, welches mit der wesentlichen Form der Peripatetiker zusammentrifft. So wenig Materie ohne Ursache, so

wenig hat, sagten sie, Ursache ohne Materie ein besonderes Daseyn. Ursache oder Form existirt nur in Materie verkörpert. Das wirkende Prinzip ist die Gottheit. Darunter wollten sie sagen, ein abgesonderter Theil der ätherischen göttlichen Natur, welche alle Dinge durchdringe, mache das aus, was Plato specifisches Wesen der individuellen Objekte nannte. — Sonach traf das Stoische System mit der Lehre der spätern Platoniker, welche die specifischen Essenzen aller Dinge für abgerissene Theile ihrer erschaffenen Gottheit, d. h. der Weltseele hielten, — traf ferner mit der Lehre der Arabischen und scholastischen Ausleger des Aristoteles zusammen, deren Behauptung war, daß die selbstständigen Formen aller Dinge von den göttlichen Wesen abstammten, welche die Weltkörper beseelten.

Dieß waren die Lehren der 4 Hauptsekten des philosophischen Alterthums, der Pythagoriker, Platoniker, Peripatetiker, Stoiker, über das specifische Wesen der Dinge. So wie sie natürlich genug aus dem nicht unwahrscheinlichen System der alten Physik herfließen, das ich beschrieben habe, so flossen manche Lehren dieses Systems, die unsern, an ein anderes gewöhnten Köpfen höchst unbegreiflich vorkommen, nothwendig aus jenen metaphysischen Begriffen her. Z. B. die Lehren von Zeugung, Veränderung, Zerstörung, Mischung, Verdichtung, Verdünnung. Ein Körper wird erzeugt, oder verweset, wenn er sein selbstständiges, specifisches Wesen gegen ein anderes vertauscht; verändert, wenn er es behält, und nur Eigenschaften wechselt. Die welke Blume ist nicht zerstört, behält Wesen und Namen. Verweset sie aber, und wird in Erde aufgelöset, so ist sie zerstört, verliehrt

die selbstständige Form und den Namen einer Blume, wird Erde. U. s. f.

Die allgemeine Natur (specifische Wesenheit,) die in jeder besondern Körperklasse wohnt, ist, jener Lehre zufolge, nicht Objekt der Sinnen, sondern des Verstandes. Nach sinnlichen Eigenschaften beurtheilen wir jedoch das specifische Wesen jedes Dinges. Einige dieser sinnlichen Eigenschaften sind wesentlich, — wenn ihr Daseyn oder ihre Abwesenheit das Daseyn oder die Abwesenheit der wesentlichen Form, aus der sie nothwendig herfließen, verkündigt; oder zufällig, wenn sich aus ihrem Daseyn, oder Nichtdaseyn keine dergleichen Folge ziehen läßt. Die erstern wurden Proprietates, die letztern Accidentia benannt. In dem specifischen Wesen jedes Dinges selbst unterschied man zwei Theile: 1) der erste war der Klasse, zu welcher das Ding als Individuum gehörte, eigenthümlich; 2) der andere war ihm mit höhern Klassen gemein. Diese zwei Theile verhielten sich zu dem specifischen Wesen gerade so wie Materie und selbstständige Form, (Essentia specifica) zu jedem individuellen Körper. Der eine (Genus) wurde von dem andern, (Differentia specifica) modifizirt. Daher die fünf Universalien der Schulen: Genus, Species, Differentia, Proprium, Accidens.

II.

Gretry's Versuche über die Musik. Im Auszuge und mit kritischen und historischen Zusätzen herausgegeben von D. Karl Spazier. Leipzig bei Breitkopf und Härtel. 1800. XVI S. Vorr. 446. S.

(Aus diesem interessanten Werke übergehen wir das Specielle der Kunst und das Biographische, was von den Gränzen dieser Zeitschrift ausgeschlossen bleiben mußte, und theilen nur dasjenige mit, was sich Psychologie und Aesthetik (die musikalische insbesondere) davon aneignen und zu Nutze machen können, es mögen Gedanken des französischen Tonkünstlers oder des teutschen Herausgebers seyn.)

„Unser Genie (denn Jeder hat sein Besonderes, der Art und dem Grade nach) leitet uns nicht immer gradezu auf das, was es vorzugsweise liebt, und was ihm angemessen ist; aber gebt ihm, auch nur ganz zufällig, Objekte, und es wird begierig die ergreifen, die seiner Art und Beschaffenheit, seiner eigenthümlichen Natur entsprechen.“ S. 55. 56.

Hr. Sp. bemerkt hierbei richtig: Es giebt nur Eine wahre Methode, so wie nur wahre, gegründete Prinzipien die einzigen

rechten seyn können, nach welchen ein Genie gebildet werden muß. An falschen Regeln und Grundsätzen in einer Kunst sich hinterher die wahren abstrahiren, ist eben so mißlich und kostbar, als an einer schädlichen Diät sich die gute selber zu abstrahiren.

„Ich bin der festen Meinung, daß man nie natürlich-einfach, ausdrucksvoll und insonderheit korrekt schreiben kann, ohne sich an den schwierigen Künsten des Kontrapunktes satt und müde studirt zu haben. Am Basse vorzüglich erkennt man den Mann. Der Baß giebt Allem, was über ihm ruht, Leben und Bedeutung. Es ist nicht Jedermanns Sache, den Reiz eines schönen Basses zu erspähen. Man muß lange gute Musik gehört haben, um in sein innerstes Wesen eindringen zu können. Das gemeinere Ohr bemerkt nur den dominirenden Gesang, bei mehrerer Uebung die sekundirende Stimme, endlich, wenn es wohl gebildet ist, findet es im Basse alle Töne der Oberstimmen wieder.“ S. 62. 63.

(Diese wahren Bemerkungen ergänzt Hr. S. durch folgende:)

Der Baß ist gleichsam der spiritus rector, der in die Seele des Komponisten das Gefühl der ganzen Harmonie leitet. Er bestimmt die Lage und die ganze Schattirung der obern Zwischenstimmen. Der Melodie giebt er mit der Harmonie, die im Grunde sein Werk ist — denn sie wird über sein Fundament gebildet — die höchste Bestimmtheit, und fixirt erst so das Schwebende der melodischen Umrisse, indem er das eigent-

liche Materiale, Musik, im gehaltvollern Sinne genommen, hinzumischt. In der Kirchenmusik (den Choral ganz vorzüglich dazu gerechnet) und in der tragischen Oper, insonderheit in den Chören, ist seine größte Sphäre, und seine Wunder lassen sich hier am mehrsten studiren. Da er mit der Harmonie sich gleichsam identisirt, und eins ohne das andere nicht gedacht werden kann, so läßt sich aus dem großen und fast alleinigen Studium der ältern Tonsetzer ihre große Uebermacht erklären, welche sie in den Bässen haben. Der Baß ist so wenig blos Zusatz zu den musikalischen Gedanken, daß er vielmehr einen wesentlichen Bestandtheil derselben ausmacht. Auf ihm beruht mit der größte Theil des wahren Ausdrucks. Das Gefühl desselben geht nicht allein nach der Melodie allem Andern voraus, sondern da jeder Komponist, zumal bei Darstellung des Großen, Feierlichen, Erhabenen, oft stellenweise zuerst unwillkührlich den Baß und seine Führung denkt, so daß Alles, was sich über ihm ausführen läßt, eine Folge davon ist, — so führt er, vermittelst der Association, den mannichfaltigsten Stoff zu den reichsten, glücklichsten Ideen und Kraftzügen herbei, die auf mehr als vorübergehendes flüchtiges Leben Anspruch machen. Daher der Charakter des Basses ein ziemlich sicheres Kriterium für den Grad der ächten Kunstbildung eines Komponisten abgiebt. Beispiele eines energischen Basses finden sich in Gluck's Werken und in Reichardt's Andromeda und Protesilao. S. 64. 65.

„Was man so gewöhnlich Musik nennt (sagt Hr. G.) wird alle zehn oder funfzehn Jahre ein Spiel der Mode seyn. Aller

musikalische Luxuskram ist der Veränderung unterworfen, und vergeht und kömmt vielleicht in eben dem Jahrhundert wieder zum Vorschein. Aber alle diese wandelhaften Dinge bringen für das eigentliche Grundwesen der Kunst keine Revoluzion von Bedeutung hervor. Wahrheit ist das Höchste (und Beständige) in jedem Kunstwerke, und die Mode vermag nichts gegen sie. Ein dummdreister Kunstgenosse vermag einen Augenblick zu glänzen und Leute von Verdienst zu verdunkeln: aber bald wird Alles wieder still von ihm, und man erröthet, daß man sich hat hintergehn lassen, und giebt der Wahrheit von neuem die Ehre. Die Sprache kann veralten und neue Accente annehmen, aber die Stimme der Natur bleibt dieselbe und verändert sich nicht; auf dieser beruhe die wahre Musik." S. 70. 71.

Einige Bemerkungen G's. über italiänische Theatermusik berichtigt Hr. S. in einer Anmerkung S. 85., woraus wir Folgendes ausziehen.

Wenn man es auch mit dem Wort-Accent so genau nicht nehmen will, wobei eine Musik sehr saft- und kraftlos, und ohne welchen eine Musik sehr ausdrucksvoll seyn kann, so muß doch der Sinn, welchen Texteswortе einer Arie z. B. enthalten, betreffe er nun einfache oder mehrfache Empfindung oder die poetische Exposizion eines wichtigen Gedankens, ein Gleichniß, eine Sentenz u. s. f. von dem Komponisten schlechterdings ausgedrückt werden, oder seine Musik ist leer tönendes, nichtssagendes Werk. Wenn man ihn davon dispensirt, was bleibt

dann der Wahrheit übrig? — Wie viele italienischen Arien kennt man leider, worin nicht etwa die individuelle Sprache der Leidenschaft, sondern gar so gesprochen wird, daß man deutlich wahrnimmt, der Komponist kenne nicht einmal die specifischen Grade, durch welche sich Leidenschaften von einander unterscheiden. Wohlwollen, Andacht, Freundschaft, Liebe, werden wie Argwohn, Unruhe, Eifersucht und Reue auf einerlei Art ausgedrückt, und so ist der Inhalt der Worte dem Inhalt der Töne geradezu entgegen. Dieß gilt aber nicht bloß von der italienischen, auch von mancher deutschen Musik. Von Reichardt's bedeutenderen Singkompositionen aber kann man wohl im Allgemeinen sagen, daß dieser ächte Künstler darin mit edlem, höherm Bestreben, vielleicht über den größten Theil der Zeitgenossen hinweg, die vollkommenste Wahrheit im Ganzen, so wie in den kleinsten Theilen, zu erreichen sucht, ohne die Schönheiten des Gesanges und die Mannichfaltigkeit in der Begleitung zu vernachlässigen. Wiewohl er vielleicht in dem letztern Punkte sich vom Geschmacke und von seiner Kunstphilosophie bisweilen eine Strenge der Oekonomie auflegen läßt, die an Kargheit gränzt.

„Nach einem allgemein herrschenden Vorurtheil (bemerkt G. S. 90. f.) hat man in Italien Alles, was nach Fuge schmeckt, vom Theater verbannt. Und doch läßt sich der fugirte Stil, in seiner mehreren oder minderen Strenge, allein dazu brauchen, wenn Priesterchöre, Konspirazionen und Alles, was auf Magie Bezug hat, vollständig ausgedrückt werden soll. Dieß Vorur-

theil hat sie in dieser Gattung schlaff, kraftlos und arm an Harmonie gemacht.“

Der eigentlich erzählende und handelnde Dialog (erinnert der Herausg. S. 97. f.) als trockenes Recitativ ist an sich schon das Unnatürlichste, was man denken kann, und wenn man nicht gewohnt wäre, vor dem Eintritte in einem Opernhause sein Glaubensbekenntniß an Natur und Wahrheit zurückzulassen, so würde man es damit unmöglich aushalten können. Das obligate Recitativ hat seinen guten Grund in der Natur der Empfindungen, und gehört zu den ächten Schönheiten der Kunst. Daß man aber Sprechen und Singen (wie G.) unnatürlich finden will, ist unrecht; man muß jeder Kunst etwas zugeben und seine rohen Begriffe von Natur unterdrücken. In komischen Opern ist nun daher nichts nothwendiger, als ein rascher, lebendiger, aber die Gesangstücke gehörig vorbereitender und verbindender Dialog, und hierin sind und bleiben die französischen die Muster des guten Geschmacks. Viele unsrer neuen deutschen komischen Opern (mit Ausnahme von Göthe's Claudine von Villa Bella und Gotter's Geisterinsel) sind dafür größtentheils der höchste Inbegriff des Unsinns und der Unnatur, und auf den Dialog wird so wenig gewandt, daß man ihn nur für das nothdürftigste Verbindungsmittel zwischen ihm und den Gesängen ansehen kann.

„Unglücklich (ruft Hr. Gr. S. 113. aus) der Künstler, welcher sich zu sehr durch die hergebrachte Regel fesseln läßt und

es ihretwegen nicht wagt, seinem Genie freien Aufschwung zu lassen. Man muß manchmahl davon abweichen, um Alles ausdrücken zu können. Beispiele pflegen immer der Regel vorherzugehn. Aber nur wer mit der Regel hinlänglich vertraut ist, darf sich manchmahl erlauben, davon abzugehen, weil nur er zu beurtheilen im Stande ist, in welchem Falle die Regel nicht zureicht.“

„Ich fand, daß die Musik wahre treue Deklamazion seyn müsse. Da ich nun bemerkt hatte, daß der große Haufe von Zuhörern im Theater durch schlechte Intonazion eben nicht in seinem Vergnügen gestört wurde, daß aber eine falsche Inflexion einen allgemeinen Rumor zu verursachen pflegte, so war mein höchstes Bestreben, Wahrheit in die Deklamazion zu legen, und sonach schien mir der der geschickteste Komponist zu seyn, der selbige am besten und natürlichsten in Gesang zu verwandeln weiß. Wo sollte man das aber besser lernen, als auf dem Theater?“ S. 114. f.

Der Herausgeber setzt zur berichtigenden Bestimmung dieser Gedanken Folgendes hinzu.

Wenn auch der Gesang so viel möglich oratorisch und pathetisch richtig deklamirt ist, so gehört doch wahrlich zur Opernkomposizion mehr, als der bloße Gesang, und wenn die ganze Musik, kollektiv genommen, ächt-theatralisch seyn soll, so wird der unendlich große und wichtige Beitrag, den die Instrumentalmusik zum Ensemble liefert, wohl höher angeschlagen und nicht blos als begleitend betrachtet werden müssen. Dieß Alles

liegt weit außerhalb dem Kreise der Schauspielkunst. Zu Mustern dieser Art wären nun mehr lyrische, also vorzüglich tragische Schauspiele geeignet; denn in unsern großentheils frostigen Familienstücken, wo sich die Rede wenig zur leidenschaftlichen Deklamazion erhebt, möchte wohl wenig zu profitiren seyn. Der Verfasser hatte die weit lebhafteren französischen Stücke und Schauspieler vor Augen. — (S. 116.)

„Bald bemerkt' ich (fährt Hr. Gretry S. 116. 117. fort) daß die Musik an Hülfsmitteln reich ist, welche die bloße Deklamazion für sich nicht hat. Eine Tochter z. B. will ihrer Mutter weiß machen, daß sie die Liebe nicht kenne; allein während sie durch einen einfachen und eintönigen Gesang ihre Unbefangenheit zu erkennen geben will, hört man, wie das Orchester die Unruhe eines verliebten Herzens ausdrückt. Man lasse einen schwächlichen Pinsel von Liebe oder Herzhaftigkeit enthusiasmirt seyn wollen. Singen muß er, als wenn er wirklich in leidenschaftlicher Begeisterung wäre; aber seine langen Ohren wird man an der schleppenden eintönigen Begleitung des Orchesters erkennen. Ueberhaupt muß im Gesange die Empfindung liegen; Geist, Bewegung und Mienen müssen sich dafür über das Akkompagnement verbreiten.“

Hr. Sp. macht hierzu folgende Anmerkung: In der Unzulänglichkeit der menschlichen Stimme liegt eben der Ursprung der ganzen Instrumentalmusik. Die Gegenstände wirken auf unzählige Art auf uns, und der Gesang, so viel er vermag, reicht zu ihrem Ausdruck lange nicht hin. Die Leidenschaften wachsen, die Ideen haben ihre Kontraste, es giebt Umstände, wo man hundert Zungen haben möchte, um die ganze Menge

und den Tumult der innern Empfindungen, deren Opfer man ist, zu verkündigen. Da ist die Instrumentalmusik eine neue Sprache, welche die Kunst erfunden hat, um die Unzulänglichkeit derjenigen zu ersetzen, welche wir nur von der Natur erhalten haben. Doch die Nothwendigkeit des Gebrauchs der Instrumente leuchtet von selber ein. Aber Gretry's Bemerkung über den Gebrauch derselben durch den Kontrast ist nicht so gewöhnlich, jedoch richtig. Er erfordert aber viel Behutsamkeit, sonst wird wenigstens Unverständlichkeit entstehen. (S. 117.)

Allgemeine historische Bemerkungen über die Kunst. (S. 125 — 134.)

„Anfangs reichten die einfachsten Gesänge von vier bis fünf Tönen hin, um Freude oder Schmerz der Naturmenschen auszudrücken. Nach und nach ward die Melodie zur Kunst, und die Gesänge vervielfältigten sich, je nachdem sich physische und moralische Ideen entwickelten. Man höre den Naturmenschen singen, und sein Gesang wird der Spiegel seiner Seele seyn. Wenn mehrere nach einander dasselbe Lied singen, so wird uns jeder seinen besondern Charakter offenbaren.“

„Was die Alten uns von den Wundern der Musik erzählen, läßt sich (das Tropische abgerechnet) gar nicht in Zweifel ziehen; sie mußte allerdings auf unverdorbene Gemüther eine absolute Gewalt haben. Der Naturmensch ist immer derselbe; wir haben ein wenig von Allem in unserm Charakter. Die Musik der Alten hatte und behielt für jede Sache eine und dieselbe (Art von) Melodie, eben denselben Rhythmus. Das Volk,

wenn es Gesänge anstimmen sollte, war gewiß, daß man das Fest der Venus oder Juno feierte. Jedes Lied machte einen bestimmten Eindruck.“

„Die Melodie mußte nothwendig der Harmonie die Existenz geben. Man merkte, daß über den siebenten Ton der erste wieder in dem achten auflebte. Man kam auf Verhältnisse zwischen Ton und Ton, und wenn einmal die Harmonie einem Kalkul unterworfen wurde, so mußte sie nothwendig wieder zu den Fortschritten der Melodie beitragen.“

Melodie und Harmonie. (S. 135—142.)

„Es giebt zweierlei Arten Melodie. Die eine ist ganz die Frucht der Empfindung und gedeiht am besten im jugendlichen Alter, die Melodieen des Alten werden nie denselben Reiz haben. Sie bedarf aber eines Stammes, woran sie sich halten kann, und diesen gewährt die Harmonie, die sich durch Studium der Tonverbindungen erlernen läßt.“

„Die andere könnte man scholastisch nennen. Sie wird durch das Studium des Kontrapunktes und der Harmonie erlernt. Sie ist stets korrekt, und das, was man eine wohlgesetzte Musik nennt, die nur eine geringe Anzahl von Anhängern hat, unterdeß die erste jedermann gefällt, ob sie gleich bisweilen nicht so ganz regelrecht ist.“

„Eben so könnte man auch die Harmonie in zweierlei Beziehung betrachten. Es giebt in der That eine Harmonie, die unsere Seele entzückt; aber geschieht dieß nicht darum, weil sie von der Melodie, die sie in sich begreift, hervorgebracht ist? Die andre ist nur eine Folge von methodisch an und über ein-

ander gereihten Tönen, deren der Künstler indeß sich mit vielem Nutzen zur Schattirung seines Gemähldes bedient, um zugleich dem Gefühl der Zuhörer Ruhe zu verschaffen, welches man zu erschöpfen sich sehr in Acht nehmen muß."

„Ob man nun gleich kein künstliches Mittel kennt, glückliche Melodieen zu erfinden, so muß es doch eine Kunst geben, wohl organisirte Eleven darin zu unterrichten. Leider pflegt man sich aber nur mehr mit dem Unterricht in den harmonischen Kombinazionen abzugeben."

„Ich will nur Eins bemerken. Findet man nicht, daß, wenn Gesänge allgemeine Popularität erlangen, sie nur wenig Noten enthalten und in einem mäßigen Umfange von Intervallen beschränkt sind? Von der Art sind alle Lieder, welche die Zeit verschont hat. Man müßte also einem Zöglinge aufgeben, indem man die Art der Bewegung ganz seinem Gefühl überließe, Gesänge des Umfanges von vier bis sechs Tönen zu machen. Der siebente Ton ist allemal hart, er müßte denn auf alte Art (nicht als subsemitonium modi) genommen werden. — Eine glückliche Stelle in einem Gesange erhaschen wir fast immer nur in einer sehr glücklichen Gemüthsstimmung. Diese muß man fest halten, aber sich die Mühe nicht verdrießen lassen, sie aufzusuchen."

„Die Melodie hat allemal einen mehr oder weniger bestimmten Sinn, und wenn sie rein und ächt ist, muß sich die Harmonie ihr nothwendig beigesellen. Diese kann bisweilen allein gehen; aber jene kann, so lange sie Melodie ist, nicht aufhören, harmonisch zu seyn."

„Baß, Harmonie und Akkompagnement, mit einem Worte, der scholastische Theil gelte für das, was er ist, nämlich für die Stütze der Melodie, für das Fußgestell der Statue. Ist es nicht lächerlich, den Schüler Piedestals machen zu lassen, ohne ihm jemals von Statuen zu sprechen? Warum hält man eure Erziehung Schüler von Genie ab, empfindungsvolle Gesänge zu machen, zu einer Zeit, wo sie ganz eigentlich mit diesem wesentlichen Theile der Kunst beschäftiget seyn sollten? Haben sie sich hierin festgesetzt, so weiß ich selber recht gut, daß, um Kompositeur zu werden, man Schule machen muß. Aber alsdann wird von diesem Studium kein Nachtheil mehr zu besorgen seyn; die Hauptsache, der Gesang, hat dann schon Wurzel gefaßt und der Kontrapunkt wird noch zeitig genug seine Dienste leisten können. Diese neue Kunst, welche man mit dem Namen sentimentaler Musik belegen müßte, erforderte allein einen ganzen Band, um gehörig entwickelt zu werden. Werden sich endlich Musiker selbst die Frage vorlegen, warum eine Note, so oder anders gesetzt, das Ohr entzückt und den Zuhörer heftig bewegt, dann wird man mit jedem Tage Fortschritte in dieser neuen Wissenschaft machen. Regeln werden dann lehren, warum diese oder jene Folge von Tönen von unfehlbarer Wirkung auf die Empfindung seyn muß.“

„Es giebt ein Gleichgewicht, welches die Harmonie bei der Melodie hervorbringen muß. Dieß besteht aber nicht darin, daß man recht viel Harmonie einem glücklichen Gesange unterlege. Die begleitenden Stimmen müssen in sich selber einen

gewissen Charakter der Wahrheit haben. Bei der Harmonie sowohl, wie bei der Melodie, giebt es Zusammensetzungen, welche glückliche und treffende Empfindung voraussetzen; aber das blos Schwere, plötzlich überraschende Verknüpfungen und entfernte Tonleitern, machen es nicht aus. Man kann ein gelehrter Harmonist, und doch nicht immer glücklich in der Harmonie seyn."

„Die gelehrteste Harmonie ist nur je zuweilen erträglich; dauert sie hinter einander fort, so erdrückt sie, weil sie eigentlich nichts weiter, als die Bestandtheile der Harmonie darlegt. Es ist einem eben so, als wenn man in einem Wörterbuche einzelne Wörter lieset."

„Ich fühle, wie jeder andre Komponist, den Reiz eines schönen Basses. Aber Vorurtheil ist dabei sehr im Spiele. Unstreitig denkt sich jeder Baumeister erst den Plan von dem oberen Theile des Gebäudes und dessen Gewicht, bevor er an den Grund und die Bogen denkt, die es tragen sollen. Schöner Gesang ist also Hauptsache. Der Einwurf, es gäbe Fälle, wo der Gesang nicht angenehm seyn dürfe, will nichts bedeuten. Die erste Regel in den schönen Künsten ist und bleibt, selbst die schreckliche Natur zu verschönern; denn ihr Zweck ist, zu gefallen. Um das Chaos recht natürlich auszudrücken, dürften ja geistesarme Organisten nur die beiden Ellenbogen auf das Griffbret legen."

(Die Ideen von Leiden, Noth und Jammer dieser Welt, bemerkt hierbei der Herausgeber, pflegte Telemann durch unharmonische Abscheulichkeiten anschaulich zu bezeichnen und das Ohr dadurch jämmerlich zu zerreißen.)

Deklamazion. (S. 143—149.)

„Eine der wichtigsten Regeln für den Singkomponisten ist, daß er die Verse zuvor richtig deklamire, ehe er sie in Musik setzt; denn nur so wird er den ächten Gesang finden, wie er sich den Worten anschließen muß. Jener muß sich mit diesen verschmelzen. Das kann aber nicht anders geschehen, als wenn die Hauptsylben Gewichtsnoten (sowohl in Absicht ihrer Höhe und Tiefe, als auch ihres Zeitmaaßes) erhalten; sonst kommt allemal ein verkehrter Sinn heraus.“

„Die mathematischen Verhältnisse der Töne sind eben sowohl, als die physischen Proporzionen des Körpers, unmittelbar in der Natur gegründet. Allein so wie Stellung, Ausdruck und Leidenschaft eine Statue beleben, eben so belebt Deklamazion die Töne.“

„So wie ein Mahler nicht genug gethan hat, wenn er den menschlichen Körper nach allen seinen Proporzionen skizirt hat, sondern ihn auch mit Fleisch beleben und ihm eine Drapperie geben muß, welche die Formen des Körpers mehr als bloß

errathen läßt: eben so ist es nicht genug, daß der Musikus richtig deklamire und den erforderlichen Rhythmus ergreife; das ist nur die erste Struktur seines Werkes. Er muß auch einen reinen Gesang darüber herziehen, und die Begleitung muß den Ausdruck unterstützen und verstärken. Wer bloß deklamirt, macht nichts als Skelet. Wer blos unbestimmt ins Weite hinein singt, der entwirft eine idealische Figur; und wer verschwenderisch mit dem Akkompagnement umgeht, der macht eine reiche Drapperie, um Etwas zu bekleiden, was gar nicht da ist."

„Ob wohl die musikalische Wahrheit in der richtigen Deklamazion der Worte liegt, so wäre es doch sehr thöricht, wenn man immer deklamiren wollte. Es giebt kalte Charaktere, die nicht deklamiren. Der Musikus darf also hier nicht gegen die Wahrheit verstoßen. Eine vage unbestimmte Melodie, die man vortheilhaft sich ausbreiten lassen kann, wie man will, gehört allein für diese Fälle."

„Keine Musik verträgt die Zusätze und Verzierungen weniger, als die deklamatorische parlante Musik, und ein Sänger und Schauspieler von Geschmack wird sich hüten, den Ausdruck zu hoch zu treiben. Was sonst gut wäre, wird hier Ueberladung. Aber auf reine Intonazion kommt dabei Alles an."

Ueber Musiktexte. An Dichter. (S. 150—155.)

„In den ältesten Zeiten bediente man sich des Gesanges nur, um Worte damit zu heiligen, die man für werth hielt,

auf die Nachkommenschaft gebracht zu werden. Durch Gesänge ehrten die alten Völker ihre Götter, ihre Eltern, ihr Vaterland. Heut zu Tage sagt man: sind die Worte schlecht, so setze man sie nur in Musik, und man wird sie gut finden. *) Umgekehrt, abscheulich wird man sie finden müssen. Je mehr man deklamirt und accentuirt, um so mehr wird man die Plattheit der Verse bemerkbar machen. Wie ein guter Schauspieler, muß man schnell über verdächtige, schlechte Stellen hinweggehen, damit man sie nur wenig höre und der Zuhörer getäuscht werde. Schlechte Texte sind eine wahre Quaal für den Komponisten. Wenn die Verse nur Etwas enthalten, was irgend einer Empfindung entspricht; ob sie Alexandriner oder zehnsylbig sind, ist für die Musik einerlei. Seid nur korrekt und symmetrisch; zerrt Phrasen und Verse nicht zu sehr in die Länge; vermeidet die häufigen Sinn- und Wort-Uebergänge und Trennungen von einem Verse in den andern; denn der Gesang kann doch nicht so gut und schlecht von der Stelle, wie die Aussprache.“ — —

(Gretry's Beantwortung der Frage, warum mehr Nachfrage nach der kleinsten Zeichnung von Raphael, als nach einer Stelle aus der Fuge eines großen Komponisten sei, durch die Aeußerung, daß die Harmonie an sich nichts, oder nur wenig sage, berichtigt der Herausgeber mit Grunde in Folgendem.)

*) Bekannt ist der für die Vokalmusik sehr wenig schmeichelhafte Ausdruck: „Man setzt in Musik, was man zu sagen sich schämen würde.“

„Sobald die Harmonie singbar ist oder etwas Bestimmtes bezeichnet, sogleich erhält sie Leben und Bedeutung. Wenn die Harmonie, um ganz gefaßt zu werden, gründliche Kenntniß der Regeln voraussetzt, so verlangt die Melodie nur ein zartes Ohr, und ein empfindungsvolles Gemüth.“

„Die Musik, mit reinem, ächtem, aus einer geistreichen Deklamazion gezogenem Gesange, hat unstreitig alle Stimmen für sich. Der Philosoph, der empfindungslose, wie der gefühlvolle Mensch, alle müssen übereinstimmend ausrufen: was ich da höre, ist die liebenswürdigste Wahrheit; man singe oder spreche — ich muß daran glauben.“

Nachahmung der Natur. (S. 155—173.)

(Aus den treffenden Bemerkungen, die der Herausgeber hier in Gretry's zum Theil unbestimmten Begriffen zu machen Anlaß fand, theilen wir folgende mit.)

Wo ist das Naturkonzert, aus welchem der musikalische Künstler schöne Ideen und Formen hernehmen könnte? Die physische Natur enthält für ihn nichts weiter, als das ganz rohe Materiale, unartikulirte Töne in gar keiner, oder in einer nur sehr zufälligen unbedeutenden, melodischen oder harmonischen, Verbindung; und in der letztern fast gar nicht. Denn, daß die Harmonie in wesentlichen Gesetzen der Natur gegründet ist, beweist noch nicht, daß sie an sich in der Natur da ist; man muß sie lernen. Gerade, daß sie so selten rein-gesetzmäßig gebraucht wird und so vielem Zweifel und Zufalle in der Theorie

und Praxis unterworfen ist, das beweist, daß sie ganz dem selbstdenkenden, selbstwirkenden Geiste des Menschen überlassen, daß sie sein Werk ist. Und aus dem Naturreiche der Geister kann der Tonkünstler nichts, als bloße Andeutungen von dem seiner Kunst eigenthümlichen Ausdruck der Empfindungen und Leidenschaften erhalten. Grade das Hauptsächlichste, die Darstellung seiner Ideen durch Töne, muß er aus sich selbst und aus der Kunst, über die er in dem Momente der Darstellung allein mit seinem Geiste herrscht, ziehen, und da findet er, daß die höchste Natur nichts weiter als die höchste Kunst ist, und daß er dieser nicht anders Natur und Wahrheit beilegen kann, als in sofern sie mit sich selbst auf das Vollkommenste übereinstimmt und nichts ist und seyn will, als sie seyn kann. Hier ist er an dem richtigsten Grenzpunkt, der ihn gerade vor der gemeinen unerlaubten Natürlichkeit bewahrt, und wo er fühlt, daß, je weniger er die hörbare Natur (denn von der sichtbaren kann gar nicht, oder nur sehr uneigentlich die Rede seyn) kopirt, er desto mehr in den vernünftigen Schranken seiner Kunst und ihres Ausdrucks bleibt, und seine Würde als Künstler, als Schöpfer, behauptet.

Oder aber soll es der Musik als etwas Besonderes angerechnet werden, daß sie unartikulirte Töne, die die eigentliche Sprache der Natur sind, auffassen, und ein Tonbild daraus formiren kann? Oder will man, daß sie durch Töne und Rhythmus den Klang natürlicher Gegenstände nachzeichne, damit sie auf unser Ohr und unsre Einbildungskraft eben so wirken, als wir sie in der Natur selber gewahr werden? Soll sie Sturm, Gewitter, Wasserfall und Vogelgesang u. dergl. hervorzaubern?

oder vermittelst des Gehörs verwandte Gefühle in uns erregen und Empfindungen des Auges in das Ohr übertragen, z. B. das Steigen und Fallen, Ruhe und Bewegung u. s. w.? Ist das das Natürliche, was man von der Musik verlangt? Das ist nicht viel, und sie vermag allerdings darin alle ersinnliche Nachahmungen und Täuschungen hervorzubringen, obwohl man durch das Alles auch wieder, was man gerade vermeiden will, die Unnatur und kindische Mahlereien herbeigeführt hat; denn es gehört ein sehr feiner Sinn dazu, um sich vor Uebertreibung, vor der kleinlichen Wahrheit in solchen Darstellungen in Acht zu nehmen. Auch wird man, selbst durch die erstaunenswürdigste Nachahmung der Naturerscheinungen, durch Tonbilder und Zeichnungen, die Natur nie selber überholen.

Besteht aber die Nachahmung darin, (und dieß kömmt dem Sinne unsers Verf. näher) daß man Seufzer und Accente, Interjekzionen und Beugungen der gewöhnlichen ruhigen oder der leidenschaftlichen Rede nachahme und selbige in einen zusammenhängenden Gesang verbinde; besteht sie darin, daß die Musik durch Töne und rhythmische Bewegung spreche, wie die Empfindungen und Leidenschaften in Worten, Mienen und Bewegungen, kurz, in ihren freien und unfreien Aeußerungen sich kenntlich machen, die Töne demnach hoch oder tief stehen, schnell oder langsam auf einander folgen, stark oder schwach oder gemäßigt, melodisch oder unmelodisch, einfach oder verschlungener und modulirter sind, — mit einem Worte, daß die Musik deklamire: so ist die Nachahmung in diesem Sinne nicht allein zulässig, sondern auch, mit Vermeidung eines zu sklavischen Ausdrucks, nothwendig. Allein nur der Gesang kann dadurch gewinnen

(obwohl auch oft verlieren;) für die Instrumentalmusik, besonders in ihrer höhern Freiheit, als geistiges Tonspiel gedacht, das die Musik ganz eigentlich zu einer selbstständigen reinen Geistersprache macht, als eine Kunst, die ihren Zweck in sich selber hat, wird dadurch wenig gewonnen. Höchstens werden durch Hinweisungen auf solche Naturanalogieen nur die Gränzpunkte bezeichnet, wo sie sich bei einem bestimmten Zweck einer gewissen Empfindungsmahlerei, vor der Unnatur in Acht zu nehmen hat.

Die Musik lebt und webt gleichsam in lauter himmlischer Luft. Ihre Tonfiguren tanzen einen ätherischen Reigen, dem nichts von dem, was man um und neben sich hört, gleich kömmt. Sie regulirt ihre eigenen Bahnen, bestimmt sich vollkommen selbst nach innern Gesetzen der Nothwendigkeit, genügt sich im selbstgeschaffenen Gebiete; der musikalische Künstler verdankt daher, bei seinen Werken, der Natur nichts, als was die Phantasie und das menschliche Herz überhaupt dieser göttlichen überreichen Wohlthäterin schuldig ist: Ideen und Gefühle. — Wie sie diese aber auszudrücken habe, lernt sie von dieser ihrer Lehrerin nicht, die den musikalischen Künstler freier und liberaler, als jeden andern, erzieht, weil sie ihn am frühesten aus ihrer Schule seiner eigenen Kraft überläßt. Es ist daher für den, welcher den Begriff dieser göttlichen Kunst höher faßt, nichts trauriger, als die Bemerkung, daß die musikalischen Genies sich in ihren Produkten immer noch viel zu sehr nach vorgefundenen Weisen und Normen reguliren lassen. An diesem Zwang ist gewiß nicht wenig der Wahn Schuld, daß die Natur bereits gefunden sei, daß also, was schon da ist, zumal wenn

es sonst den Stempel des Genies und Fleißes an sich trägt, schon die Wahrheit erschöpfe. Sie ist freilich gefunden, die Natur; aber das Herz jedes Künstlers ist ihr Tempel, worin sie lebt und webt. Jeder wahre Künstler findet sie also wieder, wenn er sie in seiner eigenen Seele, in seinem eigenen Herzen erforscht, die Natur im innigsten Wesen seiner Kunst, nicht in erträumten Naturidealen außer derselben, sucht. Denn dergleichen giebt es sonst nirgend, als im Genie des Künstlers, das sich zugleich aus musterhaften Vorbildern verwandter Geister belehrte und daran erwärmte.

Hr. Gretry sagt;

„Das geringste Detail, was nicht zur Vervollkommnung des Ganzen beiträgt, ist ein Fehler.“

„Die Natur (z. B. Regen, Hagel, Erdbeben, Gesang der Vögel u. dergl.) mit zu sklavischer Treue dargestellt, hat gar keinen Reiz mehr für uns.“

„So kann ich auch die in Musik gesetzten Erzählungen von Gefechten und Stürmen nicht leiden. Der Dichter, der in einem Gesangstück zu vielerlei Bilder häuft, verwirrt den Komponisten über den Ausdruck.“

„Die Stimme des Menschen ist vorzugsweise Stimme. Alle Instrumente, die wir verfertigen, ahmen nur (?) die Töne derselben oder die Töne der Thiere nach. Die Instrumente, welche geschlagen oder gestrichen werden (Saiteninstrumente) reden am mehrsten zur Phantasie, weil sie weniger die

Stimmen der Natur nachahmen. Die vollkommensten Instrumente sind die, deren Töne fortgehalten werden und sich am meisten der Menschenstimme nähern, also die Blasinstrumente. Allein eben darum sagen sie der Phantasie weniger."

(Hr. Sp. macht auf Veranlassung der letztern Stelle über die verschiedenen Eindrücke der verschiedenerlei musikalischen Instrumente feine Bemerkungen, welche auf folgende Gedanken hinauslaufen.)

Saiteninstrumente haben ungleich größeren Umfang, haben mehr Spielraum, kommen der menschlichen Stimme weniger nahe, ihr Charakter ist weniger bestimmt; sie gewähren daher dauerhafteres Vergnügen, als Blasinstrumente. Sie können (nach Prof. Eberhard in Berl. Musik. Wochenbl. S. 98.) sich Jedem anschmiegen. Ein guter, verständiger Gebrauch der Blasinstrumente erhöht aber und verstärkt den Effekt der Musik unbeschreiblich. Die Blasinstrumente geben nur wenige und nur die hervorstechendesten Umrisse der Charaktere der Empfindungen an; ihr bestimmter Charakter enthält eine Quelle ihrer Einförmigkeit. Dem Saitenspieler aber gelingt es (nach Hr. Eschenburg) besser, uns von einer Art der Empfindungen auf die andere hinüberzuführen, die Uebergänge unmerklicher, folglich desto wirksamer zu machen. Der Ton auf der Flöte, der Oboe, dem Klarinet, dem Fagott, läßt weniger Modifikazionen zu, als der Ton auf der Violine und dem Cello, welcher stärker, kräftiger, auch feiner und zarter ausfallen kann. — In Absicht auf Einförmigkeit gleichartiger Töne, aus Mangel

an Bedeutsamkeit derselben durch fehlenden Wortausdruck, bleiben beiderlei Instrkmente bei allgemeinen Andeutungen. Saiteninstrumente aber sind weniger einförmig. Die Töne der Blasinstrumente haben (die Trompete, die Posaune weniger, ausgenommen) eine gewisse dumpfartige Rundung und Fülle, eine Art von Aufgelöstheit in sich selber, die der Phantasie nichts übrig läßt, und eine Befriedigung gewährt, die auf die Dauer nahe an Ekel gränzt; da hingegen Saitentöne (nur nicht die zu grell, scharf und spitzig tönenden Flügeltöne) ungleich kräftiger, klarer, präciser sind. Man fühlt sich durch sie mehr begeistert und lieber angerührt. Warum wir es mit den Tönen der Blasinstrumente nicht lange gern aushalten, gründet sich auf unsre animalische Natur, die sich gegen zu scharfe Annäherung und Gleichartigkeit sträubt. Die große Gleichartigkeit der Blasinstrumente mit der menschlichen Stimme entfernt sie zum Theil vom Charakter eines künstlichen freien Instruments, zum Theil giebt sie ein dunkles Gefühl von einer verfehlten, oder unvollkommen erreichten Nachahmung der lieber selbst gehörten Menschenstimme, bei welcher nicht, wie bei den Blasinstrumenten, nur halbe Natur ist. Viel länger mögen wir singen, als blasen, doch auch nicht so lang, als Saiteninstrumente spielen hören. Auf die Blasinstrumente läßt sich auch anwenden, daß unvermischtes Vergnügen, der höchste Grad sinnlicher Befriedigung, von keiner langen Dauer sei, bald Ueberfüllung und Ekel zur Folge habe. — —

„Man gestattet der Musik (fährt Hr. G. in seinem Werke fort) die Nachahmung der Accente der Freude; aber den

Schmerz ausdrücken, sterbend singen — welche Abgeschmacktheit! rufen Unwissende aus. Aber warum denn abgeschmackt? Grade der höchste Grad von Schmerz, der Schrei der Verzweiflung, preßt Töne aus, die in die nachahmende Musik gehören. Wahre Naturaccente des bewegten Gemüths liegen der tragischen Musik und ihren Wiederholungen zum Grunde. — Wiederholungen der Worte und Phrasen gehören wesentlich zur Musik, zumal in der komischen Gattung, und wenn die Empfindungen auf einen hohen Grad gespannt sind. Durch jede schickliche Wiederholung muß der Ausdruck gehoben und verstärkt werden. Die gute Orchesterbegleitung aber, indem sie den Gesang des Schauspielers unterstützt und verstärkt, bisweilen gar demselben entgegenarbeitet, spricht zu den Zuhörern und Theilnehmern der theatralischen Begebenheit."

(Ueber musikalische Malerei erinnert der teutsche Herausgeber Folgendes:)

Die weiteste und der Musik angemessenste Mahlerei ist die Empfindungsmahlerei, wo nur der Eindruck nachgeahmt wird, den ein Gegenstand auf uns macht. Das Aergste aber, was ein Tonkünstler thun kann, ist Worte, Bilder, Metaphern mahlen.

(Hr. Gretry fährt hierüber treffend fort:)

„Es giebt für den Tonkünstler eine indirekte Manier der Nachahmung, indem er nicht gerne dazu das Objekt, sondern die aus dessen Anschauung entspringenden Empfindungen ausdrückt. Statt z. B. ein lärmendes Gefecht zu mahlen, das

Waffengeklirr, das Geschrei der Sterbenden auszudrücken, muß er, wenn dieser Kampf sich augenblicklich in Sieg verwandeln soll, diesen schon durch Töne vorbereiten und allmählich Siegsgesänge anstimmen."

„Eine der ersten Regeln in den schönen Künsten ist, Alles veredelt darzustellen, und Alles von der Nachahmung auszuschließen, was keine Veredlung zuläßt."

Poesie und Tonkunst. (S. 173 – 176.)

„Man sagt uns unaufhörlich, daß Dichtkunst und Musik Schwestern sind, daß jede für sich allein nie so viel vermöge, als wenn sie sich gegenseitig unterstützen und in Gemeinschaft wirken. Welche von ihnen ist die ältere? Es scheint, wenn der menschliche Geist durch eine natürliche Stufenfolge zur Erfindung beider Künste gelangt ist, Gesang und Rhythmus das Erste gewesen zu seyn, weil diese an sich kräftiger sind und dem Gefühle näher liegen, als deklamirte Verse. Auch hat jede Sprache ihren eigenthümlichen poetischen Rhythmus. Nur die Musik geht bei allen Nazionen nach einerlei unwandelbaren Grundregeln der Harmonie zu Werke."

Harmonie der Verse (bemerkt hierbei der teutsche Herausgeber) ist etwas anderes, als musikalische Harmonie. Harmonie darf keinem Kunstwerk fehlen, kömmt aber schon früher dem menschlichen Geiste aus der Natur entgegen, ehe er noch von musikalischer Harmonie weiß. — Uebrigens sind Naturgesänge gewiß eher da gewesen, als Verse, welche eine regulirte

Kunst voraussetzen, wiewohl auch Beides, erhöhte Empfindungssprache und Deklamazion in Tönen, als Anfang des Gesanges, zugleich entstanden seyn können; und dieß letzte ist das Wahrscheinlichste. Historisch gewiß aber ist, daß die eigentliche Dichtkunst vor der Musik als Kunst unendliche Vorsprünge gemacht hat. Dieß begreift sich auch aus der Sprache, welche als ein unendlich höheres Bedürfniß einer früheren Ausbildung unterworfen seyn mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

III.

Versuch einer moralischen Anwendung des Gesetzes der Stätigkeit. Von D. Joh. Friedrich Christoph Gräffe.

(Fortsetzung.)

Das ganze Werk zerfällt in drei Abschnitte. Im 1sten wird der Beweis geführt, daß es in den Veränderungen, Entschließungen und Bewegungen der Seele ebenfalls ein Gesetz der Stätigkeit und der Accelerazion gebe, und daß man vieles genauer und bestimmter sich erklären könne, wenn man diese in der physischen Natur allgemein geltenden Gesetze auf die Verrichtungen der Seele überträgt. Im 2ten Abschnitt werden die nützlichen Anwendungen gezeigt, die sich hiervon auf die Pastoral, Homiletik, Katechetik, und Pädagogik machen lassen. Im 3ten Abschnitt endlich werden einige wissenschaftliche Folgerungen erörtert, die in Rücksicht der Metaphysik, und in Beziehung auf die letzten Gründe der Erkenntniß zu beherzigen sind. Jeder Abschnitt ist in mehrere §§en getheilt.

Erster Abschnitt. S. 9—224.

Erklärung und Beweis, daß das Gesetz der Stätigkeit, der Trägheit, der Accelerazion, und der Sollicitazion, in der moralischen Welt statt finde. S. 9—101.

Eine stätige Größe heißt eine solche, deren Theile alle so zusammenhängen, daß, wo einer aufhört, zugleich der andere anfängt, so daß zwischen des einen Ende und des andern Anfange nichts ist, das nicht zu dieser Größe gehörte. Nach diesem Gesetze gehen alle Veränderungen in der physischen Welt fort. — Wie allmählich geht die Sonne auf, wie allmählich rückt sie fort, und schreitet dem Abend entgegen, bis das Licht nach und nach verschwindet, und die nächtliche Dunkelheit in gleicher Stätigkeit über die Erde sich verbreitet! Welche stätige und zugleich den Augen so willkommene Uebergänge vom Licht zur Finsterniß, und hinwiederum von der Dunkelheit der Nacht zum leuchtenden Tage! wie wohlthätig den lebenden Geschöpfen auf Erden sind die allmählichen Abwechselungen des Winters und Sommers, der Kälte und der Hitze! Eben dieses Gesetz ist in der Entwickelung der Pflanzen und in der Abnahme und dem Ersterben derselben sichtbar, und herrscht durch alle Naturreiche. — Aber eben dieses Gesetz findet sich auch in allem dem, was die Seele wirkt, ausgedrückt. Alle Professionen, Künste und Wissenschaften, nähern sich durch unzähliche Stufen ihrer Vollkommenheit. Welch' eine Reihe von Uebergängen von den ersten Hütten bis zu Pallästen und Schlössern in der Baukunst! Welch' ein Abstand zwischen dem ersten kaum zusammenhän-

genden Kahne und zwischen einem heutigen Kriegsschiffe! Gleiche Bewandniß hat es mit allen übrigen Theilen der menschlichen Kunst und des menschlichen Wissens. Wie viele Grade, Versuche, Erfindungen, Verbesserungen und Erweiterungen liegen zwischen den Endpunkten des Anfangs und der Vollendung! Nirgends finden wir einen gewaltsamen Sprung; und wenn uns die Natur bisweilen von diesem Gesetze abzuweichen scheint; so rührt dieses nur daher, weil uns die Mittelglieder verborgen bleiben. In unmerklichen Abstufungen nähern sich Staaten ihrem Flor, und ihrer Auflösung. So wie wir den Menschen als Kind, als Knaben, als Jüngling, als Mann und als Greis in stätigen Uebergängen erblicken, eben so entwickeln sich die Schicksale ganzer Reiche und Völker. Auf die nämliche Art betrachte man jeden Menschen aus jedem Stande, welchen man will; keiner wurde das, was er geworden ist, auf einmal. Man mag die Wahl des Standes, die besondere Beschaffenheit der Neigung, den erlangten Grad der Gelehrsamkeit, die erreichte Höhe der Kunstfertigkeit, die individuelle Stärke gewisser Entschließungen, oder was man nur will, in Erwägung ziehen; so werden wir immer eine Menge von Ursachen entdecken, von welchen jede einen unmerklichen Beitrag dazu lieferte, daß die letzte Hauptbestimmung zum Vorschein kommen konnte. Prediger, welche ihre Schulkinder fast täglich unter ihren Augen haben, besitzen die erwünschte Gelegenheit, die Art zu bemerken, wie die Neigungen, Entschließungen und Bestimmungen des Gemüths entstehen, genährt und durch den stätigen Einfluß verschiedener Begünstigungen bis zu ihrer Reife gestärkt werden; welches von dem Verfasser mit einem passenden Beispiele

eines Knaben, der seinen künftigen Stand wählt, sehr anschaulich erläutert wird. Unsere Neigungen erhalten nicht auf einmahl ihre Stärke; unsere Entschlüsse reifen nicht auf einmahl, in einem einzigen Augenblicke. Es sammeln sich erst tausendfache Eindrücke, Vorstellungen, Empfindungen, und Veranlassungen, von denen jede etwas beiträgt. Jeder auch noch so geringe Einfluß setzt etwas zu der schon vorhandenen Summe der Reizungen hinzu, und so wächst durch alle diese allmählichen Vermehrungen die Kraft der Neigung bis zu einer so überwiegenden Stärke, daß sie jede andere Betrachtung überwältigt.

Aber sollte es nicht Menschen geben, die von einem Extrem auf das andere fallen? Oder geht nicht z. B. der Soldat, der in diesem Augenblicke die festeste Gesundheit besitzt, und gleich darauf von einer Kugel verwundet wird, durch einen raschen Sprung in den schmerzlichsten und gefährlichsten Zustand über? Leben nicht manche noch heute in der Mitte des Ueberflusses, und morgen bedeckt sie das Gewand eines Bettlers? Wo ist hier Stätigkeit des Ueberganges von dem Einen zum Andern? Der würdige Verfasser zeigt an interessanten Beispielen, z. B. an des Paulus schneller Bekehrung, daß auch in diesen Fällen nur immer die vorbereitenden und beitragenden Ursachen als die Mittelglieder zwischen den beiden Endpunkten einer Reihe übersehen werden, oder daß man ganz unerwiesene Fakta als ausgemacht voraussetzt. Man hat bisher noch kein einziges historisches Faktum vorgelegt, aus welchem mit Sicherheit geschlossen werden könnte, daß der Mensch von einem Extrem in das andere falle, ohne durch die mittlern Zustände hindurch geführt zu seyn. Wir sehen oft nur das erste und letzte Glied

der Reihe, und machen sogleich den übereilten Schluß, daß nur die beiden wahrgenommenen Glieder es sind, die unmittelbar einander berühren. Und dann entsteht freilich der Schein, als ob zwei Extreme unmittelbar zu einander kämen. Alle Veränderungen in den Entschließungen der Menschen, welche sprungweise geschehen zu seyn scheinen, stellen, wenn wir sie genauer erforschen, unsrer Beobachtung einen stätigen Fortgang der Eindrücke auf das Gemüth dar. Schon in den frühern Jahren wird die Anlage zu der Möglichkeit der nachherigen Umänderung gegründet. Bald diese, bald jene Einwirkung trägt etwas in die Seele hinein, und verstärkt die Disposizion. Diese einzelnen vorhandenen Kräfte bleiben aber unbemerkt, bis eine Hauptbegebenheit die vorhandene Summe mehrt, und durch diesen Zusatz die Vollendung der Wirkung sichtbar macht. Aber außer dem, daß uns oft die Unwissenheit die Mittelglieder einer Reihe verbirgt, so liegt in der Schnelligkeit, mit welcher die Zwischenveränderungen einander verdrängen, ein neuer Grund, warum wir den Irrthum anzunehmen geneigt sind, daß ein Extrem, ohne annähernde Vorbereitungen, sogleich in das andere Extrem übergehen könne. Man denke sich den Fall einer schweren Masse. Die Schnelligkeit des Falles erzeugt den Schein, als wenn die Masse von dem einen Ende sogleich zu dem andern Ende überspränge, und entzieht dem Auge die Bemerkung der in den Zwischenräumen sich bewegenden Masse. Aber konnte wohl die Masse von oben nach unten gelangen, ohne durch die Zwischenräume getragen worden zu seyn? Dies wende man auf die moralischen Bewegungen an, und man wird ohne Mühe die Ursache einsehen, warum sich hier die Stätigkeit der

Uebergänge unserm Auge so oft verbirgt. Die Vorstellungen nämlich, die Bilder der Phantasie, und die Gedanken, eilen mit der größten Schnelligkeit vor unserer Seele vorüber. Gegen ihre schnellen Schwingen sind, wie Haller sagt, selbst des Lichtes Flügel langsam. Man denke hier nur an die erhöhete Thätigkeit des Vorstellungsvermögens, wenn irgend ein Affekt, oder eine Leidenschaft die Seele erhitzt hat! Die einzelnen Bilder und Gedanken, welche der Seele vorschwebten, entfliehn dem Gedächtnisse; aber der Eindruck, den sie begünstigten, oder die neue Vorstellung, die nunmehr die Oberherrschaft an sich reißt, bleibt in dem Gemüthe zurück. Und so weiß es der Mensch oft selbst nicht, durch welche Reihen von Gedanken er zu einem gewissen Entschlusse geleitet worden ist. Die Mittelglieder, die einst auch da waren, die aber wegen der Geschwindigkeit ihres Ueberganges der Befestigung im Bewußtseyn auswichen, sind längst verloschen; und so entsteht der Schein, als ob der herrschende Gedanke, oder die nunmehr despotische Leidenschaft auf einmahl entstanden sey. (Eben diese Schnelligkeit der Vorstellungen und Gemüthsbewegungen, welche meistentheils nur dunkele, aber durch ihre Menge doch sehr wirksame Spuren und Dispositionen zurücklassen, machen uns die völlige Selbsterkenntniß ganz unmöglich. *) Auch der oben angeführte verwundete Soldat macht keine Ausnahme von der Regel. Man verwechsele nur nicht die Größe (Quantität) der Wirkung mit

*) Mehrere hieher gehörige Beobachtungen und Schlüsse findet man in Mendelsohn's philosophischen Schriften, 2. Th. S. 70. u. f.; in Cäsar's comment. II. de idearum obscurarum natura; in Weishaupt über die Selbsterkenntniß; in Herz über den Schwindel.

der Verwandlung ins andere Extrem. Stätigkeit der Veränderungen heißt ja nicht, daß alle Wirkungen gleich groß seyn sollen. Es bringen ja nicht alle Kräfte eine gleich große Wirkung hervor. Wenn daher eine größere Kraft eine ihr angemessene größere Wirkung hervorbringt, so ist das keine Verletzung des Gesetzes der Stätigkeit. Jede Wirkung hat ihre Ursache, und nichts ist natürlicher, als daß die Wirkung größer ist, wenn die Quantität der Kraft größer ist. Wenn nun behauptet würde, daß ein leichter unbedeutender Schlag, der, seiner Kraft nach, gar keine Todesart bewirken kann, dennoch sogleich und unmittelbar das Leben raubte, so hätte man etwas angenommen, was mit dem Gesetze der Stätigkeit stritte. Wenn aber auf eine größere Kraft auch eine größere Wirkung erfolgt, so findet sich eben so wenig eine Ausnahme von der Stätigkeit, als darin eine Abweichung von derselben liegen kann, daß ein größeres Licht mehr, und ein kleineres weniger erleuchtet. Wie kann also die Kugel, welche dem Soldaten das Leben nimmt, weil sie eine größere Kraft hat, und folglich auch eine größere Wirkung haben muß, ein Einwurf gegen das Gesetz der Stätigkeit seyn? Dieses Gesetz soll ja den Unterschied in der Quantität der Kräfte nicht aufheben, sondern nur so viel sagen, daß von da an, wo eine Kraft ihrer Natur nach gewirkt hat, die Veränderungen in einer stätigen Reihe sich an einander anschließen. Daß aber eine Kugel den Soldaten tödtet, das heißt, eine ihr proportionirte Wirkung hervorbringt, kann gar kein Einwurf gegen unser Gesetz der Stätigkeit seyn. Zwar geschieht in dem gegebenen Beispiele der Uebergang vom Leben zum Tode plötzlich; aber die Mittelglieder fehlen hier eben so wenig, als bei einem

langsamen Tode; nur mit dem Unterschiede, daß sie hier mit der größten, dem Auge unmerklichen, Geschwindigkeit auf einander folgen. Die Kugel traf den Kopf des Soldaten, und zerschmetterte seine Hirnschaale. Sie durchbrach also doch zuerst die Knochen, drang in das Gehirn, zerstreuete das Gehirnmark, riß es von dem Rückenmarke, warf den Körper auf die Erde, und mit der Zerstörung des allgemeinen Sensoriums lähmte sie alle Nervenpaare, deren Enden sich in dem Gehirne verlieren. Wenn nun aber die Nervenspitzen bei ihrem Ursprunge erschüttert und zerrissen werden; so muß sich ja diese Erschütterung und Zerreißung längst dem Laufe der Nerven bis an das andere Ende derselben fortpflanzen, wozu eine Zeit gehört, die, so kurz sie auch ist, dennoch aus unzählichen Theilen besteht. Diese Zeittheile werden mit der größten Schnelligkeit durchlaufen, so daß alles nur in einen Augenblick zu fallen scheint: aber sie werden doch durchlaufen. Die Zeit ist eine kontinuirliche Größe, folglich muß auch jede Veränderung in der Zeit, eben deswegen, weil sie einen Zeittheil erfüllt, mit Kontinuität geschehen. (Hierin liegt der Beweis des Gesetzes der Stätigkeit a priori, so wie ihn zuerst Kant geliefert hat, da man vorher, seit Leibnitz, dieses Gesetz nur als einen allgemeinen Erfahrungssatz aufstellte, welchem also weder absolute Nothwendigkeit, noch Allgemeinheit zukommen konnte.) Je schneller eine solche Veränderung vollendet wird, desto mehr wird sie in unsern Augen den Schein einer Sache annehmen, die alle Succession der Mittelglieder ausschließt. Aber dieser Schein rührt nur daher, weil die Mittelglieder der Reihe so schnell auf einander folgen, daß sie sich der distinkten Unterscheidung entziehen, und deswegen nur als

ein in Eins zusammen fließendes Ganze sich darstellen. Es ist hiermit eben so, wie mit einer glühenden Kohle, die mit der größten Geschwindigkeit in einem Kreise herumgedrehet wird. Die Geschwindigkeit, mit welcher der Umschwung geschieht, ist Ursache, daß ein stätiger, leuchtender Cirkel vor Augen zu stehen scheint. Dürfen wir aber deswegen sagen, daß die leuchtende Kohle mit einem Mahle diesen Cirkel ausfülle, und jeden Augenblick in jedem Punkte desselben wirklich vorhanden sey. Wir wissen vielmehr das Gegentheil, nämlich, daß der leuchtende Körper successiv alle Stellen, die zu der Peripherie gehören, durcheilt. Bloß die Geschwindigkeit, womit er die Zwischenstellen durchfliegt, ist Ursache, daß wir kein kontinuirliches Fortschreiten, sondern statt dessen etwas ganz anders gewahrnehmen. Und eben so, um noch ein Beispiel aus der physischen Welt zu wählen, hat es bei der plötzlichen Erleuchtung eines dunkeln Zimmers durch ein helles Licht den Anschein, als wenn das Extrem der Dunkelheit plötzlich in das zweite Extrem übergienge. Allein was geschiehet hier? Nichts anders, als daß die Lichtstrahlen einen Theil des Raumes nach dem andern durchdringen; und weil diese Succession des Durchdringens mit der größten Schnelligkeit geschiehet, so kömmt es uns so vor, als wenn die Verwandlung plötzlich vollbracht wäre. Gleiche Bewandniß hat es mit Leben und Tod. In jeder Speise, die dem Körper eine Nahrung zuführt, theilt sich auch dem Körper eine Verstärkung des Uebels mit, welches die endliche Auflösung der Maschine befördert. Bei demjenigen z. B. der eine Disposizion zur Wassersucht mit sich umher trägt, setzt die genossene Speise einen Theil ab, welcher sich an die fehlerhafte Empfäng-

lichkeit anschließt, und so durch allmähliche Verstärkungen das schon lange vorbereitete Uebel endlich sichtbar werden läßt.

Den scheinbarsten Einwurf gegen das Gesetz der Stätigkeit könnte man von der Kausalität durch Freiheit hernehmen. Durch diese fangen Dinge ein Daseyn an, welches an nichts Vorhergehendes geknüpft ist. Aber Nichtseyn und Daseyn sind offenbar zwei Extreme. Also ist diese Verbindung des Nichtseyns und des Daseyns eine Ausnahme von dem Gesetze der Stätigkeit. Der würdige Verfasser beantwortet weitläuftig auch diesen Einwurf. Das Resultat seiner Untersuchungen ist: Die Kausalität durch Freiheit ist entweder eine unendliche, welche die Substanzen aus Nichts hervorbringt; hier sind ja doch das Nichtseyn und Daseyn die beiden möglich nächsten Glieder der anzufangenden Reihe, so daß dabei kein mögliches Mittelglied als übersprungen gedacht werden kann: oder die Kausalität durch Freiheit ist eine endliche, welche nur auf schon vorhandene Substanzen einwirkt. Hier ist ein doppelter Fall möglich: Entweder wirkt sie nach außen, z. B. ein Haus zu bauen; oder sie wirkt nach innen, z. B. eine Neigung zu besiegen. In keinem dieser Fälle findet sich etwas, was mit Recht dazu gebraucht werden könnte, die Allgemeinheit des Gesetzes der Stätigkeit zu bestreiten; das Haus stehet nicht gleich da, die Neigung ist nicht auf einmahl ausgerottet. Eben dieses findet bei unserm Denken statt. Nur nach und nach werden unsere Begriffe helle; und Beweisen heißt nichts anders als die Reihe von Prämissen, die zwischen den Axiomen und der Konklusion liegen, durchlaufen, und ihren Zusammenhang einsehen. Also nicht nur von physischen Veränderungen, sondern eben so sehr von moralischen

und intellektuellen, gelten die Sätze: Es giebt keinen Sprung, keine Lücke (Non datur saltus, non datur hiatus.) — Aus allem diesem ergeben sich nachstehende Folgerungen als gewiß:

1) Im Moralischen giebt es eben sowohl eine Stätigkeit, als im Physischen.

2) Alle Operazionen der Seelenkräfte geschehen nach diesem Gesetze, weil man keine Veränderung der Seele antrifft, weder eine Entschließung, noch eine Handlung, noch eine Denkart, in welchen nicht eine mittlere Reihe von dem einen Endpunkte bis zu dem andern sich nachweisen ließe.

3) So allgemein das physische Gesetz der Stätigkeit angenommen wird, so allgemein muß man auch die Oberherrschaft, welche das Gesetz der Stätigkeit über die verschiedenen Veränderungen der Seele ausübt, anerkennen.

* * *

Das mechanische Gesetz der Trägheit in seiner psychologischen Anwendung betrachtet. S. 101 — 146.

A. Erklärung dieses Gesetzes.

Man hält Keplern für den ersten, welcher in seiner Epitome Astron. Copernic. Lib. IV. p. 510. von der natürlichen Trägheit der Materie geredet habe, und zwar bei Gelegenheit der Frage: Warum widerstehen die Himmelskörper der Bewegung, da sie doch weder schwer noch leicht sind? Mit ihm haben sich Männer vom entschiedensten Gewichte, Keill, Newton, Kästner, Kant, und so viele andere Mathematiker und Physiker, theils aus mathematischen, theils aus physikalischen,

theils aus metaphysischen Gründen für das Gesetz der Trägheit erklärt. Ihnen zufolge stehen die Sätze fest:

a) Man darf die Trägheit nicht mit dem Widerstande noch mit dem Gesetz der gleichen Wirkung und Gegenwirkung verwechseln. Denn da hätte man positive Kräfte oder positive Bestrebungen der Körper, ihren Zustand zu erhalten. Von dieser Art wären die Anziehungs- und Zurückstoßungs-Kraft, die vis centripeta und centrifuga. Durch die Trägheit hingegen deutet man bloß das Gesetz der Mechanik an, daß die Körper entweder in ihrer Ruhe, oder in ihrer Bewegung verharren, wenn keine äußere Ursache eine Veränderung erzwingt. So würde z. B. eine abgeschossene Kanonenkugel ohne Aufhören sich fortbewegen, wenn nicht der Druck der Luft und s. f. sie zum Stillstande brächte.

b) Ein jeder Körper, der in einer gewissen Richtung sich fortbewegt, behält eben diese Richtung bei, wenn nicht eine äußere Ursache hinzutritt, welche die Richtung ändert. So würde eine abgeschossene Kanonenkugel, deren Lauf eine Linie von der Erde nach dem Monde zu bezeichnete, dem Monde in dieser Richtung zueilen, wenn nicht die Schwere sie von dieser Linie abzöge.

c) Ein jeder Körper, der sich mit einer gewissen Geschwindigkeit bewegt, würde dieselbe Geschwindigkeit beibehalten, wenn nicht andere äußere Ursachen entgegenwirkten.

Jeder Körper behält also die Ruhe, oder die erhaltenen Eindrücke der Bewegung, der Richtung, und der Geschwindigkeit immer bei, wenn keine äußere Ursache

hinzukömmt, die durch ihre Gewalt eine Abwechselung hervorbringt.

d) Das Gesetz der Trägheit kömmt der Materie zu, insofern sie als leblos betrachtet, d. h. durch etwas außer ihr bestimmt werden muß. Dennoch halte man nicht etwa Leblosigkeit und Trägheit für Eins. Denn, daß ein Körper, der in Bewegung ist, seine Bewegung in derselben Richtung und Geschwindigkeit fortsetzt, sagt etwas ganz anders aus, als, daß er ein Leben habe, ein Thier sey. Freilich sind Leblosigkeit und Trägheit mit einander verbunden, aber darum nicht einerlei: so wie Gränze und Körper dadurch, daß sie immer bei einander sich finden, nicht zu einerlei Sache werden.

e) Die der Materie eigenthümliche Kraft der Trägheit (vis inertiae, oder, wie Newton sie auch nannte, vis insita) deutet nicht etwa einen Fehler oder etwas Verwerfliches an. Man nannte sie nur so im Gegensatze gegen andere Kräfte, durch welche ein Stoß oder Widerstand bewirkt wird. Vielmehr hängt das Gesetz der Trägheit mit dem Gesetze der Kausalität und mit der Ordnung der Natur zusammen, und ist dazu nothwendig und unentbehrlich. Ohne sie gäbe es keine bestimmten Gesetze der Bewegung, und überhaupt keinen regelmäßigen Zusammenhang der Natur. Es wäre dann alles Willkühr, Wirwarr und blinder Zufall. Das Holz z. B. wäre heute brennbar und theilbar, und morgen, gleich dem Wasser, flüßig. Die Kugel, die ruhig auf der Fläche liegt, würde sich auf einmal in Bewegung setzen,

und wieder in Ruhe gerathen, ohne alle bestimmende Bedingungen und Ursachen.

B. Moralische Anwendung des Gesetzes der Trägheit.

1) Anwendung auf natürliche Theologie und Moral bei Leibnitz und Fichte. — Schon Leibnitz glaubte, bei dem Vortrage der Lehren über die Vorsehung, über die Zulassung des Bösen, und über die Rechtfertigung der göttlichen Weisheit bei dieser Zulassung, sich nicht glücklicher ausdrücken zu können, als wenn er das physische Gesetz der Trägheit auf ein moralisches Verhältniß der Kreaturen zum Schöpfer übertrüge. S. Theodicée T. 1. §. 30. — Einen ähnlichen Gebrauch von dieser physischen Trägheit suchte Herr Fichte zu machen (s. dessen System der Sittenlehre nach den Prinzipien der Wissenschaftslehre S. 260—271.) Er glaubte, auf diese Weise am besten erklären zu können, was das radikale Böse sey, und warum es in der menschlichen Natur so allgemein seyn müsse. Die vielen und erheblichen Einwürfe, welche der Verf. gegen die Art macht, wie Herr Fichte die Trägheit vorstellt, muß ich meinen Lesern zu eignem Nachlesen überlassen. Alles wird mit Hrn. Fichte's eigenen Worten und Definizionen belegt, Er Selbst für einen Mann von Talenten erkannt, die ganze Tendenz seiner Sittenlehre gefallend und einladend genannt; aber dabei wird auch das ihr beigemischte Schwankende und Undeutliche, das in diesem Systeme sich auf seltsame Art durchkreuzende Objektive und Subjektive, nicht verhehlt; und das Resultat ist: der Begriff, den Fichte von der Natur, von der Objektivität, aufstellt, um daraus die Trägheit, und vermittelst der Trägheit das radikale

Böse zu erklären, ist undeutlich, unbestimmt, widersprechend und höchst verworren.

2) Anwendung des Gesetzes der Trägheit auf Psychologie. Beweis, daß in der Seele eine gleiche oder ähnliche Beschaffenheit der Trägheit statt finde. — Eben das Gesetz der Trägheit, welches sich im Physischen zeigt, verbreitet sich auch über die Seele, und über den Zustand der Seele. Also:

a) Auch bei der Seele giebt es einen Zustand der Ruhe und der Bewegung, der demjenigen analog ist, was wir bei der Materie so bezeichnen. Ein Mensch, dessen Gemüth von keinen Leidenschaften beunruhiget wird, genießt eine Ruhe, die der stillen See gleich ist. Oft ist diese Ruhe und Stille des Herzens Gleichgültigkeit und Indolenz, wie bei dem Feuerländer; oft ist sie aber auch ein Produkt der Uebung und des Unterrichts, wie bei dem gebildeten Manne. Wie sehr unterscheidet sich hiervon der Zustand, wenn Leidenschaften toben, wenn die Gewalt der Affekten den Menschen hin und her treibt? Dann gleicht die Seele einem stürmischen Meere, dessen unruhige Wellen in steter Bewegung umher geworfen werden. Das, was in der Seele vorgeht, ist zwar keine örtliche und räumliche Bewegung; allein die Unruhe dieser Art macht jedes Verweilen auf demselben Punkte der Entschließung unmöglich, und die Gedanken, Entwürfe und Vorstellungen drängen, durchkreuzen und verwirren sich unter einander so sehr, daß der Mensch, auch physisch betrachtet, nicht auf demselben Punkte verweilen kann. Und wie wollen wir diesen Zustand der Seele anders nennen als Bewegung?

b) Die Seele, welche in Ruhe ist, würde immer in Ruhe

bleiben, wenn sie nicht durch eine äußere oder innere Ursache herausgerissen würde; denn bei der Seele, da sie nicht bloß Receptivität, sondern auch Spontaneität ist, lassen sich freilich auch innere Ursachen denken, z. B. im Gemüth selbst erzeugte Einbildungen, Aengstlichkeiten und Besorgnisse u. d. m.

c) Die Seele, die in Bewegung ist, würde in diesem Zustande bleiben, wenn nicht äußere oder innere Ursachen die Fortsetzung dieses Zustandes hinderten. — Wann wird der Schmerz der Mutter über den Tod ihres Sohnes aufhören? Nur mit dem Grabe wird sich ihr Leid enden; ihrem Auge werden Zähren der Wehmuth entfließen, so lange sie lebt; nur selten wenigstens wird sich der Schmerz ganz heben lassen, gesetzt auch, daß Trostgründe einige Kraft auf ihr Gemüth äußern sollten. Man denke ferner an den Zornigen, oder Rachsüchtigen. Soll der Zorn, soll die Rachsucht aufhören, so bedarf es einer andern Kraft, wodurch sie aus ihrem bisherigen Zustande herausgezogen wird. Zur Bestätigung benutzt der Verf. eine artige Anekdote vom vorstorbenen Fürsten Kaunitz.

d) Die Richtung des Gemüths bleibt dieselbe, wenn nicht eine äußere oder innere hinzukommende Ursache die Richtung abändert. Denn so gut der Physiker die Richtung durch eine Linie andeuten kann, mit eben dem Rechte kann auch der Moralist und der Psycholog das Hinsehen des Menschen auf einen Punkt, das Hinheften aller Gedanken auf ein Ziel eine Richtung des Gemüths nennen. Welche Richtung des Gemüths erblicken wir z. B. in dem Geitzigen? Er hat nur immer das Ziel im Auge, reich werden zu wollen, dafür lebt er, dafür arbeitet er. Es ist ihm nicht um den Gebrauch des Geldes zu

thun; er darbt lieber, eher er etwas ausgiebt; ihm liegt alles an der bloßen Anhäufung, und an dem bloßen Besitze des Geldes. Wenn das Gemüth eines Menschen einmal diese Disposizion, diese Richtung angenommen hat, so gehören die stärksten Erschütterungen dazu, die Seele von dieser Richtung abzulenken. Eben dies ist der Fall bei den Wollüstlingen, die sich oft durch ihre Laster die peinlichsten Schmerzen zuzogen, aber nach überstandener Kur den nämlichen Gefahren zueilten, ohne sich die Größe und Heftigkeit ihrer empfundenen Leiden zur Abschreckung dienen zu lassen. (Und das zum Sprichwort gewordene: Vrit mature quod vult vrtica manere gründet sich ganz auf die Erfahrung, daß die Eindrücke, die Neigungen, und die Denkarten, welche der Knabe als Kind aufnahm und nährte, ihn selten im Alter des Mannes und des Greises ganz verlassen.)

e) Die Seele, deren Neigung einen gewissen Grad der Stärke und der Heftigkeit angenommen hat, behält die Geschwindigkeit der Regung bei, wenn nicht innere oder äußere Ursachen diese Heftigkeit mindert. Die Schnelligkeit der Uebergänge und des Wechsels der Vorstellungen im Zustande des heftigen Affekts dauert so lange im Gemüthe fort, bis innere oder äußere Ursachen die Heftigkeit mäßigen, und das Gemüth nach und nach wieder zur Ruhe bringen.

Die Seele verharret also in dem Zustande, in welchem sie sich einmal befindet, und sie behält die Ruhe, die erhaltenen Eindrücke, die Richtung, und den Grad der Heftigkeit immer bei, wenn nicht von innen oder von außen Ursachen hinzu treten, die eine Abwechselung hervorbringen. — Hierbei bemerkt der scharfsinnige Verfasser, daß man dieses psychologische Gesetz der

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Trägheit nicht mit dem Gedächtniß verwechseln müsse, in sofern dieses letztere als das Vermögen gedacht wird, die erhaltenen Vorstellungen zum beliebigen Gebrauch wieder herzugeben, statt daß die Seele, nach dem Gesetze der Trägheit, dasjenige, was sie einmal aufgenommen hat, nicht wieder fahren läßt, gesetzt auch, daß in einer Reihe von 60 Jahren, und länger, nicht wieder daran gedacht worden, und es also aus dem Gedächtnisse gänzlich verschwunden war. Dieses beweiset der Verfasser, außer andern Beispielen, besonders auch mit dem Beispiele der Sterbenden, bei denen sich oft Scenen der frühern Jahre erneuern, an die sie längst nicht mehr gedacht hatten. So siehet oft der Wollüstling auf seinem Sterbelager jeden Schritt, den er vor vielen Jahren that, jedes Mittel, das er zur Verführung wählte, jedes Wort, das er sprach, jede Aeußerung, deren er sich bediente. Daher urtheilen Sterbende über sich, über ihre Handlungen, und über ihr Verhältniß, in welchem sie zu dem Sittengesetze stehen, ganz anders, als sie es für möglich gehalten hätten. Daraus ergiebt sich die Möglichkeit, wie auch dasjenige, was in diesem Leben nicht wieder erneuert wird, dennoch in der Seele verweilt, und in einer andern Periode des Daseyns eine bestimmte Stelle des Bewußtseyns sich zueignen, und wie das Gewissen die unmoralischen Menschen in der Ewigkeit noch mit Vorwürfen überhäufen könne.

g) Die Trägheit darf man nicht mit dem Widerstande verwechseln. — Sinnlichkeit und Vernunft sind zwei streitende Principien, die um die Herrschaft kämpfen; aber das Mitgetheilte bloß aufbewahren, das Empfangene fortsetzen, ist kein Streit, kein Kampf.

Bayerische Staatsbibliothek München

h) Psychologische Trägheit, wie sie hier genommen wird, ist kein Mangel, kein Fehler in der Seele, sondern eine nothwendige Einrichtung derselben, ohne welche es kein Gedächtniß, ja gar keine Gesetzmäßigkeit in den Seelenveränderungen geben könnte, ohne welche wir gar nicht nach Ursachen dieses oder jenes Seelenzustandes fragen könnten. Dann könnte jede beliebige Veränderung durch einen Zufall entstehn, und in den Abwechselungen des Gemüths würde ein beständiges regelloses Wirwarr herrschen.

Mögen also Körper und Seelen, körperliche und geistige Veränderungen und Bewegungen, mögen der Druck und Stoß der Materie und die Gedanken und Affekten des Gemüths noch so sehr von einander verschieden seyn, so stimmen doch Körper und Seele beide darin mit einander überein, daß sie den Zustand, den sie einmal haben, so lange fortsetzen, bis irgend eine Ursache eine Abänderung in ihnen hervorbringt.

* * *

Von der Accelerazion in moralischer Hinsicht.

S. 147 — 200.

Ausführlicher hat der Verfasser über die Accelerazion oder Beschleunigung in seinem schon oben genannten Kommentar über eine der schwersten Stellen in Kant's metaph. Anf. der Naturw. §. 7. S. 49. u. f. gehandelt. Die Bewegung eines Körpers wird beschleunigt, d. h. ein Körper durchläuft in der folgenden Zeit einen immer größern Raum, als in der vorhergehenden eben so großen Zeit. Keine Beschleunigung würde möglich seyn, wenn das Gesetz der Trägheit nicht obwaltete.

Ueber das Gesetz, nach welchem die Accelerazion erfolgt, kann man vorzüglich die faßlich geschriebenen Institutions physiques de Madame la Marquise de Chastelet, à Amst. 1742. 8. S. 271 – 284. nachlesen. Es ist bewiesen, daß die Räume, die ein fallender Körper in gleich großen Zeittheilen mit gleichförmig beschleunigter Bewegung durchläuft, sich wie die ungeraden Zahlen 1, 3, 5, 7, 9. u. s. w. verhalten. Wenn diesem zufolge ein Körper in der ersten Sekunde 1 Fuß durchläuft, so legt er in 2 Sekunden 4 Fuß, in 3 Sekunden 9 Fuß, in 4 Sekunden 16 Fuß u. s. w. zurück. Die zurückgelegten Räume verhalten sich wie die Quadrate der Zeiten.

Tragen wir dieses physische Gesetz der Beschleunigung auf den moralischen Zustand des Menschen über, so können wir uns wenigstens von einer Menge der Erscheinungen in dem Handeln und Streben der Menschen, und in ihren Charakteren deutlichere und bestimmtere Vorstellungen machen, weil wir nun ein Maaß vorfinden, nach welchem sich die Bewegungen des Gemüths, und die verschiedenen Grade der Heftigkeit in den Neigungen genauer messen lassen.

Man denke zuerst an die Gewalt und an das Wachsthum der Neigungen, Affekten und Leidenschaften. Es ist bekannt, daß diejenigen, welche irgend einer Begierde fröhnen, durch jede wiederholte Befriedigung derselben, die Stärke ihrer Neigung außerordentlich erhöhen. Die Art, wie das Wachsthum der Begierde beschleuniget wird, erfolgt aber mit einer solchen Geschwindigkeit, daß wir ein dem Falle der Körper ähnliches oder analogisches Verhältniß zum Grunde legen müssen. Wenn wir die Kraft, welche die Begierde beim ersten Genusse hat, = 1

setzen, so ist sie beim zweiten Genusse nicht 2 mahl, sondern 3 mahl so stark. Bei der achten Befriedigung würde die Kraft der Begierde nicht 8 mahl, sondern 15 mahl so groß, und bei der zwanzigsten Befriedigung nicht 20 mahl, sondern 39 mahl so groß geworden seyn. Da die Temperamente und Dispositionen der Menschen so verschieden sind, so folgt, daß die Kraft der Begierde, die bei dem einen Menschen im ersten Genusse = 1 war, bei einem andern Menschen im ersten Genusse = 15 seyn kann. Bei diesem letztern würde also die Beschleunigung des Wachsthums noch weit furchtbarer seyn.

Man nehme nun einen Menschen an, der sich der Wollust ergeben hat. Da er dem Verlangen nach der ersten Befriedigung nicht widerstehen konnte, so wird er noch viel weniger im Stande seyn, der Kraft der Begierde, die nun dreimahl so groß geworden ist, und die ihn zum zweiten Genusse treibt, Widerstand zu leisten. Am Ende eines größern Zeitraums und häufiger Wiederhohlungen wird die Heftigkeit des Triebes hunderttausendfach, ja millionenfach verstärkt werden müssen. Eine schreckliche Wahrheit für die Knechte der Laster!

Aber hierzu kömmt noch eine andere Betrachtung. Die Begierde nämlich wächst nicht nur durch die genossenen Befriedigungen, sondern schon dadurch, daß sie in der Seele genährt, oder aufbehalten wird. Jede Stunde setzt zu der schon vorhandenen Summe etwas hinzu, und jeder Augenblick liefert zu der Vergrößerung der Kraft einen Beitrag, er sei auch so klein als er wolle. Und so wächst die Kraft der Begierde nur um desto schneller zu einer unbeschreiblichen Höhe an.

Daß es mit den Trieben, Begierden und Leidenschaften eine solche Bewandniß habe, zeigen mehrere Beobachtungen und Erfahrungen, durch die wir Menschen kennen lernen, die sich auf keinem Wege zur Sinnesänderung führen lassen. Neigungen, Leidenschaften und Laster können so zunehmen, daß sie unüberwindlich werden. Man schaue nur in dem Umkreise seines Lebens umher, und sage, wie viel Trunkenbolde, wie viel Wollüstlinge, wie viel Diebe, Neidische, und Ehrgeizige es sind, die von ihren Lastern geheilt wurden? gesetzt auch, daß sie in ruhigen Stunden die Thorheit und Unsittlichkeit ihrer Handlungen sehr wohl einsahen, diese oft bitter bereuten, und fast tägliche, aber immer fruchtlose, Entschließungen zur Besserung faßten. Auf diese Weise wachsen alle Begierden in dem Maaße, wie die Wiederholung des Genusses, und der längere Zeitraum das Zunehmen der Kraft beschleuniget hat.

Daher kann man mit allem Rechte behaupten, daß es einen Punkt giebt, wo, wenn der Mensch dahin gelangt ist, die Begierde unüberwindlich wird. Wann eigentlich dieser Zeitpunkt eintrete, kann niemand mit Bestimmtheit angeben, weil wir unser Inneres nicht genug durchschauen. Bei dem einen Menschen, bei welchem die Kraft der Begierde mit einer Macht anfängt, die der Zahl 96 gleich zu schätzen ist, reichen vielleicht schon 3 oder 4 Jahre dazu hin, die Stärke der Begierde bis zu der Gränze der Unüberwindlichkeit zu erhöhen: bei einem andern Menschen hingegen, in dessen Gemüthe die Kraft der Begierde im Anfange = 1 war, müssen vielleicht 10 oder 20 Jahre verfließen, ehe es mit ihm so weit kömmt, daß er für die Besserung ganz unfähig wird.

(Ich kann nicht umhin zu diesen Gedanken des würdigen Verfassers einige Anmerkungen hinzuzusetzen. Da nämlich die menschliche Seele nicht nur Receptivität, sondern auch Selbstthätigkeit und Freiheit besitzt; so läßt sich zwar immer noch eine Uebertragung des physischen Gesetzes der Accelerazion auf die Seele denken, aber es scheint mir offenbar zu seyn, daß die Anwendung jenes Gesetzes auf die Seele große Abänderungen leiden müsse. Zwar gebe ich gern zu, daß unsere Freiheit nur unter gewissen Bedingungen wirksam seyn könne, und daß sie einen gewissen Gemüthszustand, so zu sagen, als Stoff vor sich finden müsse, wenn sie etwas über ihn vermögen soll: aber gewiß darf doch der Einfluß der freien Spontaneität auch bei den verschiedenen Graden des Wachsthums einer Begierde nicht übersehen oder zu gering angeschlagen werden. Wenn auf der einen Seite die Begierden mit jedesmaliger Befriedigung derselben nach der Accelerazion zunehmen, so wird auf der andern ein Gleiches auch von den ihnen entgegengesetzten und jenem Wachsthum widerstehenden Gedanken, Vorsätzen, Entschließungen, von den Gefühlen der Mißbilligung, der Reue, der Unzufriedenheit und Selbstverachtung, mit welchen wenigstens die ersten Abweichungen von den Gesetzen der Pflicht und der Tugend begleitet zu seyn pflegen, ja selbst von den entgegengesetzten sinnlichen Begierden angenommen werden müssen. Geschieht dieses, so bleibt jener Berechnung zu viel Unbestimmtes anhängen, als daß wir genaue Resultate erhalten könnten, und wir stoßen dabei zuletzt auf das unauflösliche Räthsel des radikalen Bösen. Wollte man auch als ausgemacht annehmen, daß die Möglichkeit des Einflusses der Freiheitsmacht in eben dem Maaße abnähme, als die

Stärke der Begierde durch wiederholte Befriedigung zunähme (ein Satz, der wohl selbst noch eines Beweises zu bedürfen scheint,) so würde uns dieses doch in Rücksicht auf Selbstzurechnung, auf die Bestimmung unsers moralischen Werths, und unserer Schuld, wieder zu keinen bestimmten Folgerungen führen, da es uns schlechterdings an einem genauen Maaßstab fehlt, nach welchem wir die Stärke des ersten Eindrucks, den die Befriedigung einer Begierde auf uns macht, und der bei dem einen Subjekte groß, bei dem andern weit geringer seyn kann, richtig schätzen könnten. Zugegeben also, daß überhaupt jemals ein Punkt eintreten könnte, wo die Begierde unüberwindlich geworden wäre; so ließe sich dabei doch gar wohl denken, daß derjenige, bei welchem dieser unselige Zeitpunkt eher eingetreten wäre, als bei einem andern, dennoch, weil gleich der erste Eindruck auf ihn weit stärker gewesen war, weit mehr gekämpft, folglich mehr moralischen Werth habe, als dieser andere, der von einem weniger heftigen Reiz bestürmt ward. Und so befinden wir uns hier abermals ganz im Dunkeln. Eben deswegen kann man es aber auch nicht als schon bewiesen einräumen, daß bei irgend einem Menschen jemals ein solcher Zustand eintrete, wo seine Begierde unüberwindlich würde, folglich seine Besserung für ganz unmöglich zu halten wäre. Wenn viele Wollüstlinge, Trunkenbolde, Diebe, Neidische, Ehrgeitzige, von ihren bösen Trieben und lasterhaften Neigungen nicht gereiniget werden, so fehlt es doch auch nicht ganz an Beispielen vom Gegentheil. Höchstens läßt sich nur so viel beweisen, daß jenen Menschen gerade in denen Lagen, Verhältnissen und Umständen, in welchen sie sich befanden, ihre Besserung unmöglich geworden

zu seyn scheine, aber nicht, daß es gar keine der Moralität günstige Lagen, Verhältnisse und Umstände hätte geben können, in welchen auch ihnen die Besserung gar wohl möglich geworden wäre. Ueberdieß macht ja doch die Periode des irdischen Daseyns nur einen unendlich kleinen Theil des ewigen Daseyns aus. Von diesem Standpunkte aus beurtheile ich auch die nächstfolgende Betrachtung des Verfassers.)

Aus der Lehre von der Accelerazion kann es auch nur allein entschieden werden, ob die Erdbewohner, die in Lasterhaftigkeit starben, in der Ewigkeit sich bessern können? Weil kein Auge des Sterblichen den Zustand der Seele so durchschauet, daß sich der Punkt, wo die Begierde Unüberwindlichkeit erhält, mit Gewißheit angeben ließe, so wird es daher unmöglich, mit Gewißheit festzusetzen, ob in der Zeit, in welcher ein Mensch starb, die Kraft der ihn beherrschenden Begierde schon bis an den Punkt einer unüberwindlichen Stärke hingelangt war. Was wir hier aber nicht aus philosophischen Gründen mit Gewißheit entscheiden können, das vermögen wir doch nach Gründen der Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. Wenn die Seele jenseits des Grabes fortdauern soll, so ist es natürlich, daß sie alle ihre Neigungen, Triebe, und Leidenschaften mit in jenes neue Daseyn hinüber nimmt. Denn sonst hörte ja die Seele auf, dieselbe Seele zu seyn.

(Es ist wohl eine sehr mißliche Untersuchung, ob und wie viel die Seele von ihren auf Erden eingesammelten Kenntnissen und erworbenen Neigungen bei dem Tode in ihren neuen Zustand mit hinüber nehme. Was soll z. B. dem Sachwalter seine Kenntniß der positiven Landesgesetze, die ihm schon hier

außerhalb seinem Vaterlande wenig oder nichts helfen, in einer der unsrigen ganz unähnlichen Welt nützen? was dem Offizier seine Kriegskenntniß in einer Welt, wo es schwerlich weder Kanonen, noch Flinten geben wird? was dem Kaufmann seine Kenntniß der Güte und Preise der Waaren, in einer Welt, wo es vielleicht weder Procente, noch Geld, noch Waaren geben wird? u. s. w. Nur die durch alle unsere Beschäftigungen gestärkte Geisteskraft scheint mit in unsere neue Bestimmung übergehen zu müssen. Eben so läßt sich fragen: Wie kann z. B. die Neigung zum Trunke in einer Welt fortdauern, wenn es in ihr weder Durst, noch Getränke geben sollte? wie kann der Wollüstige noch seiner Wollust nachhängen, wenn mit den Körpern, die hier seine Begierden so sehr reizten, dieser fernere Reiz derselben verschwunden ist? wie kann der Geizige auf Anhäufung von Schätzen denken, in einer Welt, wo seine Habsucht kein Gold und Silber mehr findet? Wenn, wie wir mit Recht glauben, Sinnlichkeit und Vernunft in alle Ewigkeit unwandelbare Bestimmungen der menschlichen Natur bleiben werden, so läßt sich nur so viel mit Grunde behaupten, daß bei dem Tode die hier erworbene Fertigkeit, die Befriedigung sinnlicher Neigungen den Pflichtgeboten, oder diese jenen nachzusetzen, uns in das neue Leben begleiten wird. Mit einem Worte, alle nothwendigen Formen müssen uns bleiben. Nur dieses wird dazu erfordert, daß unsere Seele nicht aufhöre dieselbe Seele zu seyn; aber keinesweges dieses, daß sie alle ihre hier erworbenen Kenntnisse, Fertigkeiten und Neigungen gerade so, wie sie dieselben hier auf Erden hatte, in eine andere Welt übertrage. Wie viele Kenntnisse gehen nicht schon oft hier auf Erden

durch Krankheit, Alter, und andere Umstände wieder verloren, wie viele Neigungen ersterben und werden nicht in die folgenden Jahre des Lebens mit hinüber genommen, ohne daß unsere Seelen deswegen aufhörten dieselben zu seyn? Und wenn auch in unserer künftigen Daseynsperiode einige Rückerinnerungen an unsern irdischen Zustand statt finden sollten — ein Satz, den man freilich unterschreiben muß, sobald man, nicht zufrieden, daß unsere Seele dieselbe bleibt, durchaus auch verlangt, daß sie sich immer als dieselbe, als einst schon einen irdischen Zustand durchlebend erkenne — so läßt es sich doch durchaus nicht bestimmen, wie viele oder wie wenige jener Rückerinnerungen bei unserer ganz veränderten Lage, und bei der Lostrennung unsers Körpers übrig bleiben möchten. Wie wenig erinnern wir uns schon hier an alle von uns verlebten Tage, Stunden und Augenblicke unsers irdischen Daseyns? wie wenig stehen wir uns ganz vor Augen da? wie so verwischt ist der größte Theil unsers Lebens in unsern Erinnerungen? wie sind es gleichsam nur immer einige Spitzen, welche aus den unzählichen Momenten unsers Lebens in unserm Bewußtseyn hervorragen? Und nun denke man, welche große Veränderungen vollends durch die gewaltsame Losreißung der Seele vom Körper in diesem Stücke verursacht werden können!)

Die Seele fährt also in ihrer neuen Periode da fort, wo sie hier auf der Erde ihr Leben beschlossen hatte. (Dieß ist nach dem, was ich so eben bemerkt habe, unmöglich, man müßte sich denu unsere künftige Periode gerade mit denselben Gegenständen und Bedürfnissen denken, wie sie auf unsrer Erde sind.)

Es ist also nicht glaublich, daß Menschen, welche hier durch keine Mittel zu bessern waren, in einer andern Welt sich werden bessern können, oder, wenn auch die Möglichkeit dazu noch geöffnet wäre, sich werden bessern wollen. (Da wir von der eigentlichen Beschaffenheit unsers Zustandes nach diesem Leben so wenig wissen; nicht wissen, welche neue Kräfte sich in uns entwickeln, welche neue unserer Moralität günstige Gegenstände und Umstände unsern sinnlichen Begierden entgegen arbeiten, und unsere Kraft zur Losreißung vom Bösen stärken werden, so läßt sich hier auch nicht einmal nach einer wahrscheinlichen Vermuthung behaupten, daß irgend eine Seele die ganze Ewigkeit hindurch aller Besserung unfähig seyn werde. Wie kömmt es denn, daß schon hier auf Erden der unordentliche, leichtsinnige und wilde Jüngling bisweilen in der Folge ein ordentlicher, nützlicher, rechtschaffener Mann wird?)

Aus dem Gesetze der Accelerazion erklärt sich ferner die große Macht der Gewohnheit; wenigstens kann man sich den Grund davon deutlicher denken, wenn man auf das Gesetz der Accelerazion zurück sieht. Gewohnheiten entstehen nur so, daß wir etwas oft und unzähliche Mahle wiederholen. Wenn man z. B. gewisse Speisen oder Getränke zum ersten Mahle zu sich nimmt, so scheint der Eindruck von keiner Erheblichkeit zu seyn. Je öfterer aber die Empfindungswerkzeuge auf dieselbe Art affizirt werden, desto mehr theilt sich ihnen eine Disposizion mit, denselben Eindruck wieder aufzunehmen. Eine eben solche Disposizion wird in der Seele erzeugt, und so vermindert sich mit jeder Wiederholung die Gleichgültigkeit, welche die ersten Mahle bei dem Genuß der Speisen oder Getränke statt gehabt

hatte. Es erzeugt sich nun für diese Speisen und Getränke eine Vorliebe, deren Stärke in dem Verhältnisse wie 1, 3, 5, 7, 9 u. s. f. zunimmt. (Daß die Stärke zunimmt, daran ist kein Zweifel; ob aber gerade in dem angegebenen Verhältnisse?)

Man kann sich, sagt man im gemeinen Leben, an alles gewöhnen, und die Erfahrung bestätigt diesen Ausspruch. Selbst das anfangs Widrige kann uns in der Folge gleichgültig werden. Aber jede Gewohnheit ist zugleich eine Bestätigung mehr, daß dasselbe Gesetz der Accelerazion, welches wir im Physischen sehen, bei den Veränderungen und Neigungen der Seele, wenn nicht in gleichen, doch wenigstens in ähnlichen Aeußerungen sich zeige.

Was in Ansehung der Gewohnheiten gilt, eben das muß auch auf die Entstehung, das Wachsthum und die Verminderung der Fertigkeiten übertragen werden. Auch dieses wird nach obangezeigter Methode durch die zunehmende Fertigkeit ein Instrument zu spielen ausführlich erläutert. Ueberhaupt aber weisen alle Fertigkeiten, die sich ein Mensch irgend worin erworben hat, auf das Gesetz der Accelerazion hin. Jede Kraftanwendung, z. B. zu gehen, zu stehen, zu reden, zu denken, u. s. f. ertheilt der Seele irgend einen Grad der Leichtigkeit, die Verrichtung zum zweiten Mahle schon etwas besser ausführen zu können. Wird die Anstrengung zum zweiten Mahle wiederhohlt, so kömmt nun schon der vorher erworbene Grad zu Hülfe, und die neue Anstrengung wirkt nun nicht für sich allein, sondern in Verbindung mit dem vorher errungenen Vortheile. Je beträchtlicher also die Zahl der Wiederhohlungen ist, welche einer

Kraftanwendung zu Theil werden, und je mehr sich die Summe der Zeiten vergrößert, in welchen das nehmliche Geschäft vollbracht wird, um desto mehr häufen sich die Beiträge und die Unterstützungen, die aus den vorhergehenden Kraftanwendungen zurückgeblieben waren. Man bezeichne das, was aus der ersten, zweiten, dritten ... Kraftanwendung in dem Subjekte zurückgeblieben ist, mit den Buchstaben a, b, c .... Die erste Kraftanwendung, die eine gewisse Zeit erfüllt, läßt am Ende dieser Zeit die Thätigkeit a in dem Subjekte zurück. Wenn nun die zweite Kraftanwendung beginnt, so wirkt diese nicht allein, sondern sie erhält den Zutritt von der erworbenen Thätigkeit a. Die 4te Kraftanwendung wirkt schon in Verbindung mit den Thätigkeiten a, b, c; denn jede Thätigkeit wirkt in jedem Theile der Zeit fort, und das Subjekt läßt die Thätigkeiten, welche es einmal erhalten hat, nach dem Gesetze der Trägheit, nicht wieder fahren. Wie sehr muß sich daher eine Kraft des Subjekts bei der zehnten Anstrengung vergrößert fühlen, da sie nun durch die Thätigkeiten a † b † c † d † e † f † g † h † i unterstützt wird.

Es ist eine bekannte Sache, daß in den Krankheiten die Rückfälle (Recidive) äußerst gefährlich, und oft schwerer, als die vorhergegangene Krankheit, zu heilen sind. In Ansehung des moralischen Zustandes tritt dieselbe Besorgniß ein. Woher entstehen nun die Rückfälle, und wodurch erhalten sie einen solchen hohen Grad der Gefährlichkeit? Ueber beides läßt sich aus der Acceleration eine befriedigende Erklärung geben. Wenn ein Mensch die Nothwendigkeit einsieht, sich bessern zu müssen, so ist gewöhnlich die Begierde durch die Acceleration schon zu einer

außerordentlichen, oder doch zu einer sehr beträchtlichen Stärke herangewachsen. Sei es nun immerhin, daß ein Entschluß gegen die gestärkte Begierde in der Seele aufsteigt. Die Kraft der Neigung hat durch die Länge der Zeit, und durch die darin begünstigte Beschleunigung schon viel zu sehr zugenommen, als daß ein Entschluß, der nur erst vor kurzem in der Seele sich einfand, stark genug seyn sollte, den Lauf der Begierde zu hemmen. Es streiten hier zwei Gegner mit ungleichen Kräften. Wenn nicht der Mensch, der sich bessern will, dasjenige, was seinem Entschlusse zur Ausführung noch fehlt, durch eine außerordentliche Wachsamkeit, und durch eine eifrige Anstrengung der Thätigkeit ergänzt, so wird die Kraft der Begierde, welche z. B. durch die Accelerazion zu der Größe von 1000, oder 10000 angewachsen war, der Tendenz des Vorsatzes weit überlegen seyn müssen, und die eine Zeit lang mit Gewalt zurückgehaltene Begierde wird nun, gleich einem längere Zeit gehemmten Strom, mit einer desto größern Gewalt wieder hervorbrechen.

(Der Verfasser sagt hier selbst: „Wenn nicht der Mensch, „der sich bessern will, dasjenige, was seinem Entschlusse zur „Ausführung noch fehlt, durch eine außerordentliche Wach„samkeit, und durch eine eifrige Anstrengung der Thätigkeit „ergänzt.“ Es giebt also doch eine Anstrengung, eine Thätigkeit, welche einer auch noch so starken Begierde zu widerstehen vermag: und wenn es eine solche Anstrengung giebt, so beweist ja selbst die stärkste Begierde nichts für die Unüberwindlichkeit derselben; oder wenigstens läßt sich kein Punkt angeben, wo die Stärke der Begierde unüberwindlich werden müßte.)

Aber woher kömmt es, daß durch jeden Rückfall die moralische Verschlimmerung mehr vergrößert wird, als es ohne dazwischen getretenen Rückfall geschehen seyn würde? Auch dieß läßt sich aus der Acceleration erklären. Durch sie hat die Begierde eine bedeutende Kraft gewonnen. Wir wollen sie mit der Zahl 1009 ausdrücken. Wenn nun ein Mensch den Vorsatz der Besserung faßt, so nimmt er eigentlich von dieser Summe der Kraft noch nichts hinweg, sondern er schränkt sie nur ein, und hindert durch diesen Zwang die freie Aeußerung der Tendenz. Wenn nun der Eifer und die Vorsichtigkeit des bessern Vorsatzes etwas nachläßt, so wird die aufgehaltene Begierde desto gewaltsamer die Hindernisse durchbrechen, und des so lange entbehrten Genusses sich bemächtigen. Was der bessere Vorsatz der Begierde an Stärke raubte, das erhält die Begierde von einer andern Seite zehnfach und zwanzigfach wieder. Denn jeder versagte Genuß gewinnt an Reizung in dem Maaße, wie die Zeit des Entbehrens wächst. Man kann sich dies deutlich vorstellen, wenn man an das Bedürfniß des Durstes denkt. In den ersten Stunden des Mangels kann der Mensch diese Bürde ertragen. Aber je länger die Befriedigung verzögert, um desto gewaltsamer wird die Forderung des Triebes. Dies übertrage man auf jede Begierde, deren Befriedigung von dem bessern Vorsatze zurück gewiesen wird. Einige Tage, vielleicht Wochen kann der Mensch diese Einschränkung ertragen. Aber nach einiger Zeit wird sich der Gedanke entweder von selbst, oder durch eine Veranlassung aufgeregt, auf die Größe des Vergnügens heften, welches einst der verbotene Genuß gewährte. Wird nun der Begierde nach jenen vorhergegangenen Ein-

schränkungen und Hinderungen die Befriedigung von neuem bewilliget, so überströmt sie die Seele mit einer Fülle von Annehmlichkeiten, die sie vorher bei keinem Genusse empfunden hatte. Das, was der Mensch aufopfern soll, ist ihm nunmehr zehnmahl oder hundertmahl theurer und werther geworden. Es liegt also schon in der Natur des Rückfalls, daß die Verschlimmerung bedenklicher werden muß, als sie es seyn würde, wenn die Begierde ihren gewohnten Lauf fortgesetzt hätte. Hierzu kömmt noch eine neue Betrachtung. Wenn ein Mensch nach dem Rückfalle seine Kräfte wieder sammelt, so wird er vielleicht seine Wachsamkeit und den Gebrauch der angemessenen Hülfsmittel verdoppeln, und auf diesem Wege gerettet werden. Aber wenn er nun zum dritten, zum vierten, oder zum zehnten Mahle von dem Rückfalle ergriffen wird, so verliert er den Muth, der zum Kampfe unentbehrlich ist. Er denkt, es ist doch nicht möglich von meiner Begierde sich loszuwinden; und gegen Unmöglichkeiten kann man nicht; ich bin zu schwach, gegen meine Triebe zu streiten u. s. w. — Vorstellungen dieser Art tödten jede Kraft, die noch zum Kampfe und zum Vortheile der Besserung hätte angewandt werden können.

Aus der Menge von Schriftstellen, welche durch diese Lehre von der Acceleration deutlicher werden, hebt der Verfasser die Erzählung vom Hausvater aus, welcher des Morgens früh ausgeht, um Arbeiter in seinen Weinberg zu dingen, Matth. XX. 1 -- 17., und rechtfertiget ihn vollkommen gegen den Schein, als ob er unbilliger Weise denen, die zuletzt gedingt waren, eben so viel als denen, die schon weit länger gearbeitet hatten, Arbeitslohn hätte darreichen lassen. — Die Lehre von der

Acceleration eröffnet zugleich eine tröstende Aussicht für diejenigen, welche so unglücklich sind, in dem Lasterleben eine längere Zeit zurückgelegt zu haben, aber mit gesammelten und verdoppelten Kräften den schwersten Kampf bestehen, und den Sieg davon tragen. Denn unstreitig hatten diese ungleich mehr Anstrengung nöthig, sich von der Gewalt ihrer eingewurzelten Begierden loszuwinden, als jene, die schon früher und eben deswegen leichter zur moralischen Besserung übergiengen. Wollte man einwerfen, daß durch diese Anwendung der Accelerazion die nicht genug zu empfehlende frühe Besserung an ihren Vorzügen verlöre; daß, wenn wir bei einer spätern Besserung eben so weit kommen könnten, als bei einer frühern Umänderung, uns nichts hindern könnte, unsere Verschlimmerung bis auf das fernste Ziel hinaus zu schieben; ja daß unsere Besserung dann um desto verdienstlicher seyn müßte, je mehr wir durch die fortgesetzte Accelerazion die Gewalt der Begierde hätten recht groß und stark werden lassen: so würde es nicht schwer seyn, diese Einwürfe zu beantworten. Denn gesetzt, man schmeichelte sich, zuletzt alles gethane Böse wieder gut machen zu können, so weiß man ja nicht, ob man so lange lebt, ob man nicht, selbst ehe man noch den Anfang der Besserung beschließt, eine Beute des Todes werde. Wenn du jetzt dich zu schwach fühlst, deiner Begierde zu widerstehen, wie kannst du es dir dann zutrauen, sie besiegen zu wollen, wenn sie sich erst durch die Accelerazion hundertfach und tausendfach verstärkt hat?

Nachdem der Verfasser von der Accelerazion, insofern sie sich bei den Neigungen, Affekten und Leidenschaften zeigt, gehandelt hat, zeigt er, daß es auch eine Accelerazion der Tugend

giebt, und daß der Redliche, welcher sich ausbilden will, durch jede Anstrengung das Wachsthum seiner Kraft beschleuniget. Es hält schwer, den ersten vollkommenen Sieg über die Neigung zu erringen. Die Kraft ist noch zu schwach, und beträgt nicht mehr als den geringen Anfang von 1. Sobald aber nur erst einmahl der Sieg erkämpft worden ist, so fühlen wir uns gestärkt, und wir können es deutlich bemerken, daß uns der zweite, dritte, und die folgenden Siege immer weniger und weniger Aufopferung kosten. In dem Maaße, wie unsere Anstrengungen sich häufen, vermehren sich auch die Vergrößerungen unserer geistigen Kräfte. Es läßt sich daher bei dem Menschen ein Zustand annehmen, in welchem die Tugend eine Festigkeit erhält, die unbeweglich und unerschütterlich ist. (Als Ideal läßt sich freilich ein solcher Zustand denken, aber kein Mensch scheint desselben fähig, oder wenigstens nie sich desselben mit Sicherheit bewußt zu seyn. Vielleicht vereinigten sich bisher nur noch nicht alle verführerische Umstände und Lockungen, die ihn in seiner bisher unerschütterlichen Tugend dennoch wankend zu machen vermöchten. Zwar ist es wahr, was der Verfasser bald darauf sagt: Die Geschichte stellt uns Menschen auf, die um desjenigen willen, was sie für Recht erkannten, Armuth, Elend, Verachtung, und die quaalvollsten Schmerzen erduldeten. Aber alles dieses vermehrte vielleicht bloß ihre Indignazion; und wer weiß nicht, wie stärkend, fast möchte ich sagen, wie trotzend das Gefühl der Indignazion ist? Auf viel gelindern, der Sinnlichkeit schmeichelnden Wegen wäre man vielleicht ihrer Tugend weit eher beigekommen.)

Sehr gut beantwortet nun der Verfasser folgenden Einwurf.

Die Moralisten, Philosophen und Geschichtschreiber führen die bittersten Klagen, wenn sie ein Sittengemählde ihrer oder vergangener Zeiten aufstellen. Eigennutz, Ehrgeitz, und Sucht nach sinnlichen Genüssen, regieren die meisten Menschen. Es scheint daher, als ob die Oberherrschaft der Neigung weit schnellere und größere Fortschritte machte; mit welchen die Art, wie die Tugend wächst, gar nicht verglichen werden könnte. Die Sache verhält sich so. Wenn der größere Theil der Erdbewohner mehr der Neigung als der Pflicht huldiget, so kömmt dieses nicht daher, weil die Tugend nicht auch durch Acceleration wachsen könnte, sondern die Schuld liegt darin, daß die Menschen so wenig den ernstlichen Versuch machen, ihre Lieblingsneigung dem Gesetze gemäß einzuschränken. Sie arbeiten und sinnen nur immer für die Begünstigung des Triebes, und so unterstützen sie auf alle nur mögliche Weise die Beschleunigung der wachsenden bösen Neigung. Wenn die Menschen oft nur die Hälfte der Mühe, welche sie anwenden, um lasterhaft zu seyn, dem Bestreben widmen wollten, tugendhaft zu werden; so würden sie zu ihrer Verwunderung die Entdeckung an sich machen, wie viele Hülfsmittel bereit stehen, die Vergrößerung der Tugendkraft zu begünstigen. Aber die bei weitem meisten Menschen, wenn auch der Vorsatz, ihre Lieblingsleidenschaften zu bekämpfen, in ihnen aufsteigt, beben vor dem Schmerze, das Angenehme fahren zu lassen, zurück. Niemand will sich von dem Vergnügen trennen; und, wenn die Befriedigung ja bisweilen unterbleibt, so wird der Genuß nur aufgeschoben, um ihn nachher wieder desto schmackhafter zu finden. Dieser aus bloßer Klugheit entspringende Aufschub ist nicht eine Bekämpfung

des Triebes, sondern die stärkste Begünstigung der wachsenden Neigung. Wird aber ein Trieb aus den rechten Gründen, weil es Pflicht ist, auch nur ein einziges mahl bestritten, so wird auch derjenige, welcher so handelt, bei den folgenden Reizungen sich immer gestärkter zur Bekämpfung desselben finden. (Der letzte Grund des Uebels, daß der größte Theil der Menschen nicht an Tugend wächst, liegt also darin, daß sie ihre Neigungen nicht darum, weil es Pflicht ist, zu bekämpfen anfangen *). Soll es also mit dem menschlichen Geschlechte besser werden, so müssen sie vor allen Dingen Pflicht über alles andere schätzen, Pflicht muß ihnen das Ehrwürdigste, das Heiligste, das Unverletzbarste seyn. Aber wie wird es ihnen dieses werden, so lange es viele Philosophen, Moralisten und Theologen giebt, welche Pflicht in nichts als in ein Streben nach klug berechneter Befriedigung unserer feinern sinnlichen Neigungen setzen, welche die Pflicht nur darum ehren, weil sie bald oder spät mit sinnlichem Wohle, mit angenehmen Empfindungen lohnt, und welche uns gleichwohl nicht sagen können, wie denn eigentlich jene Berechnung mit Sicherheit anzustellen sey. Zugleich erhellt hieraus das einzige Mittel, welches angewandt werden muß, um mehr Tugend unter die Menschen zu bringen, nämlich, sorgfältige Scheidung des Guten vom bloßen Angenehmen, der Tugend

*) Auf sie paßt vollkommen die Schilderung, welche schon Ovid, ex Ponto II. 3. 11. von seinen Zeiten entwarf:

Nec facile inuenias multis in millibus vnum,
Virtutem pretium qui putet esse sui.
Ipse decor, recte facti si praemia desint,
Non mouet, et gratis poenitet esse probum.
Nil, nisi quod prodest, carum est.

von bloßer Klugheit, der Sittlichkeit von bloßer Glückseligkeit, und dieser anerkannten Unterscheidung gemäß erwecktes warmes Gefühl für Pflicht, als für das Einzige, was dem Menschen nicht bloß Werth, sondern wahre Würde ertheilt.)

* * *

Von der Retardazion. S. 200—208.

So wie es in der Physik eine gleichförmige Beschleunigung der Bewegung giebt, eben so zeigt sich auch eine gleichförmige Retardazion, oder Abnahme der Bewegung bei den Körpern, indem sich die Geschwindigkeit oder die Heftigkeit des Stoßes und der Erschütterung in eben dem Verhältnisse der Zahlen, in welchem die Acceleration geschehen war, auch wieder nach und nach vermindert. Wenn der Schall der Glocke die Luft durchdrungen hat, so gehen die heftigern Bewegungen der Luft allmählich in sanftere Schwingungen über, bis sie endlich sich ganz verlieren. Eine ähnliche Retardazion, als wir in der Körperwelt gewahr werden, findet auch in den Veränderungen der Seele statt. Wenn z. B. der Tod geliebter Kinder die Herzen der Eltern verwundet hat, so ist der Schmerz, welchen sie fühlen, unaussprechlich. Alles hat sich für sie in Dunkel und Schwermuth gehüllt. Sie wanken nun allein in der öden Schöpfung einsam und traurig umher: sie fühlen nichts, sie hören nichts, sie haben für keinen Eindruck Empfänglichkeit. Wenn dieser erste Sturm vorüber ist, so öffnet sich ihr Mund zu Klagen, und die erleichternden Thränen fließen reichlich aus ihren Augen hervor. Sobald dies geschiehet, hat sich auch schon die Gewalt des Kummers etwas gebrochen. Das Wehklagen

der Freunde, die Theilnahme der Anverwandten, ein Blick auf die übrigen, nun noch theurer gewordenen, Kinder, die Trostgründe des Predigers und anderer Freunde nebst so vielen andern neuen Beschäftigungen, Planen, Zerstreuungen, tragen das ihrige dazu bei, daß von der Summe des Kummers ein Theil nach dem andern hinweggerissen wird. Es tritt nach und nach eine sanftere, gelindere Wehmuth ein, die sich in immer geringere Grade auflöst. Im Anfange glaubten die Eltern, daß sie nie fähig seyn könnten, einen Strahl der Freude in ihr Herz wieder aufzunehmen; sie gefielen sich selbst in der Vorstellung, ihr ganzes übriges Leben einer beständigen Trauer zu widmen; das, meinten sie, sei Gerechtigkeit für die Größe des erlittenen Verlusts. Dennoch mindert sich die Betrübniß mit jedem Tage; und Aufheiterung, Scherz und Freude, kehren allmählich in die melankolische Wohnung zurück. Der Mutter etwa steht noch eine stille Zähre im Auge, wenn des Kindes gedacht wird. Je nachdem nun das Temperament des Menschen beschaffen ist, oder verschiedene Umstände und Ursachen eintreten, erfolgt auch die gleichförmige Verminderung geschwinder oder langsamer; aber dennoch bleibt allen Verminderungen ohne Ausnahme dies gemein, daß sie stufenweise und allmählich dem Punkte des Verschwindens sich nähern. Diese gleichförmige Retardazion kann man überall bei sich gewahrnehmen, wenn wir irgend eine Kraft bis zu einer gewissen Höhe gebracht haben, und sie dann, ohne die Acceleraზion zu unterhalten, sich selbst überlassen. So verliert sich das Auswendiggelernte nach und nach wieder aus dem Gedächtniß; so vergessen Menschen, die eine Zeit lang unter den Wilden oder auf einer einsamen Insel leben, nach

und nach selbst ihre Sprache; *) so sinkt oft der unglückliche Jüngling, der anfangs mit den besten Vorsätzen die Akademie bezog, aber in der Folge durch Bekanntschaften, Zerstreuungen, Verführungen sich von der Bahn der Tugend abziehen ließ, allmählich so tief, daß er aus dem hoffnungsvollsten Jüngling der ungerathenste Sohn ward, und am Ende durch seine Ausschweifungen siech am Körper, im Gewissen verwundet, und am Geiste entnervt, entweder einem frühen Tode entgegen welkte, oder eine unnütze Last der Erde ward. So erschlafft die Tugend, wenn sie nicht durch neue Nahrung gestärkt wird; so stirbt aber auch der Ehrgeiz und jede Leidenschaft ab, wenn vernünftige Belehrungen und beharrliche Bekämpfungen derselben ihr einen Theil der Kraft nach dem andern rauben.

* * *

Von der Sollicitazion. S. 209 — 221.

Unter der Sollicitazion versteht man in der Physik die bewegende Kraft eines Körpers, so fern sie einem andern Körper durch ihre Einwirkung in einem Augenblicke (nicht gerade im ersten Augenblicke, denn die ohne Zwischenraum der Ruhe fortgehende Sollicitazion wirkt in jedem Augenblicke ein) einen Grad der Geschwindigkeit einzudrücken strebt. **) (S. des

*) S. Weikard's philosophischen Arzt. 1. B. Frankf. am Mayn. 1798. S. 272.

**) Man denke an eine Schleuder, in welcher ein Stein liegt. Zuerst liegt der Stein ruhig an seinem Orte, ohne daß er eine große Kraft bewiese, seine Distanz von der Hand des Schleudernden zu verändern. Je länger die Rotazion des Schleudernden fortdauert, um desto weiter kann der

Verfassers schon oben erwähnten Kommentar rc. S. 38. u. f., wo auch der Unterschied der Erklärungen, welche Leibnitz und Reimarus von der Sollicitazion gegeben haben, und der richtigern Erklärung, welche Kant giebt, deutlich gezeigt wird). Die Sollicitazion aber bewirkt nur ein unendlich kleines Moment der Accelerazion. Ein Moment der Accelerazion heißt die gewirkte Geschwindigkeit, so fern sie in gleichem Verhältnisse mit der Zeit wächst. Sie wächst in gleichem Verhältnisse mit der Zeit, d. h., sie wird im zweiten gleich großen Zeittheile zweifach, im dritten gleich großen Zeittheile dreifach u. s. f. Das Moment der Accelerazion ist ein unendlich kleines, d. h., es enthält eine Geschwindigkeit, die kleiner ist, als jede noch so kleine anzugebende Zahl. Daß aber die Sollicitazion wirklich nur ein nnendlich kleines Moment der Accelerazion bewirke, kann aus der Unmöglichkeit des Gegentheils bewiesen werden. Denn da die Zeit, so wie der Raum, ins Unendliche theilbar, mithin die Zahl der Augenblicke (der Grenzen) eines auch noch so kleinen Zeittheils, z. B. einer Sekunde, unbestimmbar ist; so müßte, wenn das Moment der Accelerazion mit einer be-

Stein bis zu jeder beliebigen Weite fortgetrieben werden, je nachdem die Kraft beschaffen ist, mit welcher die Hand die Schleuder um den Mittelpunkt herum schwingt. Zuletzt wird also der Grad der Stärke und der Heftigkeit, welcher dem Stein eingedrückt wird, so groß, daß er mit dem Grade der Stärke, mit welcher die Hand den Umschwung ausübt, in eine völlige Vergleichung gebracht werden kann. Der Eindruck, den die schleudernde Hand auf den Stein macht, ist zuerst unendlich klein, so daß der Stein in der Schleuder von dem Zustande der Ruhe fast um nichts unterschieden ist. Je länger die Rotazion kontinuirlich fortdauert, ein um desto größerer Grad des Stoßes wird dem Steine mitgetheilt, von dem Centrum der Rotazion sich zu entfernen.

stimmten Geschwindigkeit ausgedrückt würde, ein Körper, der mit Accelerazion sich bewegt, in jener Sekunde eine unendliche Geschwindigkeit erlangen. Aber eine unendliche Geschwindigkeit in einer gegebenen d. h. endlichen Zeit annehmen, wäre ein offenbarer Widerspruch.

Bei den Veränderungen der Seele findet die nähmliche Einrichtung statt. Jeder Eindruck, der auf das Gemüth gemacht wird, bringt in jedem Augenblicke nur einen unendlich kleinen Effekt, oder ein unendlich kleines Moment der Accelerazion hervor. Wie geht es den Studierenden? In einzelnen Tagen und Wochen merken sie fast keine Zunahme an Kenntniß, oft scheinen sie sich ganz still zu stehen. Erst nach einem längern Zeitraum, nach einem oder mehrern Jahren fühlen sie es, etwas beträchtliches gelernt zu haben. Da nun die Effekte nur erst dann in den Kreis der Sichtbarkeit treten, wann sie durch die Accelerazion mehrerer Monathe und Jahre zu einer größern Summe sich angehäuft haben; so folgt, daß der Eindruck, der durch die Anstrengung des Studierens auf die Seele gemacht wird, in jedem Augenblicke unendlich klein seyn müsse, indem die Seele es gar nicht gewahrnehmen kann, ob sie und was sie in jedem Augenblicke an Vervollkommnung gewonnen habe. Man beobachte ferner den Gang bei der Entwickelung der Fähigkeiten und Anlagen der Seele. Was scheint mehr in unserer Gewalt zu stehen, als die Richtung der Aufmerksamkeit? und doch ist auch diese ein Aktus der Spontaneität, der nur durch eine längere Uebung zur Fertigkeit erhoben werden kann. Daher findet sich der Mangel an Aufmerksamkeit nicht bloß bei bösen, sondern auch gutgearteten Kindern. Es ist bei dem

Unterrichte der Kinder nichts seltenes, daß man in einer Stunde sie 20 oder 30 mahl erinnern muß, recht Acht zu geben. Sie strengen sich auch an; aber bald ist ihre Aufmerksamkeit wieder dahin. Jede Erinnerung leistete etwas, und war eine Sollicitazion, d. h., eine Einwirkung einer handelnden Kraft auf das Gemüth des Zöglings; jede Erinnerung brachte demnach ein Moment der Accelerazion hervor; aber es war unendlich klein. Nach 20 mahl in der ersten Stunde wiederholten Erinnerungen scheinen alle Bemühungen in der zweiten und vielen folgenden Stunden immer noch nichts gefruchtet zu haben. Erst am Ende einer längern Periode zeigt es sich, daß die Kinder in der Fertigkeit, aufmerken zu können, fortgerückt sind. Nun war zwar jede einzelne Erinnerung eine Einwirkung, weil die Kinder sich wirklich anstrengten, dem Wunsche des Lehrers Genüge zu thun; aber sie konnte in jedem Augenblicke dem Gemüthe nur eine unendlich kleine Wirkung eindrücken. Ein solches unmerkliches Fortrücken wird man bei jeder Art von Unterricht bemerken. Der Verfasser erläutert diese Behauptung auch noch aus seiner eigenen Erfahrung bei dem Unterrichte, welchen er zwei jungen fähigen Frauenzimmern in der Rechenkunst gegeben hatte, und zeigt dabei, daß ein junger Mensch in einem gewissen bestimmten Umkreise der Kenntnisse, der Uebungen und Fertigkeiten sich sehr orientirt haben könne, ohne doch im Stande zu seyn, bei einer geringen Veränderung, welche vorfällt, oder bei einem kleinen Uebergange in ein benachbartes Gebiet, sich gleich zurecht zu finden. Wie muß ich es nun machen? ist immer die Frage, die an den Lehrer erschallt. Durch jede Bemühung des Lehrers wird also dem Gemüthe des Lehrlings ein kleines Moment der

Accelerazion eingedrückt. Der Lehrling nimmt immer zu, und seine Kraft, etwas zu verstehen, oder zu vollenden, wächst durch jede Anstrengung, welche der Lehrer veranlaßt und leitet. Aber der Betrag des Wachsthums, der für jeden Augenblick anzunehmen ist, und der Belang dessen, was durch jede Anstrengung von der Unerfahrenheit und von der Unwissenheit weggenommen wird, ist für jeden Augenblick nur unendlich klein, d. h. so klein, daß es dem Beobachter wie Nichts erscheint, und daher in keiner Zahl angegeben werden kann. Verhielt sich dieses nicht also, so würde die Accelerazion, welche in einer gegebenen Zeit, nach oben bemerkten Gesetzen, vor sich geht, eine unendliche, unaufhaltbare Stärke und Geschwindigkeit erlangen; und ein Kind, das erst zu lernen anfängt, würde in einem oder in zwei Jahren zu dem größten Gelehrten reifen, der angehende Rechner würde in kurzer Zeit den Leonhard Euler weit hinter sich zurücklassen, die Neigungen würden im Kurzen unwiderstehlich wirken, mit einem Worte, die Menschen würden in allem, was sie üben, in kurzer Zeit den höchsten denkbaren Grad erreichen.

Das Resultat aus allen bis hierher angestellten Betrachtungen ist, daß die nämlichen Gesetze der Stätigkeit, der Trägheit, der Accelerazion, der Retardazion, und der Sollicitazion, welche wir zur Erklärung der physischen Ereignisse annehmen müssen, auch für die Abwechselungen und Wirkungen der Seele gelten. Durch diese Bemerkung erhalten wir den wichtigen Vortheil, die Regeln, nach welchen die Seelenveränderungen erfolgen, uns deutlicher und bestimmter denken zu können; und, was gewiß nicht von geringerer Wichtigkeit ist, aus ihnen fließen

viele bedeutende Folgerungen für sehr interessante Theile des menschlichen Wissens. Diese Folgerungen wird nun in Absicht auf die Pastoral, die Homiletik, die Katechetik, die Pädagogik, und die Ascetik, der zweite Theil abhandeln.

Zweiter Abschnitt. S. 225 – 354.

Folgerungen für die Pastoral, die Homiletik, die Katechetik, die Pädagogik, und die Ascetik.

Erstes Kapitel.

Folgerungen der vorgetragenen Theorie für die Pastoral.

Der Verfasser hebt hier nur denjenigen Theil der Pastoral aus, welcher sich auf die Sorgfalt bezieht, durch jedes Mittel, welches in der nähern Verbindung des Predigers mit der Gemeinde liegt, durch Umgang, durch Besuche, durch gelegentliche Gespräche und Unterredungen u. d. m. zum Vortheil der Moralität zu wirken, das Laster zu hindern, und das Reich der Tugend zu erweitern. Unsere Vorfahren nannten diesen Theil des Predigeramtes curam animarum, Seelsorge.

A. Folgerungen aus dem Gesetze der Stätigkeit. — Weil die geistige Natur, so wie die physische, von einem Punkte der Wirksamkeit ausgehet, und dann in beständigen Annäherungen einer gegliederten Reihe bis zu ihrem Ziele fortschreitet; so lassen sich hieraus zwei Hauptvorschriften für die Pastoralklugheit ableiten.

1) Der Prediger gehe von dem rechten Punkte seiner Wirksamkeit aus. — Das erste, was der Prediger zu erringen suchen muß, und wodurch er sich den glücklichen Erfolg seiner

Arbeiten am besten sichert, bestehet darin, daß er sich das Wohlwollen, die Liebe und das Zutrauen seiner Gemeinde erwerbe. Wie kann ich von jemanden einen guten Rath annehmen, wenn ich nicht glaube, daß er aus den besten Absichten herfloß? Das Zutrauen ist der erste Keim, aus welchem die Reihenfolgen der Wirkungen sich entfalten müssen. Alle Vortheile und Gelegenheiten müssen benützt werden, um sich das Wohlwollen und die Liebe der Gemeinde zu erwerben. Einige Hülfsmittel dazu sind folgende. α) Man ergreife jede Gelegenheit, durch welche bei den Eltern der Gemeinde die Ueberzeugung gegründet werden kann, daß man ein aufrichtiger Freund der Schulkinder sey. Männer und Frauen, die sonst nicht gewonnen werden können, folgen mit Bereitwilligkeit dem Manne, in welchem sie den väterlichen Beschützer und Führer ihrer Kinder erblicken. β) Man benütze alle Umstände und Verhältnisse, in welchen man als Prediger Armen und Nothleidenden wesentliche Dienste zu leisten Gelegenheit findet. So lange der Mensch mit harten Leiden kämpft, so lange die drückende Sorge für den Unterhalt die ganze Seele belastet, so lange ist es nicht möglich, daß er seine Gedanken mit freier, thätiger Kraft auf die Befriedigung seiner geistigen Bedürfnisse hinheften kann. Die Furcht, die Angst, die Sorge steht jeder ruhigen Prüfung und Ueberlegung zu sehr im Wege. Schon aus diesem Grunde muß der Prediger, so weit seine Kräfte reichen, der Verarmten und Nothleidenden sich annehmen. Nicht nur erhält der Prediger dadurch den Vortheil, daß er auf die Zuneigung der Geretteten und Unterstützten mit Sicherheit rechnen kann; sondern auch die andern Mitglieder der Gemeinde, welche keinen ähnlichen Be-

drängnissen unterworfen waren, werden durch die Kraft der sympathetischen Neigungen hingerissen werden, den Mann zu ehren, und zu lieben, in welchem sie den väterlichen Freund und Beschützer der Verlassenen erblicken.

Wenn nun der Prediger, der eine lange Reihe von Einwirkungen herbeiführen will, es vernachlässiget, das erste Glied dieser stätigen Reihe, von welchem die andern abhängen, recht zu befestigen; so handelt er gegen das Gesetz der Stätigkeit.

2) Weil in dem ganzen Umfange der Natur stätiger Zusammenhang ist, so nehme daher der Prediger die Regel, in das ganze Geschäft seiner Seelsorge einen stätigen Zusammenhang zu bringen. Er sei konsequent in allem, was er thut. Diese Regel befaßt zwei Stücke. α) Sein Leben stimme mit seinem Wandel überein. Seine Unmäßigkeit im Essen und Trinken, seine Leidenschaft für die Zerstreuungen des Spiels und der Jagd, sein träges, unthätiges Leben u. s. f. beschimpfe nicht die ernsten Lehren, mit welchen er seinen Zuhörern die Tugenden der Mäßigkeit, der Selbstverläugnung, der Arbeitsamkeit empfohlen hatte. β) Zu dem, was er zu erreichen wünscht, schicke er stets die nöthigen Vorbereitungen voraus. Er kette seine Bemühungen so an einander, daß die eine die andere herbeiführt, so wie, wenn man einen Theil des Raums begränzt, man auch schon durch diese Begränzung zugleich den Anfang eines neuen Theils bezeichnet hat. Gesetzt, der Prediger wollte in seiner Gemeinde eine nützliche Veränderung, z. B. ein besseres Gesangbuch, einführen; so würden, wie die Erfahrung schon oft gelehrt hat, seine Bemühungen ganz gewiß scheitern, wenn er nicht erst darauf dächte, sich vor allen Dingen Liebe und

Zutrauen bei seiner Gemeinde zu erwerben, ihr die Ueberzeugung beizubringen, daß er die Sache besser verstehe, und nichts unternehme, ohne es reiflich überlegt zu haben. Dann könnte er die Kinder einige Verse der neuen Lieder auswendig lernen und singen lassen, so daß er dabei Gelegenheit fände, die Eltern auf das Erbauliche, Schöne, Rührende der recitirten Verse aufmerksam zu machen. Dies müßte öfterer geschehen, ohne daß des ältern Gesangbuchs erwähnt würde. Hierauf könnte er in Predigten seiner Gemeinde Empfänglichkeit für die bessere Einrichtung mitzutheilen suchen, und z. B. die Sätze ausführen: Unsere Gesänge sind von Menschen verfertiget; Luther hat viele alte umgeändert; manche unserer alten beibehaltenen Gesänge sind von Katholiken aufgesetzt worden; keiner unserer Gesänge ist auf göttliche Eingebung verfasset worden; die Gesänge sind bloß menschliche Arbeiten, die ich mit bessern zu vertauschen ein Recht habe; in der Welt wird manches besser, alle Handthierungen, Professionen, Künste, vervollkommnen sich. Nächst dem könnte der Prediger ausgewählte Stellen der neuern Lieder am Ende seiner rührenden Vorträge auf der Kanzel mit Würde deklamiren. Endlich könnte er mit dem verständigern Theile der Gemeinde, oder mit denen, die den Ton angeben und andere zu lenken wissen, öftere Unterredungen halten, und sie für die gute Sache zu gewinnen suchen. Nach Vorbereitungen dieser Art, aber auch nur dann, läßt sich hoffen, daß die Gemeinde sich bequemen werde, in die für sie so wichtige Veränderung zu willigen. Der Prediger, der nicht in solchen stätigen Annäherungen seinem Ziele entgegen schreitet, setzt sich den bittersten Kränkungen aus.

B. Folgerungen für die Pastoral aus dem Gesetze der Trägheit. — Der Verfasser macht ihrer zwei bemerklich:

1) Da nach dem Gesetze der Trägheit das, was in die Seele gebracht wird, fortdauert, da die Tendenz, welche ihr eingedrückt wird, sich in der nämlichen Richtung behauptet, wofern nicht eine entgegengesetzte Wirkung eine Abänderung hervorbringt, und da die Reden und Handlungen des Predigers vorzüglich bemerkt werden; so muß er sich's zum Gesetze machen, alle seine Worte, Handlungen, Scherze, Anspielungen, auf der Waagschale der Vorsichtigkeit abzuwägen. Denn alles dieses pflegt der Landmann nicht leicht zu vergessen. Von seinem Beispiele, von seinen Angewohnheiten, Ausdrücken, Sitten, Gesprächen, hängt, wenigstens großen Theils, die Bildung und der Charakter seiner Gemeinde ab, und so kann der Prediger noch lange nach seinem Tode zum Nutzen oder Schaden auch anderer Menschen fortwirken.

2) Ein redlicher Prediger kann aus dem Grundgesetze, welches wir Kraft der Trägheit nennen, den stärkenden Trostgrund entlehnen, daß dasjenige, was er sagt, und thut, und was ganz verloren zu seyn scheint, dennoch in der Seele hafte, und zu einer Zeit, wo man es nicht mehr erwartet, in einer erwünschten Wirksamkeit hervor gehen werde. Sei du nur unerschütterlich in deiner Treue! Oeffne dein Gemüth nie dem feindseligen, trostlosen, allen Muth niederschlagenden Gedanken, als wenn das Gute, was du sagst und thust, ganz umsonst von dir gesagt oder gethan sey! Was du als Freund deiner Eingepfarrten, in deinen Besuchen, am Krankenbette, in der Mitte deiner Zuhörer, aus gutem Herzen redest, wird einer Saat

gleichen, die im Verborgenen aufblühet. (Kein gutes Wort, kann man mit Recht behaupten, geht verloren. Ganz ohne Wirkung kann es nicht bleiben, sey es nun, daß es zur Beförderung des Guten oder zur Abhaltung oder Verminderung des Bösen in unsichtbaren Kanälen mit fortwirke. Es hilft nicht nur dem, an den es gerichtet ist, sondern auch dem selbst, der es sagt.)

C. Folgerungen aus der Accelerazion. — Die Lehre von der Art, wie die Neigungen und Gewohnheiten mit immer beschleunigter Kraft wachsen, stellt dem Prediger die Regel, dem Anfange widerstehen zu müssen, in einer Wichtigkeit und Fruchtbarkeit dar, die sie, abgesehen von dieser Betrachtung, nicht haben kann.

1) Er suche also, um jede drohende Gefahr der Verirrung sogleich bei ihrem Anfange zu entdecken, die genaueste Kenntniß seiner Eingepfarrten zu erwerben; er suche sich von ihrer Erziehung, von ihren Gesellschaftern, von den Graden ihrer Seelenkräfte, von ihren Disposizionen, und von der Mischung derselben auf das genaueste zu unterrichten; er beobachte ihre Urtheile, Reden, Handlungen. Gewiß wird ihm dieses alles nützliche Aufschlüsse ertheilen, welchen gemäß es ihm nicht schwer werden wird, eine sichere Methode zu wählen.

2) Er arbeite bei der bemerkten Gefahr ohne Aufschub an dem Geschäfte, um sie in ihrem Keime zu vernichten.

3) Er richte sich aber in der Art der Behandlung nach dem individuellen Zustande, und nach den Lokalverhältnissen, in welchen der Gegenstand seiner besondern Sorgfalt sich befindet.

Der Verfasser erläutert diese Lehren S. 243 — 257. mit ein paar aus seiner eigenen Erfahrung geschöpften und interessanten Beispielen, die wir aber, so lehrreich auch die von dem Verfasser in jenen Fällen angewandte Methode ist, der Kürze wegen, übergehen müssen.

D. Folgerungen aus der Retardazion. — Aus den mannichfaltigen Anwendungen, welche der Prediger davon machen kann, werden hier nur folgende zwei in Betrachtung gezogen.

1) Er bestimme darnach sein Verhalten in Trauerfällen. — Es kann bei einer Gemeinde an Unglücks- und Trauerfällen nicht fehlen, die dem menschlichen Herzen tiefe und schwere Wunden schlagen. Wer soll sich nun dieser Trauernden und Unglücklichen annehmen? Wer soll sie trösten und ihnen Muth und Vertrauen zu Gott einflößen? Wer anders, als der Prediger, der als Diener der Religion in der menschlichen Gesellschaft auftritt? Gewiß, der Prediger handelte grausam, welcher nicht die Verlassenen, die Unglücklichen und Traurigen aufsuchen, und ihre drückenden Lasten zum wenigsten in etwas zu erleichtern eilen wollte. Eine Hauptpflicht des Predigers besteht in dem Geschäfte, den Nothleidenden zuzureden, und Trost und Stärkung in ihr Gemüth zurückzuführen. Aber wie wird er sich hier nehmen müssen? Ist die Betrübniß oder der Kummer sehr groß, so sind die ersten Empfindungen des Schmerzes zu heftig, und die Betäubung, die auf den ersten Sturm folgt, lähmt die Denkkraft zu sehr, als daß Vorstellungen, die den Schmerzen entgegen wirken, in die Seele dringen könnten. Der Prediger wird also mit seinem ersten, zweiten, ja vielleicht mit seinem neunten und zehnten Besuche noch nicht viel aus-

richten. Allein, wenn er deswegen den Muth verlieren wollte, so würde er wenig Bekanntschaft mit der Psychologie verrathen. Nach dem Gesetze der Retardazion ist jede Erschütterung, jede heftige Bewegung, jede stürmische Leidenschaft wegen der mancherlei Hindernisse, an welchen sich dieselbe bricht, zwar einer Verminderung, aber nur einer allmählichen Verminderung fähig. Anfangs bezeuge also der Prediger den Trauernden nur seine herzliche Theilnahme. Die Größe des erlittenen Verlusts verkleinern zu wollen, würde, da dies Verfahren der Empfindung zu laut widerspricht, das Gefühl des Leidenden zu sehr empören, eben deswegen ganz fruchtlos, und in den meisten Fällen auch unbillig seyn. Vielmehr räume man dem Trauernden es ein, daß er viel, recht viel verloren habe, daß seine Klagen nicht ungerecht sind, daß wir alle in einem solchen Fall eben so sehr trauern würden. Man kann auch den Leidtragenden auf manche Vorzüge des Verstorbenen hinlenken. Der Trauernde thut dies von selbst, und wenn er in dem Urtheile eines andern seinen Schmerz gerechtfertiget sieht, so fühlt er sich zu dem, der sich ihm auf diese Weise nähert, noch mehr hingezogen. Eine Thräne des Mitleids in dem Auge des theilnehmenden Freundes wirkt gewöhnlich mehr, als ein Strohm von Beredtsamkeit, der den Schmerz aus der Seele wegspülen soll. Durch alles dieses giebt man Gelegenheit, daß der Schmerz, der im Innern verborgen wüthete, und eben dadurch desto schädlicher werden konnte, in äußern Ergießungen mehr sichtbar wird. Der Betrübte wird bitterlich zu weinen anfangen, aber eben diese Zähren, die dem Auge entfließen, führen einen nicht unbeträchtlichen Theil des Harms mit sich hinweg. Thränen sind in dem Lei-

denden die erste Erleichterung des Kummers. Ist nun dieser erste Grad der Retardazion herbeigeführt worden, so kann man mit Hoffnung eines glücklichen Erfolgs die Trostgründe, welche auf dem Gebiete der Philosophie, der Religion, und der Moral, hervorwachsen, dem Bekümmerten darreichen. Aber freilich muß man hier in Ansehung der Folge der Trostgründe eine Auswahl treffen, und diejenigen Trostgründe, welche für die jetzige Wunde die größte heilende Kraft haben, auch in der Ordnung die ersten seyn lassen. Man muß dabei auf die besondere Beschaffenheit des empfundenen Unglücks, auf die Denkungsart des Leidenden, auf die intensive und extensive Ausbildung seiner Seelenkräfte, so wie überhaupt auf die Eigenthümlichkeit seiner Lage Rücksicht nehmen. *) — Gewiß wird bei Anwendung einer solchen Methode die Gewalt des Kummers in stätig fortschreitenden Verminderungen sich endlich ganz auflösen. Dieß wird mit einer sehr traurigen Geschichte aus des Verfassers eigener Amtsführung erläutert.

2) α. Der Prediger kann, weil das Gesetz der Retarda-

*) Unter den vielen Schriften, welche einen Vorrath mannichfaltiger Trostgründe enthalten, empfiehlt der Verfasser mit Recht die dem Cicero zugeschriebene Consolatio, so wie die Trauerbriefe desselben, die man in J. Reimmanns Edizion chronologisch geordnet findet; ferner des Seneka und Boethius Schriften (denen man den Petrarch de remediis vtriusque fortunae hinzusetzen kann,) Lavaters Handbibel für Leidende, Sailer für Kranke und ihre Freunde; und als den Hauptschriftsteller den bekannten Sam. Fest theils in seiner Schrift, über die Vortheile der Leiden, theils in seinen Predigten, vorzüglich aber auch in seinen Beiträgen zur Beruhigung und Aufklärung :c; ferner des Herrn G. J. Petsche Sammlung von Predigten zur Belehrung und Beruhigung für Leidende. (Ich empfehle noch die kleine Schrift: Gott regiert die Schicksale der Menschen; und die des Herrn D. Thieß über Leben und Tod.)

zion auch für die moralischen Verhältnisse gilt, viele Uebel in seiner Gemeinde vertilgen, wenn er nur dafür sorgt, daß sie keine neue Nahrung erhalten. — Giebt es z. B. in der Gemeinde Feindschaften und Erbitterungen, so sorge er dafür, daß er die den erbitterten Partheien alles zutragenden, und gemeiniglich alles dabei übertreibenden Schwätzer schüchterner mache, berede die einen oder die andern, diejenigen Oerter und Gesellschaften zu vermeiden, in welchen sie ihre Gegner antreffen würden u. s. f. So werden die Feinde sich weniger sehen, weniger an einander denken, und so die immer erneuerten Antriebe zur Erbitterung immer mehr in sich geschwächt fühlen. Und eben dieß gilt von jeder Leidenschaft, um deren Tilgung oder Mäßigung der Prediger sich verdient machen kann. β. Der Prediger befördere die Verminderung einer Leidenschaft u. s. w. dadurch, daß er dem Bösen und dem Uebel, welches sich ausbreiten will, einen Widerstand entgegen setzt. So stelle er dem Schmerz eine Freude, dem Hasse eine Liebenswürdigkeit, der Faulheit einen Antrieb zum Fleiße, und dem Leichtsinn eine Verwickelung entgegen, aus welcher der Flatterhafte sich nicht ohne Beschämung herauswickeln kann. Wie dieß zu veranstalten sey, muß die individuelle Lage desjenigen lehren, bei welchem auf die Retardazion hingearbeitet werden soll.

E. Folgerungen aus der Theorie von den Rückfällen. — Der Prediger glaube ja nicht, daß mit den ersten abgelegten Proben der Besserung alles geschehen, und keine Gefahr nun weiter zu befürchten sey. Er beobachte also a) den von seiner Lieblingssünde Zurücktretenden mit verdoppelter Genauigkeit, damit er schon von weitem auch die mindeste sich nähernde Gefahr

eines Rückfalls zeitig genug entdecke. b) Er benütze alles, was dem vorigen Laster stark entgegen zu wirken vermag. Den Stolzen z. B. führe er zu solchen Scenen, in welchen die Hinfälligkeit und Gebrechlichkeit des menschlichen Lebens sich von selbst abschildert; dem Wollüstigen zeige er die scheußlichen und verzerrten Schlachtopfer der Wollust; und suche bei solchen Veranlassungen die ausgewählten Wahrheiten mit strahlender Evidenz in die eigene Ueberzeugung des Gemeindegliedes überzutragen. c) Er verbinde mit seinen Belehrungen Flehen, Bitten, Ermahnungen, die Herzlichkeit und Innigkeit eines väterlichen Zuredens. d) Er entferne den Geretteten von den Gelegenheiten, die ihn leicht zur Wiederholung der vorigen Sünde reizen könnten, warne ihn ernstlich vor den Oertern, Gesellschaften, Verbindungen und Belustigungen, welche für diese Gemüthsstimmung verführerisch seyn dürften. e) Er hintertreibe und entkräfte alles, wodurch für den moralisch Schwachen ein Reiz entstehen könnte, in das vorige Laster zurückzufallen. So brachte der Verfasser selbst eine Verzweifelte, die schon aus Mißmuth und Ueberdruß des Lebens ins Wasser gesprungen, und mit Gewalt wieder herausgezogen worden war, durch Sanftmuth und Schonung, durch Abwehrung einer harten Behandlung, durch Abhaltung aller öffentlichen Verachtung und Verspottung, wieder zu einer ruhigen Gemüthsfassung zurück; sie wurde in der Folge verheirathet, und lebt jetzt in einer frohen glücklichen Ehe.

F. Folgerungen aus der Sollicitazion. — Da jede Sollicitazion nur eine unendlich kleine Wirkung, nur ein unendlich kleines Moment der Accelerazion hervorbringt, so überspanne

er nicht seine Hoffnungen und Forderungen, wünsche nicht die Früchte seiner ausgestreueten Saat zu bald einzuärnten, werde nicht aus ungeduldiger Sehnsucht über jeden Abschnitt der Zeit unwillig, welchen die Natur selbst zur Entwickelung der Kräfte braucht. Eine Ermahnung, Eine Predigt, Ein Zureden, vermag nicht die Leidenschaften auszurotten, die mehrere Jahre hindurch die Seele beherrschten. Diejenigen, die dieses nicht bedenken, glauben vergeblich zu arbeiten; gerathen in Mißmuth; und aus diesem Mißmuthe erzeugt sich dann Gleichgültigkeit gegen das Amt, Voraussetzung, daß die Bösartigkeit der Zuhörer gar keiner Besserung mehr theilhaft werden könne, und hieraus entspringende Verachtung der Nebenmenschen. Diesen schädlichen Folgen der Kleinmüthigkeit und des erschlaffenden Amtseifers kann man glücklich ausweichen, wenn man fleißig an das Gesetz der Sollicitazion denkt.

Zweites Kapitel.

Folgerungen für die Homiletik.

A. Aus dem Gesetze der Stätigkeit. — Der Prediger mag Predigten von der Kanzel, oder Reden vor dem Altare, Beichtreden, Trauungs- und Konfirmazionsreden, oder sogenannte Homilien zu halten haben, so muß er des Gesetzes der Stätigkeit eingedenk seyn, a) bei der Wahl der Materie, über welche er sprechen will. Der Gegenstand muß so beschaffen seyn, daß sich die Vorstellung des Zuhörers an den Vortrag des Redners unmittelbar anschließen kann. Sonst entsteht eine Lücke. Wie thöricht, wenn man z. B. zu einer von großen Städten entfernten Gemeinde, welche in ihrer häuslichen Stille

Wirthschaftlichkeit und Frugalität ausübt, von den schädlichen Folgen des Luxus sprechen wollte! Jede Gemeinde hat ihren eigenen Umkreis von Kenntnissen, Erfahrungen und Wahrnehmungen, eben so wie sich bei jedem einzelnen Menschen eine individuelle Denkart und Handlungsweise bildet. Greift die Rede des Predigers in diesen individuellen Cirkel der Vorstellungen ein, so reiht sich die Sache, von welcher gehandelt wird, an die Vorstellungen der Zuhörer ohne alle Lücke. b) Alle Ausdrücke müssen sowohl zu der abzuhandelnden Sache, als auch zu den Personen, mit welchen gesprochen wird, in der rechten Abgemessenheit stehen. Das Erhabene, das Wichtige, will auch im Ausdruck anders behandelt seyn, als das minder Erhabene, minder Wichtige. Und eben so müssen die Ausdrücke für verschiedene Klassen von Menschen selbst verschieden seyn. Gesetzt, man hätte von dem Tode zu handeln. Wie unübersehbar ist hier der Reichthum an Vergleichungen, an Ausdrücken, an Wendungen. Aber aus ihnen dürfen nur diejenigen gewählt werden, welche der Lage, der Kultur, den Verhältnissen der Zuhörer die angemessensten sind. Dem im Schweiße seines Angesichts arbeitenden Landmann könnte man freilich den Tod als einen Stand der Ruhe und als das Ende seiner Mühseligkeiten abschildern; aber wie wenig passend würde diese Vorstellungsart für Höflinge, Reiche, Begüterte seyn, welche nie solche Lasten trugen? Den Soldaten, welche in Schlachten kämpfen, erscheine der Tod in der Gestalt des Sieges oder der Siegeskrone; den auf den tobenden Wellen des Meeres herumgetriebenen Schiffern als ein sicherer Hafen. So wird den Zuhörern kein Sprung in einen ungewohnten Ideen-

kreis zugemuthet. c) In der ganzen Rede überhaupt muß ein stätiger Zusammenhang herrschen; nichts stehe isolirt, nichts außer der Verbindung mit dem Ganzen da. Der Verfasser ertheilt jungen Theologen den heilsamen Rath, daß sie eine Rede des Demosthenrs, oder des Cicero, oder einen Dialog des Plato genau zergliedern, und dabei auf die Kunst achten, mit welcher ein Satz an den andern, und ein Gedanke an den andern angereihet ist.

B. Aus dem Gesetze der Trägheit. — Nach ihm kann der Prediger die zuversichtliche Hoffnung nähren, daß dasjenige, was er seiner Gemeinde in der rechten Angemessenheit zu ihrem Fassungsvermögen sagt, nicht allein einen Eindruck machen, sondern auch einen fortdauernden Eindruck hervorbringen werde. Dagegen streitet es auch nicht, daß die Zuhörer von der angehörten Predigt oft nichts anzugeben wissen. Sie sind in der Fertigkeit, sich auszudrücken, zu wenig geübt. Weil eine Rede ein Ganzes ist, welches aus vielen Begriffen, Sätzen und Beweisen besteht, so verlieren sich zwar in dem ungeübten Zuhörer die genauen Bemerkungen der einzelnen Gränzbestimmungen; allein der Totaleindruck, auf welchen jeder einzelne Bestandtheil hinwirkte, bleibt doch im Gemüthe zurück, und wirkt zur Befestigung einer Gesinnung, oder zur größern Deutlichkeit eines Begriffes mit fort.

C. Folgerungen aus dem Gesetze der Accelerazion. — Wenn der Eindruck, der auf einen gewissen Effekt hinzielt, auf eine gleichförmige Weise wiederholt wird, so entsteht Beschleunigung. Daraus fließt für den Homileten die Regel: Er wiederhole mit gleichförmigem Fleiße die Bestreitungen des Lasters, und die

Empfehlungen der Tugend auf die Weise, daß er alle die Grundsätze und Wahrheiten, die den gewünschten Effekt begünstigen können, von allen Seiten und nach allen Richtungen vortrage. (Der Verfasser wählt hier ein sehr gemeinnütziges Beispiel, und setzt den Fall, der Prediger wolle das Vorurtheil ausrotten, welches den Landmann immer zu den Quacksalbern und Afterärzten führt *). Indukzion; jeder liefert nur die Arbeit, welche er erlernt hat: Vergleichung mit andern Künsten, welche man nicht ohne hinlängliche Vorbereitung ausüben kann: Aufzählung der vielfachen Kenntnisse, die zur gründlichen Ausübung der Arzneikunde erfordert werden: Empfehlung der nöthigen Vorsicht gegen die Prahlereien der Afterärzte: Entdeckung der von solchen Menschen häufig gespielten Betrügereien: Beweis der Unmöglichkeit, aus einigen Stücken und Theilen, die den Kranken gehört haben, den ganzen Zustand des Kranken zu erkennen u. d. m. — alles muß benützt werden. Der erste Eindruck, welchen die Rede des Predigers auf das Gemüth der Zuhörer macht, wird freilich noch wenig betragen. Inzwischen dauert er doch fort; der zweite Eindruck leistet in Verbindung mit dem ersten mehr als die Summe zweier einzelnen Eindrücke beträgt. Denn der Effekt wächst nicht wie 1, 2, sondern wenigstens wie 1, 3. Wenn nun der Prediger seine Bestrebungen Jahre lang fortsetzt, und einen festen Plan vor Augen behält; so wird die Kraft der entgegengesetzten Wahrheit mit Accelerazion wachsen; nach und nach wird er den Irrthum heilen, und

*) Welchen unbeschreiblichen Schaden Vorurtheile dieser Art bei dem gemeinen Wesen stiften, findet man sehr gut gezeigt in v. Rochow's Geschichte meiner Schulen.

so der Unwissenheit und dem Aberglauben ein Schlachtopfer nach dem andern entreißen. — Was von der Bestreitung des Irrthums und der Bekämpfung des Lasters gilt, eben das gilt auch von der Empfehlung der Tugend. Und aus beidem erhellt die verstärkte Verbindlichkeit des Predigers, seine Predigten und öffentliche Reden scharf zu überdenken, und überhaupt seine Belehrungen zweckmäßig und nach einem festen Plan einzurichten. — Da übrigens dasjenige, was im ersten Kapitel von der Retardazion, von den Rückfällen, und von der Sollicitazion gesagt worden ist, mit wenigen Veränderungen auf die homiletische Anwendung leicht übergetragen werden kann; so schreitet der Verfasser sogleich zum folgenden Kapitel fort.

Drittes Kapitel.

Folgerungen für die Katechetik.

A. Aus dem Gesetze der Stätigkeit. — In der katechetischen Unterredung darf kein Mittelglied übersprungen werden, keine dem Kinde nöthige Erleichterung darf man ihm entziehn, um mit ihm bis zum letzten Ziele hinzudringen. Daher muß jedem Satze seine gehörige Vorbereitung gegeben werden. Wollte der Katechet z. B. der Jugend den Satz: Habe Ehrfurcht vor dir selber, einprägen, so müßte er sie vorher mit der künstlichen Struktur des menschlichen Körpers bekannt, und auf die Menge, Verschiedenheit und Zartheit der Theile, so wie auf den künstlichen Zusammenhang und das ganze System der Nerven, Muskeln, Adern u. s. f. in getreuen Abbildungen und Kupfern aufmerksam machen. Kinder, welche einen solchen Unterricht erhalten, werden in der Folge seltener zu den Ausschweifungen

der Trunkenheit, oder der Wollust, der Selbstschwächung übergehen; und wenn es geschehen seyn sollte, so werden sie doch eher und geschwinder von dieser Art der Verirrungen zurück zu bringen seyn. Der Lehrer müßte sich nun ferner mit seinen Schülern über die Seelenkräfte, und über die vielen und großen Erfindungen, Arbeiten, Werke, unterreden, durch welche der menschliche Verstand und Scharfsinn sich ausgezeichnet hat. Er steige mit seinen Zöglingen gleichsam die Bergwerke hinab, befahre im Schiffe mit ihnen die Meere, betrachte auf der Sternwarte die Gestirne, führe sie in die Werkstätte der Künstler. Wie groß wird ihm der Mensch erscheinen, der eine solche Summe von geistigen und körperlichen Kräften in seinem Daseyn vereinigt! (Am größten aber, setze ich hinzu, wird er sich fühlen, wenn er sich mit einer Selbstmacht begabt denkt, sich über alles Sinnliche empor zu schwingen, das Gute und Edle um sein selbst willen zu achten, seine Neigungen durch das Gesetz der Pflicht zu zügeln, kurz, wenn er sich als ein freies, vernünftiges, sich selbst gesetzgebendes, für Ewigkeiten geschaffenes, als von Gott zur Befestigung und Erweiterung des Reichs der Wahrheit, der Tugend, der Glückseligkeit gesandtes Wesen denkt.) Die übrigen im vorigen Kapitel angedeuteten Anwendungen des Gesetzes der Stätigkeit finden auch hier statt.

B. Folgerungen aus der Kraft der Trägheit. — Mit wie vielen bei der Erziehung empfangenen Eindrücken und eingesogenen Vorurtheilen treten die Kinder nicht in die Lehrstunde, und erschweren durch ihre moralische Verdorbenheit die Wirkungen auch des besten Unterrichts? Daher muß der Katechet mit seinen kleinen Zuhörern Geduld haben. Sie werden nicht

gleich alles begreifen, sie werden die Thorheiten und Fehler, die sich seit längerer Zeit eindrückten, nicht gleich ablegen können. Ein neuer Begriff wird, ungeachtet vieler angewandten Bemühungen, einer sehr langen Zeit bedürfen, um ihrer Gedankenmasse einverleibt zu werden. Entgegengesetzte Begriffe und Neigungen, deren Wirkungen vermittelst der Kraft der Trägheit zum Schaden des neuen Begriffs fortdauern, werden bessern Lehren Widerstand leisten. In dem Katecheten muß der Reichthum sanftmüthiger Geduld unerschöpflich seyn. Dafür darf er aber auch mit Sicherheit hoffen, daß, wenn sein Unterricht einmal Wurzel gefaßt hat, er nicht sogleich aus der Seele des Katechumenen verschwinden, sondern ebenfalls auf lange Zeit, vielleicht das ganze Leben hindurch, sich wirksam beweisen werde.

C. Folgerungen aus der Accelerazion. — Je öfterer der Katechet an diesen Punkt denkt, desto mehr wird er seinen Trieb, der Jugend nützlich zu seyn, ermuntert und gestärkt fühlen. Er wird es sich daher zur Regel machen: Erforsche durch alle Mittel, welche das Studium der Menschenkenntniß dir an die Hand giebt, den Gemüthszustand deiner Lehrlinge; sorge dafür, daß die Fehler und Laster gleich in ihren ersten Keimen unterdrückt werden; und setze die entgegengesetzten Wahrheiten recht sorgfältig in das helleste Licht. Zwar können wir bei aller Sorgfalt nicht wissen, ob es uns gelingen werde, die Leidenschaft und die Lieblingsneigung aus dem Gemüthe der Kinder zu vertilgen; allein etwas wird doch immer geschehen. Wenigstens wird die Neigung, die mit Beschleunigung zu wachsen drohete, in ihrem Fortschritte gehemmt, wird nicht so groß,

so heftig, als sie es geworden seyn würde, wenn wir dieser Gefahr nicht entgegen gearbeitet hätten; wenigstens also wird den Lastern die Beschleunigung des Wachsthums erschwert. — Die im ersten Kapitel bemerklich gemachten Folgerungen aus der Theorie von der Retardazion und von den Rückfällen lassen sich leicht auch auf die Katechetik übertragen; daher geht der Verfasser unmittelbar zu den

D. Folgerungen aus der Sollicitazion über. — Die Schulen auf dem Lande, und großentheils auch in den Städten, werden gemeiniglich sehr unordentlich besucht. Dies macht, daß nur zerstreuete, unzusammenhängende Eindrücke in die jungen Seelen kommen, und daß nie eine stätige Reihe derselben entsteht. Kein Begriff, kein Satz, keine Wahrheit kann die gehörige Haltung, Festigkeit oder Klarheit bekommen; weil die Voraussetzung, auf welche sich der neue Unterricht stützen sollte, theils gar nicht angehört, theils wieder verschwunden ist. Daraus folgt; a) der Lehrer sorge, so viel er nur kann, dafür, daß die Schulstunden mit Regelmäßigkeit besucht werden. b) Weil jeder Eindruck, welchen der Vortrag des Lehrers auf die Seele des Kindes macht, unendlich klein ist, und daher sehr leicht sich ganz verlieren kann; so stelle der Katechet die Theile seiner Unterredung auf die Weise, daß der nächstfolgende Theil außer dem Neuen, was er hinzusetzt, auch noch eine Verstärkung und Wiederholung des Nächstvorhergehenden enthalte. (Zur Probe stellt der Verfasser eine kleine Katechisazion auf, um den Begriff, Nothwendig, in den Kindern recht deutlich hervorzubringen.) c) Aber nicht nur die einzelnen Sätze muß der Katechet durch neue Verstärkungen fortdauernd erhalten, sondern er muß

eben dasselbe auch bei den fernern Abtheilungen der Katechisazion beobachten. *)

Viertes Kapitel.

Folgerungen für die Pädagogik.

A. Aus dem Gesetze der Stätigkeit. — Bei der Erziehung ist es eine ausgemachte Sache, daß sowohl in dem Unterricht, als auch in der übrigen Ausbildung ein weiser Stufengang beobachtet werden müsse. Alles muß zu dem Zwecke in dem rechten Verhältnisse stehen. Wenn man zu früh oder zu spät einen Theil des Unterrichts besorgt, oder zu viel oder zu wenig eine Kraft der Seele beschäftigt, und darüber die harmonische Entwickelung der übrigen Kräfte vernachlässigt, so entstehen daraus sehr nachtheilige Disproporzionen der Erkenntniß und des Charakters. Unsere Vorfahren ließen ihre Söhne, um sie zu frühen Gelehrten zu erziehn, von dem Morgen bis zu dem Abend an dem Tische gefesselt sitzen; und, was noch schlimmer war, in dem Unterrichte selbst herrschte die unerbittlichste Strenge; und man eilte, so viel man konnte, das Gedächtniß mit einem unübersehbaren Vorrathe von Wortkenntnissen zu beladen. Basedow half die Einsicht verbreiten, daß das bloße Gedächtnißwerk, und die bloße Wörterkenntniß nicht viel werth sey. Von nun an sollten die Kinder alles spielend, ohne alle Mühe und Anstrengung lernen. Dadurch entstanden nun wieder

*) Als Muster einer solchen Methode wird hier der „Versuch eines sokratischen Unterrichts in der deutschen Sprache, und im schriftlichen Gedankenausdrucke" aufgestellt. 1ster Th. Schleswig, 1800. 2ter Th. 1801.

Lücken. Der Knabe, den man mit beständigen Belustigungen unterhalten hatte, wollte in spätern Jahren von keinen ernsthaften Anstrengungen etwas wissen. Was kann aber ein Mensch ohne Festigkeit des Vorsatzes, und ohne Stätigkeit eines dauernden Fleißes ausrichten? Bezog er in der Folge die Akademie, so wählte er, anstatt sich mit dem Korpus Juris, oder mit dem Studium der Bibel zu beschäftigen, eine angenehme Lektüre. Nun glaubte er noch dazu, wenn er ein paar Stunden Romanen und Theaterschriften gelesen, oder höchstens eine Zeitschrift durchblättert hatte, seinen Kopf viel zu sehr angestrengt zu haben. Natürlich wurde eine Erhohlung beschlossen. Durch die Anhäufung der Vergnügungen wurde vollends alle ernsthaftere Beschäftigung unmöglich gemacht, und der Studierende verließ mit einem an Kenntnissen leeren Kopfe, und mit einem durch Weichlichkeit verstimmten Herzen die Akademie. Daß Menschen dieser Art dennoch Aemter und Würden erhalten, wird niemanden befremden, der es weiß, wie viel die Familien-Konnexionen, Empfehlungen der Vornehmern, die Vortheile einer einnehmenden äußern Bildung, Bestechungen u. d. in der Welt vermögen. Aber eben daher sieht auch das Publikum so viele träge Geschäftsmänner, unwissende Aerzte, gewissenlose Advokaten, ungeschickte Prediger und Schullehrer. So fehlte man in ältern und neuern Zeiten in Ansehung der physischen, der intellektuellen, und der moralischen Bildung; immer fiel man in Extreme und Widersprüche; nie war zwischen Absicht und Mittel, zwischen dem Ziele und den getroffenen Maaßregeln, zwischen dem Zwecke, den man eifrig wünschte, und den Anordnungen, die dazu führen sollten, stätiger Zusammenhang.

Daher folgende Regeln für den Pädagogen: a) Uebe alle Kräfte harmonisch: keine werde vernachlässigt; und übe sie in der gehörigen Ordnung; die intellektuellen nicht zu früh; das Gedächtniß nicht auf Kosten des Verstandes, diesen nicht zum Nachtheil des Gedächtnisses! b) Der jedesmalige Grad der Entwickelung der Kräfte muß für den Erzieher die Arbeiten bestimmen, welche er seinen Lehrlingen zumuthet. Geschieht dieses, so wird er sich nicht unnöthiger Weise ereifern, noch den Kindern durch seine Verweise Unrecht thun, wenn sie seinen Forderungen nicht Genüge leisten können. c) Der Unterricht fange immer mit dem Leichtern an, und gehe allmählich zum Schwerern fort. Kann auch ein Lehrling verwickelte Rechnungen führen, wenn er noch gar nicht die einfachern Verrichtungen der Subtrakzion oder Multiplikazion zu vollenden versteht? d) Dem Gesetze der Stätigkeit sei auch das Verhalten des Erziehers in Ansehung der Strafen und Belohnungen angemessen. Jede Strafe, sie bestehe nun in mißbilligenden Mienen, oder in tadelnden Worten und Verweisen, oder in empfindlichern Aeußerungen des Mißfallens, muß zu der moralischen Bildung, auf welcher der Zögling steht, das angemessene Verhältniß haben. Werden die Kinder zu hart oder zu gelind behandelt, so entstehen Verschlimmerungen, bei welchen kein kontinuirliches Fortschreiten zur festen Charakterbildung möglich ist.

B. Folgerungen aus der Kraft der Trägheit. — Viele Eltern und Erzieher scheinen es entweder gar nicht zu wissen, oder nicht bedenken zu wollen, daß dasjenige, was sie in die Seele der Kinder hineinbrachten, sich darin auf eine längere Zeit, und zwar länger, als ihnen nachher lieb ist, mit Festigkeit

erhalte. Selbst in den höhern Klassen sieht man hier häufig fehlen. Oft hört man aus dem Munde der Eltern und Lehrer Klagen über ihre mißgerathenen Kinder oder Lehrlinge, da man doch vorher ohne Besonnenheit und Ueberlegung selbst Ursache ihrer Verschlimmerung ward; da das ganze Betragen der herangewachsenen Jugend oft nichts als Nachahmung, treue Kopie, nur Nachhall dessen ist, was sie von Kindheit auf von ältern Personen hörte, oder an ihnen sah. Wie oft erzählen Väter in dem traulichen Cirkel ihrer Freunde und Kinder ihre eigenen muthwilligen, kühnen oder wilden Jugendstreiche und Ausgelassenheiten! Wie oft sprechen Mütter den Töchtern von ihren ehemaligen Eroberungen vor! Horchend lauschen die Kinder auf jedes Wort, und beschließen eben das zu thun, quod narravere patres. Denn

(Quo semel est imbuta recens seruabit odorem
Testa diu.)

Wie wenig müssen doch solche Eltern und Erzieher die menschliche Natur, und die Natur der Kinder kennen! *) Eine heilige Regel für den Pädagogen ist also: Sprich du in Gegenwart deines Kindes nichts anders, als wovon du wünschen kannst, daß es in der Seele desselben beständig aufbewahrt bleibe!

C. Aus der Retardazion. — Die Methode, bei dem aus Eigensinn oder aus trotzigen Forderungen entsprungenen Schreien der Kinder zu thun, als ob man es nicht hörte, rechtfertiget sich

*) Sehr wichtige hierher gehörige Wahrheiten findet man in Salzmann über die heimlichen Sünden der Jugend, und in Weillers vortrefflichen Schrift über den nächsten Zweck der Erziehung nach Kantischen Grundsätzen. Regensb. 1798.

aus diesem Gesetze. Die Anstrengung des kleinen Schreiers führt die Müdigkeit herbei, und die Heftigkeit des Begehrens nimmt für die Folge immer um einige Grade ab. — Einfältige Eltern freuen sich oft darüber, wenn ihre Kinder gebietherisch gegen die Diestbothen werden; sie scheinen ihnen dann die Vorzüge ihres Standes recht früh zu fühlen. Sie bedenken nicht, daß ihre Kinder einst eben diese begünstigte Herrschsucht, eben diesen genährten Eigendünkel dazu gebrauchen werden, den Eltern mit gleichem Trotze und Uebermuthe zu begegnen. Vielmehr sollten sie es ihren Dienstbothen zur Pflicht machen, jede Handreichung, jeden Dienst, jeden Beistand zu versagen, sobald die Kinder mit einem befehlenden Tone zu ihnen reden. So werden die Kinder bald zu der Erkenntniß kommen, daß sie für sich selbst viel zu hülflos sind, daß sie des Beistandes anderer Menschen bedürfen; und so werden sie andere Menschen und ihre Dienste schätzen lernen. — Oft vereiteln Eltern die guten Folgen einer mit Recht vollzogenen Strafe durch eine unzeitige Zärtlichkeit. Der eben bestrafte Knabe will durch böse Mienen, durch Stillschweigen, durch die versagte gewöhnliche Freundlichkeit sich rächen. Die schwache Mutter kann schon die Zeit nicht erwarten, wo er durch seine gewöhnlichen Schmeicheleien ihre Freude vergrößern wird. Sie kömmt ihm zuvor, thut alles, was ihm angenehm ist, um ihn wieder zum Freunde zu haben. Welche Thorheit! Sie vernichtet selbst alle heilsamen Folgen, welche die Züchtigung haben könnte, und macht den Knaben noch schlimmer, als er je war. Die Regel für den Pädagogen ist hier: Hast du deine Zöglinge mit Recht bestraft, so verdirb die gute Wirkung nicht selbst wieder dadurch, daß du

den Zürnenden zufrieden zu sprechen eilest! Ueberlasse ihn nur seinen Empfindungen; thue, als ob du ihn gar nicht bemerktest. Mit jeder Stunde wird auch ein Theil seines Unwillens nach dem andern verschwinden. Mit dem ersten Tage, wenn niemand sich um ihn zu bekümmern scheint, wird seine Empfindung schon sehr abgekühlt haben. Mit dem zweiten Tage wird ihm sein Stillschweigen und seine Entfernung von den geselligen Gesprächen sehr lästig werden, er wird sich bald von selbst wieder nähern, und es als eine Wohlthat empfangen, wenn er zu den vorigen Auszeichnungen und Unterhaltungen wieder zugelassen wird. — Die leichte Anwendung dessen, was von der Accelerazion und der Sollicitazion im ersten Kapitel gesagt worden ist, überläßt der Verfasser seinen Lesern selbst. Dafür fügt er einen Anhang, enthaltend einige Lebensregeln, bei; Folgerungen, welche jeder leicht selbst ziehen wird, der das bisher Abgehandelte mit Aufmerksamkeit gelesen hat.

Dritter Abschnitt. S. 355—439.

Wissenschaftliche Folgerungen in Beziehung auf die letzten Gründe der menschlichen Erkenntniß.

In Ansehung der physischen Welt hat man es schon längst anerkannt, daß ihre Veränderungen in einer stätigen Reihe zusammenhängen. Aber in Ansehung der moralischen Welt, worunter hier Erziehung, Unterricht, Regierung, Leitung anderer Menschen, Tugendübung, und überhaupt alles Denken und Handeln der Seele zu verstehen ist, hat man sich seltener zu der Allgemeinheit der Bemerkung erhoben, daß auch hier gerade

die nämliche Stätigkeit ihre Oberherrschaft ausübe. Dennoch ist es gewiß, daß sie sich so weit erstreckt, so weit sich nur die Thätigkeiten der Seele in unserm Bewußtseyn abspiegeln. Bei jeder ihrer Operazionen verfährt sie nach dem Gesetze der Stätigkeit. In diesem Berührungspunkte vereinigt sich die physische und die moralische Welt, das Sinnliche und das Intellektuelle, die Empfindung und der Gedanke, die Entschließung und die Wirklichkeit der That.

Was nun die Seele unter allen Umständen immer zeigt, das muß etwas seyn, was aus der eigenen Natur der Seele, aus ihrem Innern, aus ihrem Wesen hervorgeht. Die Gesetze der Stätigkeit, der Acceleration, Retardazion, und Sollicitazion, liegen also im Wesen der Seele, in ihrer besondern Art zu seyn, und in der Eigenthümlichkeit ihres Innern.

Wie könnte es aber eine Stätigkeit, wie könnte es eine Accelerazion, Retardazion und Sollicitazion geben, wenn nicht die Bedingung derselben, die Zeit, die Möglichkeit dieser Gesetze begründete? Alle die genannten Gesetze weisen auf die Zeit zurück. In der Zeit allein kann eine Reihenfolge statt finden. Die Zeit ist nicht diese Reihenfolge, dieß Aufeinander- und Nacheinanderfolgen selbst, sondern gleichsam die Sphäre, in welcher dies Nacheinanderfolgen zur Wirklichkeit gelangt. Die Zeit ist nicht ein Begriff, den man von den beobachteten Veränderungen abstrahirt hat. Man frage sich doch nur, worin alle Veränderungen geschehen? Nicht wahr, in der Zeit? Also kann die Zeit, worin sich alle Veränderungen zutragen und ordnen, mit dem, was sich darin zuträgt und ordnet, nicht einerlei seyn.

Wenn ich sage: der Advokat N. stirbt in jenem Hause; so ist doch wohl das Sterben mit dem Hause nicht einerlei. Das Eine ist das Enthaltende, und das andere das Enthaltene, welches wohl keiner mit einander verwechseln darf. Das Eine kann ich wohl zur Beschreibung des Andern benützen; ich kann wohl sagen, kennst du das Haus nicht, wovon wir reden? Es ist ja das Haus, worin der Advokat N. starb. Aber nimmermehr wird es verstattet seyn, daraus zu folgern, daß das Haus und das darin erfolgte Sterben des Advokaten eine und dieselbe Sache sey. Die Zeit, ohne welche jene Gesetze gar nicht möglich seyn würden, muß also für etwas der Seele Wesentliches erklärt werden; d. h. mit andern Worten, die Zeit gehört zu dem, was man Form der Seele nennt. Form der Seele ist aber nichts anders als die bestimmte, und in der Natur der Seele gegründete Art und Weise, wirksam zu seyn.

Hieraus lassen sich mehrere Folgerungen ziehen:

1) Ist die Zeit so etwas, was mit allen ihren Operazionen auf das innigste verflochten ist, so werden wir uns, so lange unsere Seele nur fortdauert, nie von der Zeit trennen; wir werden immer in der Zeit leben. Jeder sei daher vorsichtig in seinen Entschließungen und Handlungen! denn nie wird sich der Vorwurf ganz auslöschen lassen, daß dieser oder jener Theil meines Daseyns mit einer bösen That angefüllt war.

2) Haftet die Zeit an unserer Seele als Form, so läßt sich daraus der wahre Begriff der Ewigkeit bestimmen. Man setzt Zeit der Ewigkeit entgegen; aber gewöhnlich mischen sich bei der Vorstellung der Ewigkeit Nebenbegriffe ein, welche durch die

Vieldeutigkeit des Ausdrucks, Zeit, dessen Gebrauch bald metonymisch, bald synekdochisch ist, sehr begünstigt werden. Denn bald versteht man unter Zeit die Form des innern Sinnes; bald die Veränderungen, die in der Zeit geschehen; bald redet man von Einer, bald von mehrern Zeiten. Die wahre Beziehung, in welcher Zeit und Ewigkeit einander entgegen gesetzt werden, ist diese, daß man bei der Zeit die jetzige Unvollkommenheit des menschlichen Lebens, bei der Ewigkeit einen zukünftigen, vollkommnern Zustand (Muß es nicht eigentlich heißen: einen zukünftigen für den Guten vollkommnern, für den Bösen aber unvollkommnern Zustand?) nach diesem Leben versteht. In diese Vorstellungen mischt sich denn aber dunkler oder deutlicher die begleitende Nebenvorstellung, als ob die Ewigkeit (unser Seyn in der Zukunft) gar nichts von der Zeit, als wesentlicher Form unserer Seele, an sich habe. Aber auch dort muß für uns ein Aufeinander und Nacheinander statt finden. Denn, wenn anders nicht unsere Persönlichkeit verwischt werden soll, so müssen wir doch dort uns von dem unterscheiden, was wir auf Erden waren. Zeit und Ewigkeit stimmen also darin mit einander überein, daß beide als eine Reihe successiver Augenblicke gedacht werden müssen; sind aber darin von einander unterschieden, daß in jenem Gegensatze a) die Zeit eine endliche begränzte Reihe von Augenblicken, die Ewigkeit hingegen eine unbegränzte, unendliche Reihe der auf einander folgenden Augenblicke bedeutet; und daß b) die Gegenstände, an welchen wir die Form der Zeit ausdrücken, und so zu einer Succession der Veränderungen gelangen, hier in diesem Leben (in der Zeit, synekdochisch genommen) unvollkommener als die Güter in der

Ewigkeit sind. *) (Können aber auch die Gegenstände in der Ewigkeit für den moralisch bösen Menschen unvollkommener, als hier auf Erden, seyn?)

3) Ist die Zeit eine der Seele wesentliche Form, so ist sie eben dadurch eines beständigen Fortschreitens zur Vollkommenheit fähig; ja, es liegt in ihrer Natur, in stätigen Annäherungen den höhern Graden der Ausbildung zuzueilen. Die praktische Vernunft postulirt ein künftiges Leben nach dem Tode, und daß wir dort das Ideal des Guten zwar nicht erreichen, aber doch in unendlichen Annäherungen ihm zueilen werden. Dieses ewige Wachsen im Guten ist aber ohne Zeit nicht möglich. Daher ist es ein wahrer Widerspruch, wenn manche der Seele zwar die Bestimmung anweisen, sich der Heiligkeit ewig zu

*) Hier zeigt der Verfasser gelegentlich, in wie fern, in Rücksicht auf den Begriff von Zeit, Crusius mit Kant auf einerlei Wege war. Auch bei Crusius ist die Zeit nicht die Reihenfolge von Veränderungen, sondern das, worin sich alle Veränderungen ordnen; auch bei ihm bleibt die Zeit, ungeachtet aller Veränderungen, welche darinne geschehen mögen, unveränderlich einerlei; auch bei ihm ist die Zeit etwas, was der menschlichen Seele wesentlich angehört. Aber fälschlich nennt Crusius die Zeit ein Abstraktum der Existenz; denn 1) wie kann in einem bloßen Abstraktum eine unendliche Succession statt finden? Dieß geht eben so wenig an, als wenn man sagen wollte, daß in dem Abstraktum, Thier, unzählbare Thiere auf einander folgten, unzählbare Vögel umherflögen. 2) Ein jedes Abstraktum verschwindet, und ist nichts, wenn die Gegenstände aufhören, von welchen es abgesondert wird. Wenn keine Freunde mehr da sind, so kann es auch keine Freundschaft mehr geben. Abstrakta bestehen nur in oder an den Dingen; die Zeit aber ist nicht in den Dingen, sondern umgekehrt, die Dinge sind in der Zeit. Richtiger nennt Kant die Zeit die Form der Sinnlichkeit. Zweitens weichen beide Philosophen darin von einander ab, daß Crusius die Zeit als etwas dem Verstande, Kant hingegen als etwas der Sinnlichkeit, beide jedoch als etwas der Seele Wesentliches betrachten.

nähern, und gleichwohl dabei die Zeit, welche die Annäherungen erst möglich macht, aufgehoben wissen wollen.

4) Ist die Zeit, sind die Gesetze der Stätigkeit, der Accelerazion u. s. f. unserer Seele wesentlich, so werden wir Gott nie ganz ergründen können. Unsere Erkenntniß des Unendlichen wird fortschreitend wachsen, aber nie die Unendlichkeit selbst erreichen können. Nach jenen Gesetzen bleibt Endlichkeit, und Fähigkeit eines noch größern Wachsthums, von unserer Seele unzertrennlich; ein solches Wachsthum würde aber unmöglich werden, sobald wir selbst allmächtig, allweise, allgütig u. s. f., d. h. unendlich und unabhängig werden könnten. Vom Endlichen zu dem Unendlichen giebt es keinen Uebergang, und nie werden wir die Vorzüge des Unendlichen selbst besitzen, mithin auch nie ganz ergründen können. Unsere Einsichten können Jahrtausende wachsen, der Umfang unserer Erkenntnisse kann sich Millionen von Jahren hindurch erweitern, und dennoch bleiben unendliche Reihen von Annäherungen übrig, die zwischen dem errungenen Standpunkte der Einsicht, und zwischen der Vollendung der Erkenntniß in der Mitte stehen. So wie sich hier auf der Erde der Umfang der Sichtbarkeit und der Horizont in eben dem Grade ausdehnt, in welchem wir höher steigen, eben so wird sich auch der Schauplatz deiner Thätigkeiten erweitern; je mehr sich deine Einsichten häufen, desto ausgedehnter werden die neuen Felder des Wissens und Forschens, die du noch nicht betreten hast, vor deinen Blicken sich entfalten. Es bedarf in der Zukunft nur kleiner Veränderungen, um eine Unermeßlichkeit neuer Gegenstände uns nahe zu bringen; so wie schon hier, z. B. bei einem Blindgebornen, es nur des Aufritzens der kleinen

Haut, die den Staar verursacht, bedarf, um ihm eine neue unermeßliche Welt zu eröffnen.

* * *

Wie verhält sich die Sinnlichkeit zum Verstande, zur Urtheilskraft, und zur Vernunft? — Niemand kann sich eine Vorstellung davon machen, daß es keine Zeit gebe, niemand kann sich die Zeit wegdenken; das Aufhören der Zeit und ihre absolut höchste Gränze ist schlechterdings unvorstellbar. Weil nun die Zeit so etwas ist, was die Seele aus sich selbst hergiebt, und in allen ihren Aeußerungen immerdar mit sich umher trägt, so folgt: daß die Sinnlichkeit und ihre Form eben so gut und eben so sehr der Seele wesentlich sey, als die Denkgesetze des Verstandes, die Grundsätze der Urtheilskraft, und die Principien der Vernunft. Die Form des innern Sinnes, die Zeit, kündigt sich also mit eben der Nothwendigkeit an, mit welcher Verstand, Urtheilskraft und Vernunft ihre Aussagen geltend machen. Eben derselbe Grund also (nämlich Nothwendigkeit,) warum wir die Denkgesetze des Verstandes und die Prinzipien der Vernunft als unveränderlich annehmen; eben derselbe Grund, warum wir Verstand, Urtheilskraft und Vernunft zum Wesentlichen unserer Seele rechnen: eben derselbe Grund giebt auch die Entscheidung, daß die Sinnlichkeit und ihre Form, die Zeit, der Seele wesentlich angehören.

2) Mit eben dem Rechte, mit welchem wir behaupten, daß Verstand, Urtheilskraft und Vernunft auf immer ein Eigenthum unsrer Seele bleiben, mit eben demselben Rechte können wir auch sagen, daß die Sinnlichkeit unsere Seele beständig begleiten werde. Denn die Ansprüche jener ersten Vermögen gründen sich

auf die Nothwendigkeit, welche unser Bewußtseyn in ihren Gesetzen und Handlungsweisen findet. Aber eben diese Nothwendigkeit wird auch in den Formen der Sinnlichkeit unserm Selbstbewußtseyn gegenwärtig erhalten. Wo gleiche Gründe sind, da müssen auch gleiche Folgerungen statt finden; folglich werden wir auch die Sinnlichkeit immer behalten, aus dem Zustand der Receptivität werden wir nie heraustreten.

3) Da sich alles, was aus der Seele selbst hervor geht, mit derselben Nothwendigkeit ankündigt; so folgt, daß die Seele, ungeachtet ihrer verschiedenen Aeußerungen, immer nur Eins ist, und als Ein Wesen, als Eine ungetheilte Grundkraft wirkt. Sinnlichkeit schreiben wir der Seele zu, in sofern wir auf das Verhalten sehen, welches sich auf andere Gegenstände unmittelbar bezieht. Verstand ist nichts anders als die Seele selbst, in sofern sie das Mannichfaltige in eine objektive Einheit zusammen bindet. Vernunft schreiben wir der Seele zu, in sofern wir auf das Verhalten sehen, nach welchem sie zu dem Bedingten das Unbedingte aufsucht oder festsetzt. Denke nach einer kleinen Analogie deine Hand! Sie spielt das Klavier, sie führt die Feder, sie strickt Netze, sie spaltet Holz, sie wirft einen Stein in die Höhe. Alle diese ungleichen Werke vollführst du gleichwohl mit einer und derselben Hand; sie ist bei jeder Unternehmung ganz und ungetheilt vorhanden.

4) Es ist höchst fehlerhaft, wenn man da, wo die Seele eine Form von sich offenbart, nicht dasselbe annehmen will, als da, wo sie eine andere Form von sich zu erkennen giebt. Sind nicht Zeit und Raum eben so gut Formen der Sinnlichkeit, d. h. dieser durch unser Selbstbewußtseyn bestimmten Aeußerungs-

weisen der Seele, sobald sie es mit Gegenständen unmittelbar zu thun hat, als die Stammbegriffe Formen des Verstandes sind? Führen die Sätze, welche sich auf die Formen der Sinnlichkeit gründen, nicht eben so Nothwendigkeit bei sich, als das Gesetz der praktischen Vernunft, Du sollst recht thun, uns nöthiget, es als immerwährend anzuerkennen, weil es aus dem Innern der Seele selbst hervorgeht? sind also jene der Seele nicht etwas ihr gleich Wesentliches, wovon sie sich nicht lostrennen kann? Und hieraus ergiebt sich die Folge: Alle Sätze und Wahrheiten, welche sich auf die Formen der Sinnlichkeit (Zeit und Raum) gründen, werden in jeder Periode unsers Daseyns gewiß und unverändert gültig bleiben. Die Gegenstände der Anwendung werden und können sich ändern; aber das, was aus den Formen der Seele hervorgeht, kann sich nicht ändern, eben so wenig als sich die Wahrheit ändern läßt: Du sollst recht thun. Mit den Vernunftwahrheiten dauern also alle die nothwendigen Wahrheiten fort, welche sich auf die reine Sinnlichkeit gründen. Dahin gehören die Sätze der Arithmetik, der Geometrie, die Vorstellungen von Zahl, von Größe und überhaupt alle Axiomen, in welchen sich die Formen unserer Sinnlichkeit ausdrücken. Die Vorstellungen von Außer einander und Neben einander sind von uns unzertrennlich. Wir können daher denjenigen nicht beistimmen, welche so reden, als wenn alle arithmetischen und geometrischen Sätze und Wahrheiten wegfallen müßten, sobald wir in eine neue Periode des Daseyns versetzt werden würden. Man verwechsele nur nicht den empirischen Raum, die empirische Zeit, das, was von der Empfindung abhängt, mit dem, was die Seele aus sich selbst hernimmt. Die Eintheilung des Jahres

in 365 Tage, des Tages in Stunden, der Stunde in Minuten, hängt freilich von dem Wohnplatze ab, der uns angewiesen ist. Alles, was die Distanz, Größe, Höhe, Tiefe, nach unserm jetzigen Maasstabe betrifft, richtet sich nach der Beschaffenheit unserer jetzigen Werkzeuge. Anstatt daß wir jetzt eine Meile zu einem Maaße gebrauchen, kann es seyn, daß wir künftig den Diameter der Erde, oder den Diameter der Sonne zu unserm bequemsten Längenmaaße erhalten. In allen Dingen, mit welchen wir Zeit und Raum erfüllen, liegt keine Nothwendigkeit. Ich kann mir dieselben so, aber auch anders vorstellen. Die Wahrheiten hingegen, welche sich unmittelbar auf die Formen unserer Sinnlichkeit beziehen, können nie aufgehoben werden, weil uns ihr Gegentheil schlechterdings unvorstellbar ist, weil aus dieser Nothwendigkeit erhellet, daß sie zu dem Wesentlichen der Seele gehören, welches, ungeachtet der Verschiedenheit möglicher Anwendungen, dennoch immer dasselbe bleibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Gretry's Versuche über die Musik. Herausgegeben von D. Karl Spazier.

(Fortsetzung.)

Von der Geistesübereinstimmung zwischen Dichter und Tonkünstler. (S. 176 – 178.)

„Dichter und Komponist, wenn sie gemeinschaftlich einen Gegenstand bearbeiten sollen, müssen sich mit einander verstehen, um ein vollkommenes Gleichgewicht in denselben zu bringen. Hat der Dichter sich ganz zu hoher Begeisterung aufgeschwungen, so muß der Komponist nur einen gemäßigten Ausflug nehmen, und nur dann kühn seyn, wenn der Ausdruck des Dichters weniger gespannt ist.“

(Ungeachtet unser Herausgeber hiergegen Einwendungen macht, so scheint doch in Gretry's Gedanken viel Wahres zu liegen. Die Deklamazion abgerechnet, in welcher freilich Musik und Poesie ganz in Eins zusammen fließen, scheint die Seele unfähig zu seyn, gleich große Grade des Ausdruckes in verschiedenen Künsten auf einmal mit Wohlgefallen zu fassen. Die gedankenreiche Poesie wird den musikalischen Ausdruck, die Fülle und Kraft der Melodie und Harmonie den poetischen stets in einigem Grade verdunkeln; eine Kunst wird der andern mitwirkenden immer Etwas aufopfern müssen, beide werden nicht wohl in gleichem Grade glänzen können. Ist daher die Poesie sehr geistreich und ausgebreitet, so wird der Tonkünstler nur sparsam ihre Kraft unterstützen dürfen; ist hingegen der poetische Aus-

druck minder voll und ausführlich, so wird die Musik desto glänzender das Angedeutete vollends auszumahlen haben.)

Instrumentalmusik. (S. 183 – 189.)

„Die süße Unruhe, in welche uns eine gute Instrumentalmusik setzt, diese unbestimmte Wiederkehr der Accente und Empfindungen, diese Lustreise, wo wir gleichsam in der Luft schweben, ohne unsre Organe zu ermüden, diese mystische Sprache, die uns fesselt, ohne uns zu überzeugen, die zu unsern Sinnen spricht, ohne daß wir dabei (etwas deutlich Bestimmtes) denken dürfen, und die mit ihren Reizen auf die Zeit alle unsre Vernunft ersetzt, — dieses Alles gewährt dem natürlichen unverkünstelten Menschen ein sehr reines Vergnügen.

„Die Fruchtbarkeit eines bloßen Instrumentalkomponisten ist mehr zu bewundern, als die Fruchtbarkeit eines dramatischen Komponisten. Er zieht seine Ideen gleichsam aus Nichts, oder aus einem blos unbestimmten Gefühl, da dem Letztern Worte gegeben sind, wodurch er auf bestimmte Ideen geleitet wird. Jener kann übrigens in aller Freiheit seines Genies schaffen, was und wie er will, und Alles ist recht und gut, wenn es nur ein schönes Ganze ausmacht; dieser aber muß sich nach einer besondern Gattung, nach der jedesmaligen Handlung und nach der prosodischen Beschaffenheit seines Textes bequemen, welche Schwierigkeiten seinem Werke viel Wichtigkeit geben. Indem er seine Musiksprache genau den Worten anschmiegt, mahlt er nach der Natur, und was er hervorbringt, ist sicher und unwandelbar, wie sie, unterdeß die Gedanken der Sinfonie ins Weite hineingeworfen und von unbestimmter Bedeutung, wie die Empfindung selbst, sind.“

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

Versuch einer moralischen Anwendung des Gesetzes der Stätigkeit. Von D. Joh. Friedrich Christoph Gräffe.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser geht nun zu der, schon in der Vorrede erwähnten Anwendung der Zeittheorie auf das Kausalgesetz über. Wenn man sagt: Alles, was geschieht, hat seine Ursache; so hält man dieses mit Recht für ein Verstandesgesetz. Allein man bedenkt nicht, daß in der Anwendung der Kategorie, Ursache und Wirkung, zugleich ein Vernunftschluß gemacht wird, der mit jenem Grundsatze in Eins zusammenschmilzt. Man merke:

1) Die Ursachen und Kräfte sind uns eigentlich ganz unbekannt. Wir kennen eigentlich nichts weiter als zwei Veränderungen, die unmittelbar auf einander folgen, und die so beschaffen sind, daß, wenn die eine da ist, die andere sich an die erste anschließt. Ich erblicke die Sonne, und auf der Erde wird es warm; ich schleudere einen Stein, und er fliegt weit von mir; ich rudere, und der Kahn bewegt sich. Die Sonne,

das Schleudern, das Rudern nennen wir die Ursachen; die Wärme, das Fliegen des Steins, die Bewegung des Schiffs nennen wir die Wirkungen. In den Ursachen denken wir uns Kräfte, durch die sie das leisten können, was wir als ihre Wirkung betrachten. Wenn aber jemand in dem Wahne stände, die Kräfte selbst zu kennen, so enthülle er uns doch z. B. die Natur der magnetischen, oder einer andern Kraft. Wie also überhaupt Kräfte wirken, wie das Eine das Andere herbeizieht, wie in dem Einen der Grund liegt, warum das Andere kommen muß, das wissen wir nicht; wir sind nur darauf angewiesen, Acht zu geben, welche zwei Veränderungen einander stets begleiten.

2) Hätte Hume mit seiner Behauptung: Unsere Kausalitätsurtheile sind ein Produkt der Gewohnheit, weiter nichts sagen wollen, als daß wir aus innerer Kenntniß der Kräfte nichts entscheiden können, und daß also bloß die Bemerkung der einander immer begleitenden Veränderungen unsere Urtheile leite: so hätte er darin ganz recht geredet.

3) Aber darin fehlte Hume, daß er diese Kausalitätsurtheile zu einem „bloßen“ Produkte der Gewohnheit herabsetzen wollte. So wahr es ist, daß wir nicht Kräfte selbst wahrnehmen, sondern nur eine gewisse Folge der Veränderungen, so wird doch die Folge zweier wechselnden Zustände durch etwas anders bestimmt, wodurch Festigkeit und Haltung in unsere Kausalitätsurtheile gebracht wird. Man denke an Sonne und Wärme, an Kälte und Tod, an Betrunkenheit und Krankheit. Warum nehmen wir die ersten Glieder als Ursachen, die andern als Wirkungen an? Weil wir immer dieselbe Folge fanden. Nicht umgekehrt gieng bei einem Menschen der Tod vorher,

worauf alsdann erst Trunkenheit sich eingestellt hätte. Und so in allen übrigen Fällen. Wir haben also für die Entscheidung, was Ursache und Wirkung sey, kein anderes Kriterium, als die Zeit, welche etwas unserer Seele Wesentliches ist. Es kömmt also bloß auf die Zeitstelle an, welche eine Veränderung immer, beständig sich zueignet, um den Ausspruch zu thun, welche von zwei Veränderungen unter die Kategorie Ursache oder Wirkung gehöre. Ein Ding hat das andere hervorgebracht, heißt, genau besehen, nichts anders als, das eine Ding war da, und darauf zeigte sich das zweite. Die Sonne geht unter, und es wird finster und kalt.

Da wir nun ferner aus unserm reinen Bewußtseyn, ohne alle Schlüsse, unmittelbar wissen, daß in der Reihe der Zeittheile der nächstvorhergehende den nachfolgenden bestimmt, daß man, wenn man zur dritten oder vierten Zeitstelle gelangen will, erst die vorhergehenden durchschritten haben muß, und da uns hingegen auf der andern Seite von den innern Verhältnissen der Dinge nichts bekannt ist; so machen wir, wenn wir Ursache und Wirkung auf Dinge und Veränderungen übertragen, einen Schluß, wobei uns die Unveränderlichkeit der Zeit zur Basis dient. Wir schließen nämlich: Was immer dieselben Stellen der Zeit einnimmt, muß, da die Zeit für alle Gegenstände gleichgültig ist, in den Dingen selbst seinen Grund haben: Ursache als das Vorhergehende, und Wirkung als das Nachfolgende, nimmt immer dieselbe Stelle der Zeit ein: Folglich muß der Grund, warum die bestimmte Zeitstelle beständig behauptet wird, in den Dingen und ihren Verhältnissen zu einander liegen. Wenn wir daher finden, daß das Vorhergehende

und Nachfolgende nicht immer und beständig die nächsten Zeitstellen einnehmen, so erklären wir sie auch nicht für Ursache und Wirkung. Unser Zweifel, ob zwei Veränderungen sich wie Ursache und Wirkung verhalten, verschwindet in dem Grade, in welchem sich die Bemerkungen häufen, daß der eine Gegenstand immer vorhergeht, und der andere immer nur nachfolgt.

4) Jede Sache, die zu einer Ursache erhoben wird, verdankt also diese Erhebung den vereinten Einflüssen der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft. Die Sinnlichkeit stellt die Zeitform, der Verstand die Kategorien, und die Vernunft den Syllogismus auf. Zwar kann der Stoff, oder die Materie, an welcher unsere Thätigkeiten sich wirksam beweisen, einst verschwinden, oder mit andern Materialien vertauscht werden; aber dasjenige, was unsere Seele, durch diese Veranlassungen gereizt, aus ihrem Innern festsetzt, bleibt in seiner Gültigkeit fortdauernd.

Der Verfasser schließt hieraus weiter: Die Wahrheiten, die sich auf die Formen der Seele gründen, reichen also weiter, als die Erscheinungen dieses jetzigen Zusammenhanges sich erstrecken. (Folgende Erinnerung scheint mir hier zum voraus nöthig zu seyn. Daß die Formen unserer Seele auch noch auf andere Erscheinungen anwendbar sind, als bloß auf solche, als wir auf der Erde antreffen, das wird freilich wohl niemand läugnen; aber 1) können wir jene Formen, so lange wir auf Erden sind, doch gewiß auf keine andere Art von Erscheinungen, als auf irdische, anwenden; und 2) werden es, auch in jedem andern Zustande, doch immer Erscheinungen, in Zeit oder auch Raum vorgestellte Gegenstände seyn müssen, auf welche

sich die Formen unserer Seele anwenden lassen. Und nur dieses will, so viel ich sehe, der Ausdruck sagen: Die Formen der Seele reichen nicht weiter, als die Materialien reichen, d. h. nicht weiter als das Feld der Erscheinungen.)

5) Reichen nun die Wahrheiten, die aus den Formen der Seele hervorgehen, weiter als die jedesmalige Sphäre ihrer Anwendung, so folgt, daß wir berechtigt sind, dem Kausalgesetze auch eine weitere Ausdehnung seiner Gerichtsbarkeit zu geben. Es ist hier nicht vom Satze des Grundes die Rede, nicht von dem Satze „daß wir zu allem, was wir behaupten, einen Grund kennen müssen, der die Rechtfertigung enthält, warum wir das eine Prädikat, und nicht das entgegengesetzte, einem Subjekte beigelegt haben;“ sondern von dem eigentlichen Kausalgesetze: „Alles, was geschieht, hat eine Ursache.“ Da sagt nun die kritische Schule, dieses Gesetz gelte wohl von allen Dingen als Erscheinungen im Raume und in der Zeit, aber keinesweges von Dingen an sich selbst: mithin könne man auch dieses Kausalgesetz nicht dazu anwenden, von dieser sinnlichen Welt auf einen Schöpfer und Urheber zu schließen; es erlaube nur, zu den Wirkungen, die in der Zeit geschehen, eine Ursache, die aber ebenfalls iu der Zeit seyn müsse, aufzusuchen. Wider diese Einschränkung des Kausalgesetzes wendet nun der Verfasser ein:

a) Bei der Anwendung des Kausalgesetzes auf Erscheinungen oder Begebenheiten stützen wir uns (§. 4.) lediglich auf die Zeitform. Auf diesem festen Boden stehend, schließen wir, was sich beständig nur in einer und eben derselben Zeitordnung darstellt, muß in einer objektiven Beziehung auf einander stehen.

(Eigentlich können wir wohl nur schließen, weil sich manche Erscheinungen und Begebenheiten beständig nur in einer und eben derselben Zeitordnung darstellen, so muß irgend etwas als einem Grunde analoges davon gedacht werden; ohne übrigens bestimmen zu können, wie dieses etwas beschaffen sey.)

Die Dinge selbst, ihre innern Naturen, ihre geheimen Kräfte kennen wir nicht. Wir schließen also bloß aus der besondern Beschaffenheit der Zeitfolge auf eine uns übrigens unbekannte Verwandtschaft und Verbindung der Dinge.

(Ich frage: welcher Dinge? der sogenannten Dinge an sich? aber sobald ich diese als die „Ursachen" der Erscheinungen denken will, so ist der Widerspruch unvermeidlich. Ein Ding an sich ist Ursache, das heißt ja mit andern Worten nichts anders als, ein Ding, das nicht in der Zeit ist, ist ein Ding, das einem andern Dinge nothwendig in der Zeit vorhergeht. Wir dürfen also aus der besondern Beschaffenheit der Zeitfolge nur auf etwas einem Grunde analoges schließen, auf etwas, was mit den Erscheinungen und ihrer bestimmten Zeitfolge in einem ähnlichen Verhältnisse steht, in welchem in der Erscheinungswelt Ursachen mit ihren Wirkungen stehen. Daß wir nun bei den Erscheinungen ein solches Analogon annehmen müssen, ist ein nothwendiges Gesetz unsers Verstandesgebrauches. Ob nun dieser für unser Denken nothwendigen Annahme auch außer unserm Verstande etwas Reales entspreche, das müssen wir als logisch möglich einräumen, weil dabei kein Widerspruch in den Begriffen selbst gezeigt werden kann: ob es aber auch real möglich, geschweige denn wirklich sey, das können wir nicht „wissen," d. h. nicht mit Gewißheit erkennen und beweisen, weil „uns

wenigstens" alle Anschauung von etwas, das nicht in der Zeit ist, abgeht und unmöglich ist. Wenn wir also ein solches Analogon annehmen, so heißt das nur, wir glauben es; und dieses heißt selbst wieder nichts anders als, wir finden uns durch die Natur unsers Verstandes selbst genöthiget, uns die Sache so vorzustellen, und darnach also müssen wir unser Denken und Handeln einrichten, so daß, wenn auch, die Sache theoretisch betrachtet, unsere Vorstellungsart am Ende nichts Wahrhaftes hinter sich hätte, wir, als Menschen, uns doch nur an jene Vorstellungsart halten, nach ihr uns bequemen, ihr uns ganz hingeben müßten. — Ob aber jenes Analogon einer Ursache in uns selbst, oder in etwas von uns Verschiedenem zu suchen sey; darüber ist, meinem Bedünken nach, nichts gewisses zu bestimmen. Nur so viel läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß dasjenige, was wir als Ursache (eigentlich als Analogon einer Ursache) der Erscheinungen annehmen, nicht selbst Erscheinung seyn, mithin nicht als etwas, das in Zeit oder Raum wäre, von uns vorgestellt werden könne. Wer, hiermit nicht zufrieden, auch noch bestimmen will, ob jenes Analogon der Ursache der Erscheinungen in eine uns auf unbegreifliche Art von uns selbst gesetzte Einschränkung, oder, auf eine eben so unbegreifliche Weise, in etwas von uns ganz Verschiedenes zu setzen sey, verirrt sich in willkührlich angenommene Begriffe und Behauptungen. Durch dieses Geständniß des Mangels an Wissenschaft und Erkenntniß geschieht der Festigkeit unsers durch unsere moralische Natur und das Sittengesetz uns nothwendig gemachten Glaubens an ein unendliches Wesen, und der Verehrung desselben, nicht der geringste Abbruch. Vielmehr entrückt uns dieser

Glaube allen müßigen endlosen Streitigkeiten und Grübeleien über die Natur und die Prädikate jenes unendlichen Etwas, *) zu deren Vorstellung und Ausdrucke weder unsere Begriffe noch unsere Sprache zureichen. Da wir uns jedoch zu dem Glauben an dieses überschwengliche Etwas oder Gott durch unsere moralische Natur gedrungen fühlen, und dasselbe als den Grund aller Moralität und aller moralischen Gesetze annehmen müssen; so nennen wir es mit Recht weise, gerecht, gütig, u. s. f. in wie fern es als der reale Grund aller Weisheit, Gerechtigkeit, Güte u. s. w. analogisch gedacht wird.)

Von zwei Zeitstellen, die einander unmittelbar berühren, gehest du aus, und behauptest nun, daß die Dinge, Begebenheiten und Erscheinungen, die jene Zeitstellen ausfüllen, in einer objektiven Verbindung zusammenhängen. (Das heißt ja, genau genommen, nichts anders, als, ich muß mir etwas nothwendig als Grund davon denken, daß ich mir Zeit, bestimmte Zeitstellen, und die Erscheinungen, welche jene Zeitstellen ausfüllen, in einem Zusammenhange vorstellen muß, ohne aber weiter bestimmen und theoretisch darthun zu können, ob jener Grund etwas in mir selbst, oder etwas außer mir sey.)

Wenn, sagt der Verfasser weiter, zwei Zeitstellen schon so viel vermochten, daß wir aus ihnen zu einem objektiven Verknüpfen zweier Begebenheiten fortgiengen: so muß die ganze Zeit noch mehr Ansprüche darauf machen können, über ein objek-

*) „Die Ueberzeugung von der Abhängigkeit des durch die Erfahrung Erkannten von einem besondern Etwas außer der Erfahrung und die „Verehrung dieses Etwas heißt Religion." S. Gottlob Ernst Schulze's Grundriß der philosophischen Wissenschaften. 2. B. S. 153.

tives Verhältniß der Dinge etwas festzusetzen. So wie den einzelnen Zeittheilen ein objektives Verhältniß der Begebenheiten und Dinge (nach Ursache und Wirkung) entspricht; so muß es auch etwas Objektives geben, welches der Unveränderlichkeit und der Unendlichkeit der Zeit entspricht. Es muß eine Wurzel alles Seyns geben, die sich nicht verändert, die durch keine einzelne Begränzung der Zeit eingeschränkt wird. Man ist also gedrungen, etwas Ewiges und Bleibendes anzunehmen, was in sich selbst gegründet ist. (Das heißt doch wohl, was nicht als in der Zeit gedacht wird. Dieß ist nun zwar ein Gedanke; daß diesem aber ein realer Gegenstand korrespondire, woraus wollen wir dieses beweisen, da uns alle Anschauung verläßt? Existiren heißt ja nichts anders, als, in einer bestimmten Zeit seyn. Wie läßt sich nun wohl von etwas, das als in keiner Zeit gedacht wird, sagen, es existirt? So wenig, daß wir selbst dann, wann wir das Prädikat der Existenz von der Gottheit aussagen, diese nur nach einer Analogie der Verhältnisse denken können. Gott existirt, heißt, so wie ich zu meinen sinnlichen Vorstellungen einen wirklichen Gegenstand denke, so denke ich bei meiner Idee, Gott, ein Etwas, dessen Daseyn nur durch das Symbol eines sinnlichen Daseyns gedacht, aber nicht begriffen und erkannt werden kann*), oder: So wie sich verhält der als existirend von mir gedachte Gegenstand zur sinnlichen Vorstellung, so verhält sich ein verborgenes, bloß denkbares, nicht erkennbares Etwas zu meiner Idee, Gott. — Der Begriff eines Dinges wird ja dadurch nicht verändert, und

*) S. G. S. A. Mellin's encyklopädisches Wörterbuch der kritischen Philosophie. 2r B. S. 35.

es kömmt dadurch kein neues Prädikat hinzu, daß ich dasselbe als existirend denke. Wenn ich auch schon den ganzen Begriff von einem Gegenstande und allen seinen Prädikaten habe, so fragt es sich immer noch, ob dieser Gegenstand mit allen seinen Prädikaten als bloß möglich, oder als wirklich, oder als nothwendig von mir gedacht werde. Das Daseyn setzt zu den Bestimmungen des Dinges selbst nicht eine einzige hinzu, und ist also nur eine Vorstellung von einem Verhältnisse des Gegenstandes zur Denkkraft, aber durchaus nichts, was den Inhalt des Begriffs des als existirend gedachten Dinges vermehrte. Auch kann der Begriff des Daseyns nicht aus der Erfahrung abstrahirt, nicht ein Erfahrungsbegriff seyn, sondern muß seinen Ursprung in der Beschaffenheit der Denkkraft selbst haben, weil der Begriff des Daseyns einer der drei Modalbegriffe ist, mit deren einem jede Vorstellung nothwendig verknüpft ist. Was aber aus der Erfahrung entsprungen ist, kann nie Nothwendigkeit und Allgemeinheit geben. S. Kant's einzig möglichen Beweisgrund zur Demonstrazion des Daseyns Gottes, in Tieftrunk's Sammlung von Kant's vermischten Schriften. B. 2. S. 67. u. ff. Joh. Schultz Prüfung der Kantischen Kritik der reinen Vernunft. Th. 1. S. 12. u. ff. Mellin's encyklopädisches Wörterbuch der kritischen Philosophie, des 2. B. 1ste Abth. S. 27. u. ff.)

Da es nun in der Welt Verstand und Wollen giebt, so muß das Ewige und Bleibende die Beschaffenheit an sich tragen, daß daraus eine objektive Erklärung des Denkens und Wollens möglich wird. (Da die Vorstellung des Ewigen und Bleibenden selbst schon wieder die Zeitform voraussetzt, diese aber bloß etwas

Subjektives ist; so ist klar, daß auch die Vorstellung des Ewigen und Bleibenden oder Beharrenden bloß etwas Subjektives, eine nothwendige Form, wie wir uns die Dinge in der Zeit vorstellen müssen, seyn kann. Von Wesen, deren Sinnlichkeit nicht, wie die unsrige, an Zeit und Raum gebunden wäre, könnte auch nichts als etwas Ewiges und Bleibendes gedacht werden. Mithin ist alle Mühe und Arbeit, eine objektive d. i. aus der erkannten Natur des Objekts geschöpfte Erklärung der Möglichkeit dessen, was wir uns als in der Zeit vorstellen, folglich auch unsers Denkens und Wollens, vergeblich. Wir denken uns zwar nothwendig ein Etwas als Grund unserer sinnlichen Vorstellungs- und Denkweise; aber ob diesem Begriff außer unserm Gemüthe etwas real-mögliches und wirkliches entspreche, und wie solches eigentlich beschaffen sey, davon erlangen wir auf dem Wege des Wissens und Erkennens nicht den geringsten positiven Begriff. Denken wir uns also den Grund alles Denkens und Wollens, so sehen wir zwar ein, daß dieser Grund nicht selbst wieder ein Denken und Wollen seyn könne, aber was er nun sey, mit welchen Namen wir seine erhabene Natur bezeichnen sollen, dieß zu erkennen, übersteigt unsere ganze menschliche Erkenntnißsphäre.)

Nach diesen beigebrachten Bemerkungen läßt sich leicht auch das Folgende beurtheilen. Ich setze daher nur noch die Schlußworte der von dem verdienten Verfasser geführten Demonstrazion her, um sie mit einer kleinen Erinnerung zu begleiten. „So „bald wir ein Recht haben sollen, von der Sonne zu sagen, „daß sie die Ursache der Tageswärme ist, so bald müssen wir „auch nach denselben Gründen bekennen, daß ein ewiges, unver-

„änderliches Wesen zu dem ganzen Inbegriffe der Welt in „einem ursachlichen Verhältnisse stehe.“ Ich frage den mir so ehrwürdigen Verfasser, ob dieses nicht mit andern Worten heiße: Weil wir bei der Tageswärme (einer Erscheinung) die Sonne (selbst auch eine Erscheinung) als Ursache (als etwas, das nothwendig eher in die Zeit gesetzt werden muß, als die Tageswärme) denken; so müssen wir auch bei der Welt, bei allem, was in die Zeit gesetzt wird, ein ewiges und unveränderliches, d. h. ein in der Zeit nie aufhörendes, ohne Ende in der Zeit fortdauerndes, und keinem Wechsel der Zeit und der Bestimmungen unterworfenes Wesen als Ursache der Welt, also als etwas, was nothwendig eher, als die Welt, in die Zeit gesetzt werden muß, denken? Kann nun ein solcher Schluß wohl die Prüfung aushalten? Ist es nicht offenbar, daß man das Etwas, was man als Ursache der Welt gedacht wissen will, nur als etwas einer Ursache analogisches (welches mithin keine Erkenntniß giebt,) denken, oder daß man sich in den Widerspruch, daß jene Ursache, als Ursache, in die Zeit, als Welturſache aber nicht in die Zeit zu setzen sey, verwickeln müsse? So nothwendig es auf der einen Seite für unsere verständige Natur ist, bei dem, was in der Zeit ist, etwas einer Ursache analoges zu denken, so unmöglich bleibt es auf der andern Seite, jenes Etwas als Ursache, in der eigentlichen und genau bestimmten Bedeutung dieses Wortes, zu denken, oder zur mindesten Erkenntniß seiner eigentlichen Natur zu gelangen. Nur als sittliche Wesen sehen wir uns gedrungen, jenes einer Ursache analogisch gedachte Etwas unter gleichfalls analogisch gedachten Prädikaten uns vorzustellen und zu glauben.)

Nach diesen Grundsätzen beurtheile ich auch das, was der Verfasser bei Gelegenheit der von ihm S. 410 -- 415 angestellten Vergleichung, zwischen der Art, wie ein alter Philosoph, Namens Scythinus, die Zeit dachte, und wie Kant dieselbe denkt, als Endurtheil anführt. „Scythinus und Kant“ heißt es dort, „verhalten sich in dem, was die Zeitform betrifft, auf „die Weise, daß ersterer zu weit geht, und die Zeit zu einem „Prinzip der Dinge erhebt; letzterer hingegen nicht weit genug „geht, und es nicht einmal verstatten will, aus ihrer Unendlich„keit auf ein ihr entsprechendes Unbedingtes fortzuschließen.“ (Allerdings schließen wir daraus, daß wir uns die Zeit (und den Raum) als unendliche Größen vorstellen müssen, auf einen Grund dieser uns eigenen Vorstellungsart fort; aber wir dürfen nicht dabei vergessen, daß dieses Fortschließen und die Nothwendigkeit desselben, so wie jene Vorstellungsart selbst, etwas in uns selbst ist, wobei wir nur erfahren, was und wie wir uns dasselbe vorstellen müssen. Wollten wir aber diese Beschaffenheit und Nothwendigkeit unserer Vorstellungsart zu einem Erkenntnißgrund von irgend etwas außer unserer Vorstellung machen, so würden wir eben den Fehler begehen, welchen Scythinus begieng, indem er die Zeit zu einem Prinzip der Dinge erhob.)

Auf seine bisherigen Behauptungen glaubt der Verfasser eine gänzliche Widerlegung des Fichteschen und Schellingischen Idealismus bauen zu können, S. 415 — 435. Aus dieser Widerlegung erhellt nun zwar so viel, daß die Herren Fichte und Schelling nicht bewiesen haben (was sie doch zu beweisen versprochen hatten,) daß der letzte Grund unserer Vorstellungsart schlech-

terdings bloß in uns selbst, in einem immanenten Gesetze unsers eigenen Wesens, in einem Naturgesetze unserer eigenen (endlichen) Natur, in einer nothwendigen Beschränktheit unsers Ichs, gesetzt werden müsse, indem ihr ganzer Beweis in einer Voraussetzung des zu beweisenden besteht, und bei Herrn Fichte so lautet: dieses bestimmte Vernunftwesen ist nun einmal so eingerichtet, daß es sich gerade so beschränken muß: *) aber es erhellet keinesweges daraus, daß jener letzte Grund unserer Vorstellungsart von Dingen in sogenannten Dingen an sich liegen müsse. Die richtigste Antwort auf die Frage nach jenem letzten Grunde ist wohl die, daß wir es nicht wissen, noch wissen können, daß wir ihn aber entweder als bloß in uns selbst, oder zugleich als in etwas von uns Verschiedenes setzen müssen. Doch, es ist der Mühe werth, die von unserm Verfasser für seine Meinung angeführten Beweise genauer zu prüfen. Er sagt: Wenn die Zeit die Form ist, welche unsere Seele auf alles hinträgt, und welche von ihr unzertrennlich bleibt; so ergiebt sich daraus ein bedeutender Unterschied, der sie von allem, was nicht Form ist, absondert. Unsere Formen tragen wir beständig mit uns umher. — Was wir Form nennen, ist unmittelbares Produkt unsers Ichs, oder unserer Seele. Alles also, was nicht Form ist, kann keine unmittelbare, selbst erzeugte Frucht unserer Seele seyn. Mithin muß dasjenige, worauf wir unsere Formen anwenden, anders woher mit uns in Gemeinschaft getreten seyn. Denn diese Materialien oder Stoffe, an welchen wir unsere Formen üben, hängen nicht von uns ab, sondern sind

*) S. das System der Sittenlehre nach den Prinzipien der Wissenschaftslehre, von Joh. Gottlob Fichte. Jena und Leipz. 1798. S. 123. 124.

das eine mahl uns gegenwärtig, und das andere mahl weit von uns entfernt. — Wir unterscheiden also, von Nothwendigkeit gedrungen, unsere Formen von den Materialien, und sagen, daß die letzten nicht von unserm Ich hervorgebracht seyn können. (Hierauf dient zur Antwort: Wir finden uns allerdings durch Nothwendigkeit gedrungen unsere Formen von den Materialien zu unterscheiden; aber daß deswegen die letzten schlechterdings nicht von unserm Ich hervorgebracht seyn könnten, läßt sich eben so wenig erweisen, als die Fichtesche nothwendige Beschränkung des Ichs. Daraus, daß sich die Seele der Herbeischaffung des Stoffs nicht so wie ihrer Formen bewußt ist, läßt sich nicht mit Sicherheit schließen, daß sie jenen gar nicht selbst herbeischaffe. Wie viel bewirkt unsere Seele nicht im Dunkeln und Verborgenen, dessen sie sich nicht bewußt wird? Und führt nicht auf der andern Seite der reale Einfluß der Dinge auf einander eben so viel Unbegreifliches mit sich, als die in dem Ich angenommene nothwendige Beschränkung seiner selbst? War es nicht eben diese Unbegreiflichkeit des realen oder physischen Einflusses, welche den Malebranche und Berkeley auf ihre bekannten, obgleich etwas verschiedenen, Hypothesen führte, und Leibnitzen seine prästabilirte Harmonie aussinnen ließ? Erklärten sie nicht alle schon die reale Einwirkung einer Außenwelt auf unsere Seele für unmöglich? So fand denn von je her ein Theil der Philosophen den Influxionism, ein anderer den Idealism unbegreiflich, beide schienen sich des Geständnisses ihrer Unwissenheit in diesem Punkte zu schämen, und schmeichelten sich, die Sache erklärt zu haben, wenn sie an die Stelle des einen Unbegreiflichen ein anderes Unbegreifliche setzten.)

Der Verfasser stellt nun folgende Schlüsse auf, nicht nur um zu zeigen, daß der Idealism, dieses Wort in Fichteschem Sinne genommen, auf bloßen Willkührlichkeiten beruhe, sondern auch, daß wir schlechterdings das Daseyn eines von uns verschiedenen Etwas außer uns anzunehmen gezwungen wären. Die Schlußsätze sind:

Wenn es keine Dinge außer uns geben soll, wenn unser Ich alles setzt und schafft, so muß auch alles, was bloß Werk unsers Schaffens ist, von unserm Ich allein abhängen. (Zugestanden, wenn abhängen hier weiter nichts heißen soll, als, in unserm Ich gegründet seyn: nicht zugestanden, wenn abhängen so viel seyn soll, als, unserer Willkühr unterworfen seyn. Denn gesetzt, daß unsere Seele ihre Produkte zwar durch innere Nothwendigkeit, aber ohne klares Bewußtseyn, erzeugt, so kann sie auch nicht ihre Produkte willkührlich, bald so, bald anders, erschaffen. Eben weil die Art und Weise, wie eigentlich sowohl Erscheinungen überhaupt, als auch diese und jene bestimmten Erscheinungen gerade so und nicht anders in unser Gemüth kommen, ganz unbegreiflich und unerklärbar ist, läßt sich auch keine gültige Hypothese darüber aufstellen. Wir nehmen zwar mit Recht dasjenige als nothwendige Form unsers Ichs an, was uns das Selbstbewußtseyn als uns nothwendig aufdringt, und setzen diese nothwendigen Formen dem entgegen, wovon uns kein klares Bewußtseyn unterrichtet, ob es in unserer Seele selbst, oder in Etwas von uns Verschiedenem gegründet sey; aber wir müssen es, so lange die Sache bloß theoretisch, d. h. von der Seite des Wissens und Erkennens betrachtet wird, ganz dahin gestellt seyn lassen, wie die Erscheinungen eigentlich entstehen.)

Was bloß von meinem Ich, von meinem Setzen und Schaffen abhängt, kann ich verändern, produziren, und bestimmen, wie und wo ich will. (Hier bedeutet „abhängen" dem Verfasser offenbar so viel, als, der Willkühr unterworfen seyn; und dann ist die gezogene Folge freilich ganz richtig, weil sie ganz identisch mit der Voraussetzung ist: Was meiner Willkühr unterworfen ist, das muß ich freilich nach Willkühr verändern rc. können. Aber dieß ist ja eben die Streitfrage, ob die Herbeischaffung des Stoffs nicht auch von der Seele, und, obgleich ohne klares Bewußtseyn, dennoch durch eine in ihrem Wesen gegründete Nothwendigkeit, bewerkstelliget werde.)

Die steinerne Mauer z. B. die ich vor mir sehe, kann ich nicht hinsetzen, wo ich will, sondern ich finde sie an einer bestimmten Stelle, und mit einer bestimmten Höhe und Breite, an der ich nichts ändern kann; mithin hängt sie, so wie alle Bestimmtheiten der Erscheinungen, nicht von unserm Ich ab. Die Bestimmtheiten in den Erscheinungen, die ich das eine mahl so, und das andere mahl anders finde, müssen daher anders worin, als bloß in meinem Ich, ihren Grund haben, weil sie außer der Gränze meiner Macht liegen. Es muß also außer meinem Ich ein gewisses Etwas vorhanden seyn, woher es kömmt, daß ich hier ein Licht, dort ein Haus, hier eine Mauer, dort einen Baum sehe. (Man weiß, hoffe ich, aus dem, was ich schon bemerkt habe, daß alle diese Folgerungen eben so ungewiß, als die Voraussetzung ist, daß, weil wir uns der Nothwendigkeit des Produzirens nicht klar bewußt sind, es gar keine in unserer Seele selbst gegründete Nothwendigkeit geben könne. Wie will man denn den Satz außer allem Zweifel stellen, daß

unser Ich sich alles dessen, was in ihm nothwendig ist und vorgeht, klar bewußt seyn müsse? Und so lange dieses nicht erwiesen ist, müssen alle Versuche, das Daseyn eines gewissen Etwas, als des Substrats der Erscheinungen, außer unsern Vorstellungen zu erweisen, ihren Zweck nothwendig verfehlen.)

Zwar setzt der würdige Verfasser noch hinzu: Sollen alle Gegenstände ein bloßes Produkt meines schaffenden Ichs seyn, so läßt sich gar kein vernünftiger Grund angeben, warum ich mit derselben Kraft des Ichs ausgerüstet, gerade hier eine Mauer, die mir vielleicht noch dazu hinderlich fällt, antreffe, und an einer andern Stelle, wo ich eine Mauer haben möchte, keine vorfinde. (Weil sich der Grund dieser Nothwendigkeit aus der Natur unserer Seele nicht erkennen und angeben läßt, so folgt daraus noch nicht, daß keiner in ihr liege, ob sich gleich auch nicht beweisen läßt, daß er bloß in ihr liegen müsse. Da wir uns überhaupt den letzten, uns unbekannten Grund bloß als etwas einem Grunde analoges denken können, so erhellt schon hieraus hinlänglich, daß es mit unserm Philosophiren über diesen Grund sehr mißlich stehe. Auch werden wir nur in ein neues Labyrinth geführt, wenn man die eben so unerklärbare Einwirkung der Dinge an sich auf unser Ich als Erklärungsgrund aufstellt. Man erinnere sich doch dessen, was Leibnitz, Bilfinger, und so viele andere Philosophen gegen die Möglichkeit der realen Einwirkung eingewandt haben. Wenn der Verfasser bald nachher sagt: Diese Schlüsse leiten uns auf die Richtigkeit und die Gewißheit des Kantischen Systems; so glaube ich nichts weniger, als daß jene Schlüsse im wahren Geiste des Kantischen Systems abgefaßt sind. Kant sagt ja ausdrücklich:

„daß wir von den reinen Verstandeswesen d. i. von den Dingen „an sich, ganz und gar nichts bestimmtes, nicht einmal ihre „reale Möglichkeit, noch viel weniger ihre Wirklichkeit, wissen, „noch wissen können.“ S. Kants Prolegomena ꝛc. S. 105. Doch will ich eben nicht zugleich behaupten, daß der ehrwürdige Kant sich in seinen Werken überall gleich bestimmt und vorsichtig über diesen Punkt ausdrücke.)

Mit ungefähr denselben Gründen, mit welchen der Verfasser den Fichteschen Idealism bestreitet, sucht er auch Schellings Einwürfe gegen die Dinge an sich zu entkräften. Da ich aber meine bereits beigebrachten Anmerkungen nicht unnöthiger Weise wiederholen will; so eile ich die von dem Verfasser aus der Natur der Formen auf die Lehre von den Wundern bezogenen Folgerungen dem Leser mitzutheilen. S. 435 — 438.

Die Frage, ob Wunder möglich sind, muß am Ende aus der Kategorie, Ursache und Wirkung, entschieden werden. Es kömmt insonderheit auf die Untersuchung an, welches Ursache und welches Wirkung ist, ferner welches die Kriterien sind, an welchen ich wissen kann, was ich als Ursache anzunehmen habe. Um nun die Ursachen und Wirkungen bestimmt nachzuweisen, giebt es schlechterdings nichts anders, woran wir uns halten können, als die Zeitform. Wenn A immer, nach einer Regel, vor B hervorgieng, so ist A die Ursache, und B die Wirkung. Aus diesem regelmäßigen Verbundenseyn in der Zeit fließt die Bestimmung alles dessen her, was uns als Naturgesetz gilt. Ob nun Jemand ein wahrer Wunderthäter sey, ob er z. B. einen Todten auferweckt habe, kömmt einzig darauf an, ob seine jedesmalige Erklärung, daß er ein Wunder thun, und einen

Todten erwecken wolle, von der angedeuteten Begebenheit selbst begleitet worden sey. Aus der Philosophie also kann, da alles aus der Zeitordnung entschieden werden muß, niemals ein Beweis geführt werden, daß die Wunder unmöglich sind. Die Untersuchung über die Wunder muß also bloß historisch ausgemacht werden: es muß eine Prüfung angestellt werden, ob die jedesmalige Versprechung eines Wunderthäters auch jedes Mahl mit der versprochenen Veränderung begleitet wurde, (und ob also die Vermuthungsgründe für die Glaubwürdigkeit der Zeugen stärker sind als für die Annahme eines sich immer gleich bleibenden Laufs der Natur.) Mit noch größerer Ausführlichkeit hat der Verfasser auf diesen von vielen übersehenen Gesichtspunkt aufmerksam gemacht in seiner Commentatione de miraculorum natura philosophiae principiis non contradicente. Helmst. 1797.

Sehr schön sagt der würdige Verfasser noch am Schluß seiner dem Denker und dem Tugendfreunde gleich wichtigen und schätzbaren Schrift: „Alles, was uns Form ist, folglich als etwas Wesentliches an der Seele offenbar wird, hat Unermeßlichkeit und Unendlichkeit zur Begleiterin, oder führt zur Gränzenlosigkeit hin. Du lebest im Raum und in der Zeit: aber siehe! du bist nicht vermögend, eine absolut letzte Gränze des Raums und der Zeit dir vorzustellen. Mit unaufhörlicher Stätigkeit reihet sich ein Theil des Raums und der Zeit an den andern, und nie stehest du am Ende. Du trägst die Kategorien von Ursache und Wirkung mit dir umher; aber immer weiset eine Ursache ohne Ende auf die andere hin. Dann tritt die Vernunft hinzu, und reißt dich zum Unbedingten, zum

„Nothwendigen und Selbstständigen hin. Alle deine Kräfte, „alle bestimmten Gesetze und Handlungsweisen deiner Kräfte, „alle Formen deines Ichs, verkündigen dich dir selbst als ein „Wesen, welches auf Einheit und Unendlichkeit ausgeht. Das „Einzelne, Begränzte, und Abgerissene füllet deine Gedanken „und Vorstellungen nicht. Dein inneres Wesen treibt dich zur „Unermeßlichkeit hin, und alle Formen deines Ichs sind getreue „Spiegel deiner Bestimmung, mit dem Unendlichen dich zu be„schäftigen. Spricht nicht deine Natur laut und vernehmlich, „daß du nach dem Unbegränzten ringest? Du bist gewiß für „die Unsterblichkeit bestimmt, weil alles, was an dir Form und „Eigenthümlichkeit deines Ichs ist, nur mit dem Unendlichen „und für das Unendliche sich beschäftigt!“

VI.

Smiths literärischer Nachlaß.

Ueber die Natur der Nachahmung in den nachbildenden Künsten. S. 168—238.

Erster Theil. S. 168—190.

Die vollkommenste Nachahmung eines Objekts muß in jedem Falle ein ander Objekt derselben Art seyn, so genau als möglich nach seinem Muster gebildet. Was wäre z. B. die vollkommenste Nachbildung des Teppichs, der vor mir liegt? Ohnstreitig ein andrer, ihm möglichst genau nachgebildeter Teppich. Die Schönheit und Güte des letztern wird gewiß niemand von dem Umstande herleiten, daß er dem erstern nachgebildet ist. Im Gegentheil wird der Werth eines Dings mehr oder weniger dadurch verringert, daß es Kopie, nicht Original ist, je nachdem es seiner Natur nach auf einen höhern oder niedern Grad von Bewunderung Anspruch macht. Der Werth eines gemeinen Teppichs wird dadurch freilich nicht viel verliehren. Denn bei geringfügigen Dingen, die auf Werth und Schönheit so wenig Ansprüche machen, halten wir es kaum der Mühe werth nach Originalität zu streben. Aber der Werth eines Teppichs von ausnehmender Arbeit würde schon um ein gutes Theil sin-

ken, wenn er bloße Kopie wäre. In noch wichtigern Gegenständen würde sclavische Nachahmung der unverzeihlichste Uebelstand seyn. Eine zweite Peters= oder Paulskirche genau nach denselben Dimensionen und Verzierungen zu bauen, die das Römische und das Londner Gebäude auszeichnen, würde eine Armseligkeit des Geistes, eine Unfruchtbarkeit der Erfindungskraft verrathen, wodurch alle Pracht Reiz und Würde verlöre. Die genaue Aehnlichkeit korrespondirender Theile des menschlichen oder des thierischen Körpers wird insgemein als Schönheit angesehen, und ihr Mangel als Misgestalt; eben so in den Flügeln desselben Gebäudes, in den gegenüberstehenden Bäumen derselben Allee, in einem Teppich, Blumengarten, in der Stellung der Tische und Stühle eines Zimmers. Aber in gleichartigen Dingen, die übrigens als getrennt angesehen werden, ist diese vollkommene Aehnlichkeit so wenig eine Schönheit, als ihr Mangel Misgestalt ist. Ein Pferd, ein Mensch ist schön oder häßlich, nach Maasgabe seiner innern Schönheit oder Misgestalt, ohne Rücksicht auf seine Aehnlichkeit mit einem andern Pferde oder Menschen. Ein Paar Kutschpferde werden zwar für schöner gehalten, wenn sie genau zusammenpassen, aber in diesem Falle nicht jedes Pferd als ein abgesondertes, für sich bestehendes Ganzes, sondern als Theil eines Ganzen angesehen, mit dessen übrigen Theilen es ein gewisses Ebenmaaß haben muß. Abgesehen davon, wird kein Pferd dadurch schöner oder häßlicher, daß es dem andern gleicht oder nicht gleicht.

Selbst von korrespondirenden Theilen fordern wir oft nur Aehnlichkeit in Umrissen und Außenlinien. Sind die geringern

Theile zu klein, um ohne besondere Untersuchung genau bemerkt zu werden, so empfinden wir sogar Misbehagen über eine größere Gleichheit. In den korrespondirenden Theilen eines Zimmers hängen wir zwar Gemälde von einerlei Größe, Form, Hauptcharakter auf. Z. B. beide stellen Landschaften, oder religiöse Feste, oder Gelage vor. Aber Niemanden ist es noch eingefallen, dasselbe Gemälde doppelt einander gegenüber zu stellen. Denn Form und Hauptcharakter sind alles, was das Auge auf eine Ansicht befassen kann. Uebrigens ist jedes Gemälde ein für sich bestehendes Ding, Gegenstand einer besondern, genauen Beobachtung. In einer Halle, einem Säulengange müssen die Nischen, allenfalls noch die Fußgesimse der Statüen gleich, aber diese ganz verschieden seyn. Selbst die Fratzen, welche bisweilen auf die verschiedenen Schlüsselsteine derselben Arkade, über gleichmäßige Fenster, Thüren einer Fassade angebracht werden, haben jede ihre eigenthümlichen Züge, und sind sich nur in den Umrissen ähnlich. In manchen Gothischen Gebäuden ähneln sich die Fenster sogar nur in Umriß und Form, nicht in kleinen Verzierungen, Abtheilungen u. s. w., weil der Architekt sie für zu geringfügig hielt, um Gegenstände einer besondern Beachtung zu seyn. Ich denke, eine solche Mannichfaltigkeit sei nicht unbehaglich. An Dingen, die nur einer untergeordneten Schönheit empfänglich sind, wie Gemälderahmen, Nischen, Fußgestelle der Bildsäulen, würde Studium der Mannichfaltigkeit in Künstelei, Ziererei ausfallen; deren Verdienst nicht hinreicht, um den Mangel an Deutlichkeit, an leichter Faßlichkeit für Verstand und Gedächtniß, (die natürliche Wirkung vollkommener Gleichförmigkeit) zu ersetzen. In einem

Säulengange Jonischer oder Dorischer Ordnung ist jede Säule der andern ähnlich, bis in die kleinsten Verzierungen ähnlich. An den eingelegten Tischen, die nach der neuesten Mode in den korrespondirenden Theilen desselben Zimmers befestigt werden, sind nur die Malerei verschieden, aber alle unbedeutenden, grillenhaften Verzierungen, so weit ich die Mode kenne, einerlei. Und doch werden sie nur durch besondere Beobachtung jedes einzelnen Tisches bemerkt. Außerordentliche Aehnlichkeit zwischen 2 natürlichen Körpern ist ein kuriöser Umstand; bei Kunstprodukten würde sie den Werth des einen wenigstens vermindern, weil es als Kopie des andern oder irgend eines Originals erscheinen würde. Eine Kopie leitet ihren Werth weniger von ihrer Aehnlichkeit mit dem Originalgemälde, als mit dem Gegenstande, den dieses vorstellen soll, her. Der Besitzer einer Kopie möchte oft gern den Werth vernichten, den ihr die Aehnlichkeit mit einem Originalgemälde giebt. Er ringt darnach, sich und andere zu überzeugen, seine Kopie sei Original, und das geglaubte Original sei Kopie. So viel ist gewiß, daß ein Originalgemälde sich nie durch Aehnlichkeit mit einer Kopie empfiehlt, wenn auch das Umgekehrte bisweilen statt findet.

Inzwischen erhält ein Kunstwerk oft einen Werth durch seine Aehnlichkeit mit einem Dinge, (es sei Kunstwerk oder Naturprodukt,) einer ganz verschiedenen Art. Die Abbildung eines Tuchs, das mühsame Werk eines Niederländers, so künstlich schattirt und gemalt, daß es die Rauhigkeit oder Sanftheit eines wollenen Tuchs darstellt, mag wohl selbst durch ihre Aehnlichkeit mit einem schlechten Teppich einigen Werth erhalten, der viel größer ist, als der des Originals, besonders wenn der

Teppich mit genauer Beobachtung des Lichts und Schattens als ausgebreitet, projektirt dargestellt ist.

In der Mahlerei soll eine Fläche durch künstliche Bearbeitung nicht nur eine Fläche ganz verschiedener Art, sondern alle 3 Dimensionen eines soliden Körpers nachbilden. In der Bildhauerei soll eine solider Körper nur einen soliden Körper einer andern Art vorstellen. Die Ungleichheit zwischen dem nachzubildenden und dem nachgebildeten Objekte ist also in jener weit größer als in dieser, und das Vergnügen, welches Nachahmung uns gewährt, scheint in dem Verhältnisse dieser Disparität zu steigen. In der Malerei gefällt oft Nachahmung eines an sich gleichgültigen, selbst widrigen Originals. In der Bildhauerei würde sie misfallen und empören. Ihr Gegenstand muß groß, schön, erhaben, interessant seyn, wenn die Nachbildung gefallen soll. Die Fleischerbank, ein Küchentisch mit Zubehör sind gewiß selbst für die Malerei nicht die günstigsten Objekte. Inzwischen hat Niederländische Kunst sie mit so viel Sorgfalt und Glück dargestellt, daß man unmöglich ihre Schilderungen ohne alles Vergnügen betrachten kann. Sie würden die abgeschmacktesten Subjekte für den Meissel des Bildhauers abgeben. Das Gemälde eines sehr häßlichen Menschen, wie Aesop, Scarron, erregt kein Misvergnügen. Ihre Bildsäulen würden Abscheu erregen. Selbst ein gemeiner Mensch, in der alltäglichen Handlung begriffen, dergleichen wir mit so viel Wohlbehagen in Rembrants Gemälden sehen, würde für den Bildhauer ein elender Stoff seyn. Jupiter, Herkules, der sterbende Fechter, Venus, Laokoons jämmerlicher Tod, die Kinder der Niobe, Heroen, die vollkommensten Formen des menschlichen Leibes, in den

edelsten Stellungen, in den interessantesten Lagen, welche die Phantasie zu erfassen vermag, das sind und waren immer der schickliche, der auserwählte Gegenstand der Bildhauerkunst. Sie kann, ohne sich zu entwürdigen, nichts Widriges, Unedles, — Gleichgültiges darstellen. So ekel ist die Malerei nicht. Sie vermag das Erhabenste zu schildern, aber, ohne ihr Recht auf Beifall zu verwirken, darf sie auch das Unedle darstellen. Das bloße Verdienst der Nachahmung kann ihre Würde stützen.

In der Bildhauerei ist Draperie selten gefällig. Die besten alten Statüen sind nackt, oder fast nackt, und die größerntheils bedeckten sind in nasses Linnen gekleidet, welches gewiß nie in irgend einem Lande Modekleidung war. Diese Draperie ist so geworfen, daß sie hinter ihren engen Falten alle Umrisse, jeden Muskel erblicken läßt. Die Kleidung also, welche der gänzlichen Blöße am nächsten kam, schien dem alten Bildhauer die schicklichste. Ein großer Maler der Römischen Schule, der seine Manier ganz den Alten nachgebildet hat, ahmte zuerst ihre Draperie in Gemälden nach, fand aber bald, daß sie ihnen ein Ansehen von Plattheit und Armseligkeit gab, gleich als könnten die Personen, welche sie trugen, kaum Kleidung erschwingen, um sich zu bedecken; er fand, daß breitere Falten, eine lose, fließende Draperie seiner Kunst besser zusage. In der Malerei nämlich gefällt auch die Nachbildung eines geringfügigen Gegenstandes, wie Kleider sind; um dem Objekte alle nur mögliche Pracht zu geben, müssen ihre Falten breit, wellenartig seyn. Hier darf nicht gerade Umriß und Form jedes Glieds angedeutet, jeder Muskel ausgesprochen werden, es ist genug, wenn die Falten im Allgemeinem Lage und Attitüde der vornehmsten Gliedmaßen

angeben. Sie kann es wagen, den niedern Gegenstand dem erhabenern vorzuziehen, den letztern zuweilen durch jenen verbergen, bedecken. Bildhauerei kann es nur selten und mit der äußersten Behutsamkeit, und dieselbe Draperie, welche in der einen Kunst prächtig ist, ist in der ältern tölpisch und plump. Neuere Bildhauer haben wieder versucht sie einzuführen, aber kein Glück gemacht. Denn wenn sie auch nicht immer so lächerlich ausfällt, wie die marmornen Parücken der Westminster-Abtei, so ist sie doch allewege, wo nicht plump, doch schaal und geschmacklos. Nicht etwa Mangel der Farben ist es, der das Wohlgefallen an einigen Gegenständen, wenn der Bildhauer sie darstellt, hindert; nein, es ist Mangel desjenigen Grads von Ungleichheit zwischen Vorbilde und Nachbildung, welcher nöthig ist, um der Nachahmung eines an sich gleichgültigen Gegenstands Interesse zu geben. Wenn Farbe noch zu der Bildhauerei sich gesellt, so zerstört sie alles Vergnügen, das Nachahmung gewährt, weil sie jene Disparität beinahe aufhebt. Daß ein gefärbter fester Körper einem andern derselben Art gleiche, ist kein Gegenstand hoher Bewunderung. Eine bemalte Statüe wird zwar dem menschlichen Körper weit mehr gleichen, als die farbenlose, aber weit entfernt, Vergnügen zu erregen, misfällt sie nach dem einmüthigsten Geständnisse. Sie gleicht einem angestrichenen Leichname, und wir können ihr den Mangel des Lebens nicht verzeihen. Je mehr wir sie betrachten, desto stärker vermissen wir es, desto unwilliger kehrt sich unser Blick davon ab. Das ist sogar das Schicksal der Werke des verdienten Herrn Wright, eines selbstgebildeten Künstlers. Sie sind das vollkommenste in ihrer Art, was ich kenne, thun als ein

neues Schauspiel die erstaunendste Wirkung; wenn wir sie aber in unsern Wohnungen aufstellen, wo unsere Blicke ihnen unaufhörlich begegnen, so hören sie auf angenehme Verzierungen zu seyn, und werden widrige Geräthschaften, die das Zimmer verunstalten, und das Auge beleidigen. Die Augen der Statüen zu koloriren ist nicht so ungewöhnlich, und wird doch von geschmackvollen Kennern gemisbilligt. „Ich kann sie nicht ausstehen,“ sagte ein gebildeter, einsichtsvoller Mann, „weil ich es immer vermisse, daß sie nicht zu mir sprechen.“

Künstliche Blumen und Früchte ahmen die Natur zuweilen so treu nach, daß sie uns täuschen. Wir werden sie aber bald überdrüßig und können ihnen den Mangel der Frischheit und des süßen Dufts natürlicher Blumen nicht verzeihen. Nicht so werden wir gemalter Blumen und Früchte müde. Selbst das Laubwerk an den Knauffen Korinthischer Säulen, und die Blumen, womit zuweilen die Friese dieser Ordnung verziert sind, werden wir nicht überdrüßig. Solche Nachahmungen täuschen uns nie; ihre Aehnlichkeit mit der Natur ist weit geringer, als die der künstlichen Früchte u. s. w. Wir sind zufrieden, daß bei der großen Disparität zwischen Original und Nachbildung die Aehnlichkeit gerade so groß ist, als sie seyn kann. Färbt jenes Laubwerk grün, und anstatt zu gefallen, wird es Misbehagen erwecken. Die Aehnlichkeit wird vermehrt, aber die Disparität zwischen Original und Nachbild so wenig vermindert, daß selbst die größere Aehnlichkeit uns nicht befriedigt. Wo jene Disparität sehr groß ist, da nehmen wir mit der geringsten Aehnlichkeit vorlieb, wie mit der Farbe und Figur der Blumen auf Muschelwerk.

Noch ist zu bemerken, daß in der Bildhauerei Laubwerk, Blumen u. s. w. zwar als architektonische Zierrathen gefallen, aber nicht als für sich bestehende Schönheiten, wie etwa gemalte Blumen, Früchte rc. nur als Schmuck edlerer Objekte. Denn wie zierlich sie auch seyn mögen, so sind sie doch unter der Würde der Bildhauerkunst, deren Werke für sich, nicht als Anhängsel und Folie anderer Kunstwerke gefallen sollen.

In Teppichwirkerei und Stickerei, wie in der Malerei, muß oft eine Fläche alle 3 Dimensionen des Raums vorstellen. — Aber das Weberschiff und die Sticknadel sind unedlere Nachbildungswerkzeuge als der Pinsel. So viel weiß jeder aus Erfahrung. Wir wundern uns also nicht, in ihren Produkten eine verhältnißmäßige Inferiorität, Unvollkommenheit zu finden, und vergleichen eine gewirkte oder gestickte Figur nie mit Gemälden, sondern mit andern Werken derselben Art, um sie zu würdigen. Wir nehmen außer der oftерwähnten Disparität, noch auf die Unbehülflichkeit des Instruments Rücksicht, und sind zufrieden, wenn es alles leistet, was es vermag. — Ein guter Maler wird oft in wenigen Tagen ein Sujet ausführen, was den Tapetenwirker Jahre lang beschäftigt; und obgleich die Arbeit des letztern viel schlechter bezahlt wird, (nach Verhältnisse des Zeitaufwands) so kommt sie doch immer höher zu stehen. Die Kostbarkeit guter Tapeten, welche sie auf Palläste der Großen einschränkt, giebt ihnen in den Augen des Pöbels ein Ansehen von Pracht, welches die Mängel der Nachahmung ersetzt. In Künsten, die sich weniger an den Weisen und Einsichtsvollen als an den Reichen und Großen anschließen, muß Seltenheit, hoher Preis, der Charakter eines

großen Vermögens die Stelle der Schönheit vertreten, und zur Empfehlung dienen. Eben so wird der Glanz schöner Gegenstände durch ihre Wohlfeilheit verdunkelt. Den Unterschied zwischen ächten und falschen Juwelen kann oft kaum das geübte Kennerauge bemerken. Laßt aber eine unbekannte Dame mit prächtigem Geschmeide bedeckt in eine Versammlung treten, und einen Juwelirer uns nur ins Ohr raunen, ihr Diamantenschmuck sei unächt, so wird nicht nur die Dame in unsern Augen vom Range einer Prinzessin zu dem einer gemeinen Frau herabsinken, sondern ihr prachtvoller Schmuck wird uns als armseliger Flitterstaat, als bunte Schniegelei erscheinen.

Es war vor einigen Jahren Mode, zur Gärtenverzierung Eibenbäume, Stechpalmen u. dergl. in Pyramiden, Obelisken, und Vasen auszuschneiden. Jetzt ist es Mode, diesen Geschmack lächerlich zu finden. Und doch ist die Figur eines Obelisken, einer Vase, an sich der Stechpalme nicht unnatürlicher, als einem marmornen oder porphyrnen Blocke. Der Gärtner will uns nicht glauben machen, sein Eibenbaum sei in dieser Form gewachsen. Er will uns 1) die Schönheit einer regelmäßigen Figur geben, die uns in Marmor wohl thut; 2) an einem wachsenden Baume die Verzierungen jener edeln Materialien nachahmen. Gewiß liegt der Grund des reinen Wohlgefallens an einer Nachahmung in der Disparität zwischen Vorbilde und Nachbildung. Das nachahmende Objekt ist schön, wenn es durch Kunst bezwungen einem schönen Objekte ähnelt, dem es von Natur nicht glich. — Man könnte sagen, die Scheere des Gärtners sei ein zu plumpes Werkzeug. Sie ist es, wenn sie Menschen und Thiere nachzubilden unternimmt, nicht, wenn sie bloß regel-

mäßige Formen, wie Pyramiden, Vasen, darstellt. Die Plumpheit des Instruments mag hier, wie bei Tapetenwirkerei, dem Verdienste der Nachahmung etwas entziehen; aber man überlasse sich doch beym Anblick solcher Gartenverzierungen seinem Gefühle, und zügele die Sucht, den Kritiker zu spielen, und man wird sie nicht ganz ohne Schönheit finden. Sie geben dem Garten ein Ansehen von Nettigkeit, von sorgfältiger Kultur, von Korrektheit, und können „die einsame Geschäftslosigkeit, die in Gärten flüchtet,“ wie Milton sagt, wohl ergötzen. Woher nun ihr allgemeiner Miskredit unter uns? *) Wir wissen, daß die Materialien eines marmornen Obelisken kostbar, daß die Arbeit, die ihn formt, es noch mehr ist. Bei einem eibenbaumenen kostet die Materie wenig, noch weniger die Arbeit. Der Garten von Versailles hat dadurch nichts vor dem eines Londner Bürgers voraus, wie durch seine porphyrne Vasen und Bildsäulen. Der Reiche und Eitle aber will in seinem Garten keine Verzierungen dulden, die der Pöbel mit ihm gemein haben kann. Jener Geschmack kam ursprünglich aus Frankreich her, wo er sich troß Schwankungen, Ebbe und Flut der Mode noch erhält. Warum erhält? In Frankreich ist die äußere Lage des Volks selten so glänzend wie in England. Dort wird man nicht leicht Obelisken und Vasen von Taxus in dem Garten eines Talglichtziehers finden, wie hier. Sie sind

*) Vielleicht daher, weil Marmor, Porphyr an sich nicht schön, ein Baum schon an sich einer Schönheit fähig, weil jener todte, dieser lebendige Natur ist, weil die marmorne Vase der Zeit trotzt und für sich bestehet, die buchsbaumene immer mit dem Drange der Vegetazion im Kampfe ihrer natürlichen Regellosigkeit zustrebt, und, wie schlechte Maschinen, immer einer Nachhülfe des Künstlers bedarf. A.

also dort nicht durch ihre Gemeinheit entadelt, und daher von Reichen und von Fürsten aus ihren Gärten verbannt worden.

Die Werke großer Bildhauer und Maler thun ihre Wirkung nie durch Täuschung. Sie sollen, ihrer Bestimmung nach, nicht für das Objekt, was sie darstellen, gehalten werden.

Gemalte Bildhauerei kann bisweilen täuschen, farbenlose nie. Die kleinen Perspektivgemälde sind allein auf Täuschung berechnet, stellen aber immer kleine, geringfügige Objekte vor. z. B. eine Papierrolle, eine Treppe — u. dergl. Auch sind sie gewöhnlich Werke gemeiner Künstler. Einmal angesehen, bringen sie die kleine Ueberraschung vor, worauf sie angelegt waren, und die mit Ueberraschung verbundene Fröhlichkeit; bald nachher erscheinen sie geschmacklos und langweilig. Das eigenthümliche Vergnügen, welches beide Künste gewähren, fern aus Täuschung herzufließen, ist damit unvereinbar. Es ist Bewunderung der Kunst, welche die natürliche Disparität 2 äußerst verschiedener Dinge glücklich besiegt. Die edlern Werke der Bildhauerei und Malerei sind eine Art wundervoller Phänomene, von den Wundererscheinungen der Natur darin unterschieden, daß sie, so zu sagen, ihre Erklärung bei sich führen, und die Art ihrer Erzeugung vor Augen legen. Das Auge des Nichtkenners entdeckt auf den ersten Anblick, wie Modifikazionen der Figur in der einen, der hellern, lichtern und dunkelern Farben in der andern, die Handlungen, Leidenschaften und das Wesen und Treiben der Menschen, die grenzenlose Mannichfaltigkeit der Dinge so getreu, so lebendig darstellen. Wir wundern uns, wir staunen über die Wirkung solcher Ursachen, und wünschen uns zu dem Scharfsinne Glück, der ihre Entstehungs-

art erräth. Ein guter Spiegel stellt das ihm vorgehaltene Objekt treuer und lebendiger dar, als Pinsel und Meisel. Aber wenn die Optik auch dem Verstande die Wirkungsart erklären kann, so vermag der Spiegel nicht sie dem Auge zu zeigen. Er kann das Staunen der Unwissenheit erregen, — bei einem Bauertölpel, der nie einen Spiegel gesehen hatte, *) sah ich dieses Staunen bis zum Entzücken und zur Begeisterung steigen, — aber er kann nicht die Befriedigung der Wissenschaft gewähren. Ferner in allen Spiegeln dieselbe Wirkung, durch dieselben Mittel erzeugt. In allen Statüen und Gemälden ähnliche Wirkungen, durch ähnliche, — aber nicht durch dieselben Mittel hervorgebracht. Jede gute Statüe, — ist ein immer neues Wunder, das seine Erklärung bei sich führt. Durch Angewöhnung hört der Spiegel auf, für uns ein Wunder zu seyn, und selbst der Unwissende fragt kaum mehr nach einer Erklärung desselben. Noch mehr. Ein Spiegel kann nur gegenwärtige Objekte darstellen, und wenn das Wunder vorüber ist, so schauen wir in jedem Falle lieber das Wesen, als den Schatten an. Unser eigenes Gesicht bleibt also das, was wir nicht müde werden darin zu beschauen, zugleich das Einzige, was wir nur im Schatten sehen können. Alt oder jung, schön oder häßlich, ist es immer das Gesicht eines alten Freundes, dessen Züge mit den jedesmaligen Gefühlen, Rührungen, Leidenschaften unserer Seelen genau zusammentreffen. In der Bildhauerei scheinen die Mittel, welche die Wirkung erzielen, simpler, begreiflicher, als in der Malerei, wo die Disparität zwischen dem Vorbilde

*) Vermuthlich in Schottland. Bei dem so gepriesenen Wohlstande der Englischen Landleute wäre die Erscheinung kaum glaublich. A. d. U.

und der Nachbildung ungleich größer ist. Die Kunst, welche diese große Disparität besiegt, erscheint offenbar, vornehmlich dem Auge, auf feinere Kenntniß, auf abstraktere, tiefer ergrübelte Prinzipien gegründet. Selbst in den unedelsten Objekten können wir oft mit Vergnügen die sinnreichen Mittel, wodurch die Malerei jene Disparität überwindet, aufspüren. In der Bildhauerkunst können wir es nicht; denn hier ist die Disparität zwischen Vorbild und Nachbild geringer, folglich erscheinen die Minen, sie zu heben, weniger sinnreich. Daher ergötzt uns oft die Malerei durch Vorstellungen von Dingen, die in der Bildhauerkunst abgeschmackt, langweilig, kaum des Anblicks werth scheinen. Doch verdient noch etwas bemerkt zu werden. Obgleich die Nachahmungskunst der Bildhauerei in mancher Rücksicht derjenigen nachsteht, welche die Malerei anwendet, so finden wir doch, daß in einem mit Statüen und Gemälden verzierten Saale, jene insgemein unsere Aufmerksamkeit von den letztern abziehen. Ein Gemälde kann immer nur aus einem, selten aus mehreren, Gesichtspunkten mit Vortheil angesehen werden; es bietet immer dem Auge dasselbe Objekt dar. Eine Statüe hingegen bietet mehrere Ansichten, und aus jeder betrachtet einen verschiedenen Gegenstand dar. Es ist mehr Abwechslung und Mannichfaltigkeit in dem Vergnügen, was eine gute Statüe, als in dem, welches ein gutes Gemälde verursacht. Die Statüe kann oft Stoff mehrerer guter Gemälde oder Zeichnungen seyn, die alle von einander verschieden sind. Die schattichte Erhabenheit und Vorragenheit eines Gemäldes wird zur Fläche und verschwindet gänzlich neben dem soliden Körper einer Bildsäule. Wie nahe immer beide Künste verwandt seyn

mögen, so vertragen sie sich doch übel zusammen, und vielleicht sollten ihre beiderseitigen Produkte nie neben einander gesehen werden.

Zweiter Theil. S. 190—226.

Nach dem Vergnügen, welches aus Befriedigung körperlicher Begierden entsteht, scheint keines natürlicher als Musik und Tanz. In dem fortschreitenden Gange der Kunst und Verfeinerung sind sie vielleicht die früheſten von des Menschen eigener Erfindung. Noch hat man keine so rohe unkultivirte Nazion gefunden, der sie ganz unbekannt waren. Ja unter wilden Völkern scheint ihr Gebrauch sogar allgemeiner, wesentlicheres Bedürfniß zu seyn. Z. B. unter den Negern in Afrika, den Nomaden in Amerika. In gebildeten Nazionen haben die niedern Volksklassen wenig Muße, die höhern so mancherlei andere Zeitvertreibe, daß keine von beiden viel Zeit an Musik und Tanz spenden können. Unter den Wilden hat der große Haufe viele Intervalle von Muße, und kennt kaum eine andere Belustigung als Tanz und Musik. Was die Alten Rhythmus und wir Zeitmaaß und Takt nennen, ist das Bindungsmittel beider Künste. Musik besteht in einer Folge von Tönen, Tanz in einer Folge von Schritten, Gesten, Bewegungen, nach Zeitmaaße und Takt geregelt, und daher in eine Art von System gebildet. Beide korrespondiren sich als neben einander gehende. (Man sehe mehr darüber in des Verf. Bemerkungen über die Verschwisterung zwischen Musik, Tanz und Poesie, zu Ende des 3ten Theils.)

Die menschliche Stimme, das beste, natürlichste Instrument war die erste Begleiterin der Tanzkunst. Im ersten Versuche zu singen wird sie Töne hervorzubringen suchen, die denen, woran sie gewöhnt ist, so nahe als möglich kommen, d. h. Worte irgend einer Art an Zeitmaaß und Takt angeschlossen, und melodischer, als die Unterredung sie hervorlockt. Diese Worte mochten wohl im Anfange keinen Sinn haben, den Sylben, die wir brauchen, wenn wir Noten singen, oder dem Schlusse der alten Balladen ähnlich. Sie dienten bloß die Stimme zu begleiten, wenn sie Töne bildete, die geschickt waren, modulirt und nach Takte und Zeitmaaße verlängert oder verkürzt zu werden. Diese rohe Form der Musik war vermuthlich die früheste, so wie sie die simpelste und geläufigste ist. In der Folgezeit muste es einleuchten, daß an die Stelle der sinnlosen, blos musikalischen Worte, andere treten konnten, die Sinn und Bedeutung hatten, und deren Aussprache eben so genau mit dem Tonmaaße übereintreffen konnte, als jene. Das ist der Ursprung der Poesie. Verse musten lange roh, plump, krüppelhaft seyn. Wenn die bedeutsamen Worte mit dem Takte nicht eintrafen, so wurden sie mit bedeutungslosen staffirt, wie noch bisweilen in Balladen geschieht. Als das Publikum verfeinert genug war, um sinnlose Worte aus der Poesie ganz auszumerzen, so nahm man sich die Freiheit, gelegentlich die Aussprache bedeutsamer Worte zu ändern, zu verdrehen, um sie dem Takte anzupassen. Die Sylben wurden verlängert, gezogen, verkürzt, verschluckt. Man verwieß bedeutungslose Worte, aber man flickte dem Anfange oder Ende der Worte Sylben ohne Bedeutung an, schaltete sie wohl in der Mitte ein. Alle diese

Hülfsmittel treffen wir noch in Chaucer, dem Vater der Englischen Dichtkunst an. Manches Menschenalter mochte verfließen, ehe Verse allgemein so korrekt wurden, daß die gewöhnliche Aussprache allein, ohne Verkünstelung und Flickwerk, die Stimme einem Takte und Zeitmaaße anschmiegte, welches dem Takte, der die Musik beherrscht, entsprach.

Verse drückten natürlich einen Sinn aus, der sich der ernsten oder lustigen, der heitern oder trüben Stimmung des Tons, der dazu einklang, anartete. Mit diesem Tone vermischt und gleichsam vereint, schien der Vers demjenigen Sinn zu geben, was dessen ermangelte, oder doch ohne Begleitung eines solchen Dolmetschers, keinen klaren, allgemein verständlichen Sinn gab.

Ein pantomimischer Tanz kann oft demselben Zwecke entsprechen, und in Darstellung einer Liebesscene, eines Kriegsereignisses, einer außerdem gehaltlosen Musik Bedeutung leihen. Es ist natürlicher, die Ereignisse des alltäglichen Lebens nachzugeberden, als sie in Versen auszudrücken. Der Gedanke liegt näher, die Ausführung ist leichter. Ist diese Mimik mit Musik vergesellt, so wird sie von selbst und absichtslos ihre Geberden und Schritte dem Tonmaaße anmodeln, besonders wenn dieselbe Person singt und gestikulirt, wie dieses oft bei den Afrikanischen und Amerikanischen Wilden der Fall seyn soll. So mag pantomimischer Tanz lange vor Erfindung und Gangbarkeit des Verses der Musik einen Sinn angebildet haben. Wir hören wenig von der Dichtkunst der besagten Wilden, aber viel von ihrer Mimik.

Die Poesie drückt jedoch manches vollständiger, deutlicher aus, was der Tanz nur dunkel anzudeuten vermag; z. B. Urtheile des Verstandes, Phantasien, Rührungen, Empfindungen, Vermuthungen. An expressiver Kraft des Ausdrucks übertrift sie den Tanz eben so sehr, als dieser die Musik übertrift. Von diesen 3 Schwestern, die vielleicht ursprünglich immer Hand in Hand giengen, können zwei für sich bestehen, — Musik und Poesie; eine darf sich nie von der Gesellschaft trennen, — Tanz. In genauer, merkbarer Beobachtung des Rhythmus besteht das Wesen des Tanzes und des Verses; d. h. er ist der Charakter, wodurch sie der eine von gemeiner Bewegung, der andere von gemeiner Rede unterscheidet. Aber über die Proporzionen der Zeitabschnitte und Intervalle, welche Takt und Tonmaaß bestimmen, ist das Ohr ein weit schärferer Richter, als das Auge. Poesie und Musik sprechen zu dem Ohre, indeß der Tanz das Auge anredet. Im Tanze kann der Rhythmus, die schickliche Proporzion, Zeit und Maaß der Bewegungen nicht bemerkt werden, wenn nicht das deutlichere Zeitmaaß der Musik sie bezeichnet, aber keine Begleitung ist nöthig, um das Maaß guter Verse zu bezeichnen.

Instrumentalmusik kann am besten allein, ohne Poesie und Tanz bestehen. Vokalmusik hat zwar ihre bedeutungslosen Noten, ruft aber natürlich die Dichtkunst zu Hülfe. Musik „mit Versen vermählt,“ wie der große Milton sagt, oder wenigstens mit bedeutsamen Worten gepaart, ist nothwendig und wesentlich nachahmend. Was auch die Worte für einen Sinn haben mögen, gesetzt sie drückten, wie einige altgriechische und neuere Gesänge, nur sittliche Maximen, nur Klugheitsregeln, oder die

Erzählung eines merkwürdigen Vorfalls aus, immer herrscht in solchen didaktisch historischen Gesängen Nachahmung, immer zwingt Kunst ein Ding einer gewissen Art, ein Ding ganz verschiedener Art nachzubilden. Musik tönt der Rede nach, Rhythmus und Melodie sind in die Form einer moralischen Sentenz, einer anmuthigen Erzählung gemodelt, gehüllt.

An diese erste Art der Nachahmung, die jeder Vokalmusik wesentlich, von jeder unzertrennlich ist, schließt sich gewöhnlich eine zweite an. Die Worte drücken insgemein die Lage einer Person, und alle Empfindungen, Leidenschaften, die davon abhängen, aus. Es ist ein lustiger Gesell, welcher der Fröhlichkeit Raum giebt, womit Wein, Festfeyer, gute Gesellschaft ihn begeistern. Es ist ein klagender, hoffender, fürchtender, verzweifelnder Liebhaber. Es ist ein edler Mensch, der seine Dankbarkeit für Gutthaten, seinen Unwillen über Beleidigungen ausdrückt. Es ist ein Krieger, der sich anschickt Gefahren zu trotzen, der seinen Feind reizt, herausfordert. Es ist ein Leidender, Zerknirschter, der die Erbarmung des unsichtbaren Wesens anfleht, das er als Regent des Schicksals verehrt, ein Glücklicher, der ihm demüthig seinen Dank zollt. Die Lage kann 2, 3, 5, mehrern Personen gemein seyn, oder, was für den Einen Ursache des Grams ist, kann für den Andern Stoff des Jubels seyn, alle können entweder einzeln oder zusammen ihre Gefühle in ein Duo, Trio, ein Chor aushauchen. Alles das hat man unnatürlich gefunden; nichts scheint unpassender, als zu singen, wenn man gedrungen überreden, wenn man ernst belehren will. Aber man erinnere sich, daß in allen nachbildenden Künsten das Verdienst der Nachahmung darin besteht, ein

Ding einem andern Dinge von ganz verschiedener Art ähnlich zu machen: wer aber Melodie und Tonmaaß so modelt, und gleichsam biegt, daß sie die Sprache des Raths, der Unterredung, den Stil der Leidenschaft und Rührung nachahmen, der hat fürwahr Aehnlichkeit zwischen zwei sehr heterogenen Dingen erzielt.

Der Ton und die Bewegungen der Musik, obwohl ihrer Natur nach von denen des Gesprächs und der Leidenschaft verschieden, können doch so abgemessen werden, daß sie ihnen gleichen. In Betracht der großen Disparität zwischen Vorbilde und Nachbildung, kann das Gemüth durch die unvollkommene Nachahmung, die allein möglich ist, nicht nur zufrieden gestellt, sogar vergnügt, bezaubert, entzückt werden. So eine Musik mit Gesang begleitet, dessen Text den Sinn bestimmt und ergänzt, mag oft vollkommener Nachahmung gleich gelten. So scheint das Recitativ, die unvollkommenste Musik, bisweilen die Gesetztheit, den Ernst, die Stille des Gesprächs, dann die zarteste Empfindlichkeit der interessantesten Leidenschaft auszudrücken. Die vollständigere Musik der Arie ist ihr weit überlegen, hat sogar im Ausdruck der lebendigsten Empfindung vor Poesie und Prose ohne Gesang, entschiedene Vorzüge. In jeder Seele, die etwa von Gram gebeugt, oder von Freude gehoben, oder von Liebe und Haß entbrannt, von Dankbarkeit oder Rachbegierde durchglüht, von Bewunderung oder Verachtung durchdrungen ist, waltet ein Gedanke, der immer auf ihr schwebt und ruht und wohnt, der sie unaufhörlich berennt, der tausendmal verscheucht, tausendmal wiederkehrt, der sie in Gesellschaft zerstreut, kalt, untheilnehmend macht. Sie kann nur

Eins denken, dies Eine nicht so oft wiederholen, als es sie anspricht. Sie flüchtet in die Einsamkeit, wo sie frei ihrem Entzücken nachhängen, ihren Jammer lüften, die gepreßte Schnellkraft des Gefühls entfesseln, sich selbst laut und unhörbar, in denselben Worten, den Gedanken, der sie entzückt oder peinigt, wiederholen kann. Weder Dichtkunst noch Prose darf es wagen, diesen endlosen Wiederhall der Leidenschaft nachzubilden. Beschreiben können sie solche wohl, wie ich es jetzt thue, aber nicht nachahmen, so wenig als ich, ohne unerträglich beschwerlich zu werden. Die Musik einer leidenschaftlichen, obgleich kurzen Arie kann es thun, thut es oft, findet nie so gerade den Weg zum Herzen, als wenn sie es thut. Daher wird ihr Text selten in einem Striche abgesungen, wie ein Recitativ, immer gebrochen, versetzt, wiederholt nach Phantasie und Gefühlen des Komponisten. Nur durch solche Wiederholungen kann Musik die großen nachahmenden Kräfte äußern, wodurch sie sich über andere Künste erhebt. Poesie und Beredsamkeit bringen ihre Wirkungen durch aneinandergereihte Abwechslung von Gedanken und Gefühlen, Musik durch vielfache Modifizirung derselben Idee hervor. Ein Gefühl, welches in derselben, oder in einer ähnlichen Kombinazion gleichartiger Töne ausgedrückt, uns Anfangs oberflächlich berührte, dringt durch häufigen Anschlag tief in Ohr und Herz, und gelangt allmählich dahin, uns zu bewegen, zu erschüttern, hinzureißen.

Mit dieser Nachahmungsstärke muß Musik die glücklichste Wahl ihrer Gegenstände verbinden. Am glücklichsten aber schildert sie diejenigen Leidenschaften und Gefühle, welche die menschliche Gesellschaft binden und vereinigen, die zärtlichen,

geselligen, ehrbaren, interessanten, rührenden, liebenswürdigen, erhabenen, ehrwürdigen, gebietenden Gemüthsbewegungen, wie Kummer, Gram, Menschlichkeit, Mitleiden, Freude, Bewunderung, edle Verachtung der Gefahr, hoher Unwille über Ungerechtigkeit, Erhabenheit über das Schicksal und die Tyrannei der Menschen. Alle diese Leidenschaften sind, so zu sagen, musikalischer Natur, klar und hell sind ihre Töne, melodisch ihre Accente, ihre Sprache, von Natur durch regelmäßige Pausen, durch gleiche Intervallen bezeichnet, kann der regelmäßigen Wiederkehr der korrespondirenden Perioden eines Tonstücks leichter angepaßt werden. Die entgegengesetzten Gemüthsbewegungen, welche die Menschen aus einander treiben, darf die Musik nicht nachahmen, oder sie verliert ihren Reiz, wenn sie es thut. Die Stimme des wütenden Zorns ist rauh, heiser, ihre Perioden regellos, ihre Pausen ungleich. Das dumpfe Gesumme schwarzer Bosheit, das Murren scheelen Neides, das Kreischen feiger Angst, das scheusliche Geplärr wilder, unversöhnlicher Rachgier sind alle gleich übeltönend. Ein ganzes Koncert kann ohne Uebelstand bloß aus Nachahmung geselliger, liebenswürdiger Affekte bestehen. Das Gegentheil würde eine seltene Unterhaltung gewähren. Ein einzelner Gesang drückt immer eine angenehme oder interessante Leidenschaft aus. In der Oper werden die ungeselligen, gehässigen Affekte bisweilen so eingeführt, wie Misklänge in die Harmonie, um die überlegene Schönheit der ihnen entgegengesetzten herauszuheben. Was Plato von der Tugend sagte, sie sei unter allen Schönheiten die glänzendste, das kann man mit Wahrheit oft von den natürlichen, schicklichen Objekten der Musik sagen. Es sind entweder

Gefühle, worin die Glorie und die Glückseligkeit des Menschenlebens besteht, oder solche, woraus seine süßesten Freuden quellen, oder zum schlimmsten solche, wo durch die musikalische Nachahmung unsere Nachsicht, Mitleiden, Willfährigkeit gegen unvermeidliche Schwachheiten, Gram und Misgeschick aufgefordert werden.

Mit dem Verdienste der Nachahmung und der glücklichen Wahl, welches Bildhauerei und Malerei mit ihr gemein haben, verbindet Musik noch ein eigenes, hervorstechendes. Sie verschönert die Natur. Weder der Maler noch der Bildhauer können der Natur neue Schönheiten leihen; sondern nur die in ihrem weiten Gebiete zerstreuten in einen engern Raum zusammendrängen, anmuthiger darstellen und gruppiren, als die Natur thut. Es mag wahr seyn, daß kein Weib in der Natur der Mediceischen Venus, kein Jüngling dem Apollo von Belvedere an Schönheit aller Theile beikomme, aber gewiß es findet sich keine Schönheit an irgend einem Theile, in irgend einem Zuge dieser Meisterwerke, die nicht in irgend einer lebenden Person eben so reizend, vielleicht noch vollkommener angetroffen werden sollte. Die Musik, welche als Dolmetscherin jeder edeln Empfindung und Leidenschaft, jede ihrem Zeitmaaße anzubiegen weiß, vereinigt und gruppirt nicht nur, wie Bildhauerei und Malerei, die zerstreuten Naturschönheiten, sie kleidet sie auch in eine neue Schönheit, die bloß ihr Werk ist, in Melodie und Harmonie, die gleich einem durchsichtigen Schleier, weit entfernt sie zu verstecken, jeder andern, die sie umfalten, ein glänzenderes Kolorit, einen belebendern Glanz, einen bezaubernden Reiz anhauchen.

Zu diesen zwei Nachahmungsarten gesellt sich oft eine dritte. Der Sänger kann zugleich Schauspieler seyn, kann nicht blos durch Modulazion und Fall der Stimme, sondern auch durch Haltung des Körpers, durch Stellungen, Geberden, Bewegungen die besondern Gefühle der Person ausdrücken, deren Lage der Gesang, wie die Rede, schildert. Selbst in Privatgesellschaften kann der Gesang, als bloßer Gesang, nicht auf vollen Beifall rechnen. Es ist kein Vergleich zwischen einer Arie, die mit dem Notenbuche in der Hand, in der Ecke eines Klaviers, kalt abgesungen, und dem Gesange, der mit freier, beseelter, kühner Akzion begleitet wird. Ein Opernschauspieler kann nichts höheres leisten, und wenn eine solche Nahahmung in Privatzirkeln gefällt, wie sollte sie auf der Bühne gezwungen, unnatürlich, widrig erscheinen? In dem guten Opernschauspieler entsprechen alle Modulazionen und Pausen der Stimme, alle Gesten und Bewegungen, alle Abwechslungen in der Haltung des Kopfs, in der Stellung des Körpers, sowohl dem Takte und Zeitmaaße der Musik, als dem mit ihr einklingenden Ausdrucke des Gefühls, der Leidenschaft, die sie nachbildet. Musik ist wie die Seele, die den Sänger belebt und regiert, die sich in jedem Zuge seiner Haltung, in jedem Winke des Auges spiegelt. Die kunstvolle, einnehmende Grazie der Gesten und Bewegungen, welche durch Takt, Zeitmaaß, und Beugungen der Musik geleitet werden, erhöht, belebt den Ausdruck des Gesangs, der schon an sich das nachgebildete Gefühl, die nachgeahmte Handlung verschönert. Nichts rührt tiefer als die interessanten Scenen einer ernsten Oper, wenn mit guter Musik und Poesie, mit der vermählten Kunst eines Metastasio und Pergolese sich

die Ausführung eines treflichen Schauspielers gattet. In der ernsten Opera wird oft die Akzion der Musik aufgeopfert. Die Kastraten, welche die Hauptrollen spielen, sind insgemein die geschmacklosesten, elendesten Aktoren. Die muntern Arien der komischen Oper sind im höchsten Grade belustigend. Wenn sie uns seltner laut auflachen machen, als Auftritte des gemeinen Lustspiels, so lassen sie uns häufiger lächeln. Die heitere Fröhlichkeit, die temperirte Freude, womit sie uns anwehen, anfächeln, ist nicht nur ein feines, sie ist auch ein höchst reizvolles Vergnügen. Tiefe Traurigkeit, tragische Leidenschaften, bringen selbst in mittelmäßige Akzion verkörpert, ihre Wirkungen hervor; nicht so die kleinern Unfälle, die weniger rührenden Situazionen der Komödie; ohne eine wenigstens erträgliche Akzion sinkt sie zur unerträglichen Posse. Die Kastraten sind aber selten nur leidliche Schauspieler, und werden daher selten in der komischen Oper auf die Bühne gelassen, weswegen auch diese insgemein besser aufgeführt und von manchen geschmackvollen Personen für die beste unter beiden musikalischen Unterhaltungen erklärt wird.

Dies Nachahmungsvermögen der Instrumentalmusik ist ungleich eingeschränkter als das der Vokalmusik; melodisch aber, unartikulirt und bedeutungslos, können ihre Töne nicht der Menschenstimme gleich, besondere Umstände einer Geschichte erzählen, nicht die Lagen schildern, die daraus entspringen, nicht (deutlich genug für jeden Hörer) die Gefühle ausdrücken, die Leidenschaften mahlen, von welchen die in jenen Lagen befangenen Personen bewegt, erschüttert werden; selbst ihre Nachahmungen anderer Laute und Töne, ihr gewöhnliches Feld sind

oft so dunkel, so verworren, daß sie, ohne erklärenden Text, uns oft den nachgeahmten Gegenstand kaum zuflüstern. Correlli hat, wie man glaubt, in einem Weihnachtskoncerte das Schaukeln einer Krippe ausdrücken wollen; man muß aber vorher seine Absicht wissen, um den Sinn der leisen Andeutung zu errathen; und diese vielleicht gelungene Nachahmung ist bei weitem nicht das schönste in seinem Meisterstücke, und dürfte manchen ein seltsamer und alberner Gang zu seyn scheinen. Händel hat in einer zu Miltons Allegro und Penseroso komponirten Symphonie, den Glockenschlag, das Singen der Lerchen und Nachtigallen, also nicht bloße Laute, sondern musikalische Töne nachgebildet. Diese Nachahmung natürlicher Töne war seine Stärke, und doch möchte sich seine Absicht nachzuahmen sowohl als der Gegenstand derselben, ohne Miltons erklärenden Text nur wenigen aufdringen. Neben den Versen erscheint die Nachahmung unstreitig schön, und fein, aber ohne den Text wäre sie vielleicht ein seltsamer Gang ohne Zusammenhang mit den vorhergehenden und folgenden. Man sagt bisweilen, Instrumentalmusik ahme Bewegungen nach; aber in der That ahmt sie nur die Töne nach, die eine Bewegung begleiten, oder sie bringt Töne hervor, deren Zeitmaaß mit den Abwechslungen, Pausen, Hemmungen, Beschleunigungen und Verzögerungen der Bewegung korrespondirt, welche sie nachzuahmen unternimmt. So drückt sie den Marsch und die Schlachtordnung eines Heeres, das tobende Gewühl und Fluthen eines Treffens aus. In allen diesen Fällen muß eine andere Kunst der Musik als Dolmetscherin zur Seite gehen, außerdem wüßten wir kaum, daß sie, geschweige denn, was sie nachahmen wolle.

In nachahmenden Künsten soll die Aehnlichkeit nicht so groß seyn, daß man das Nachbild für das Vorbild ansehen könne, aber groß genug, um sogleich die Vorstellung des letztern zu erwecken. Es wäre ein seltsames Gemälde, an dessen Fuße uns erst eine Inschrift belehren müßte, was für eine Person es vorstellen, ob es einen Menschen oder ein Pferd, oder überhaupt etwas vorstellen, ein Gemälde seyn solle. Die Nachahmungen der Instrumentalmusik gleichen, in mancher Rücksicht, einem solchen Gemälde. Zwischen beiden findet aber ein wesentlicher Unterschied statt. Das Gemälde wird durch die Inschrift nicht verbessert, indeß die Musik vermittelst eines Etwas, das nicht viel besser als jene Inschrift ist, alle Wirkungen der feinsten, vollkommensten Nachahmung, wenn auch nicht eigentliche Nachahmung hervorbringt. Es ist keine tiefe Spekulazion nöthig, um einzusehen, wie diese Wirkungen erzielt werden.

Der Zug der Gedanken und Vorstellungen, welche unaufhörlich durch die Seele vorüberschweben, rückt, so zu sagen, nicht immer in gleichem Schritte, in derselben Ordnung und Zusammenhange fort. Sind wir heiter und aufgeräumt, so ist seine Bewegung lebhafter und hüpfender, die Gedanken sind oft ohne merklichen Zusammenhang, mehr durch Kontraste, als durch Analogien an einander gereiht. In dieser muthwilligen Verfassung scheuen wir uns über einem Gedanken zu brüten, ähnlichen Vorstellungen nachzuspüren, weil Wechsel und Kontrast uns besser behagt. Ein anderes ist es, wenn wir trübsinnig und muthlos hinbrüten; da werden wir immer von einem Gedanken beschlichen oder angefallen, der uns neckt und

bedrängt, der jedem Wechsel feind keine Gefehrten neben sich duldet, als die ihm gleichen. Langsame Folge gleichartiger Gedanken ist Charakter des Trübsinns, rascher hüpfender Gang locker verketteter Vorstellungen Charakter der Fröhlichkeit. In der Mitte schwebt der natürliche Zustand, der Gesetztheit, Fassung und Stille. Hohe Töne sind von Natur munter, belebend, lustig, tiefe feierlich, ehrwürdig, schwermüthig. Zwischen Höhe des Tons und Geschwindigkeit in der Zeitfolge, Tiefe des Tons und Langsamkeit, ist ein natürlicher Zusammenhang, daher die Baßnoten insgemein langsam folgen. Instrumentalmusik kann nicht nur durch schnellere oder trägere Folge hoher und tiefer, ähnlicher und greller Töne, sich der heitern, gesetzten, schwermüthigen Seelenstimmung anfügen, anschließen, sie kann auch, wenn das Gemüth ledig, d. h. von keiner heftigen Leidenschaft getrübt ist, auf ein Moment und in einem gewissen Maaße jede Modifikazion einer solchen Stimmung hervorbringen. Wir alle unterscheiden schnell muntere und lustige von schwermüthiger, klagender, rührender, und beide von der in der Mitte stehenden, ruhigen und gesetzten Musik. Wir fühlen alle, daß aus dem natürlichen Zustande des Gemüths sie uns gewissermaaßen in die Laune und Stimmung, die ihrem eigenen Charakter entsprechen, hineinschmeicheln und zaubern kann. Ein Konzert fesselt die Aufmerksamkeit durch eine süße Kombinazion melodischer Töne, deren Folge bald gleichartigen Anklang, bald Kontrast in der Zusammenstellung, der Tonweise, dem Zeitmaaße herbeiführt. Die Seele so von einer Reihe Objekte festgehalten, deren Natur, Folge, Verflechtung bald die lustige, bald die trübsinnige, bald die ruhige Stimmung anspricht, wird selbst

allmählich in jede dieser Stimmungen, und so in Einklang mit der Musik versetzt.

Inzwischen bringt Instrumentalmusik diese Wirkung eigentlich nicht durch Nahahmung hervor. Sie ahmt nicht wie Tanz, Gesang, Malerei, eine lustige, gelassene, oder schwermüthige Person nach erzählt uns nicht, wie jene, eine muntere, ernsthafte, oder traurige Geschichte. Nicht durch Sympathie fächelt sie uns in lustige, — ernsthafte, — trübe Stimmung; nein, sie wird selbst ein lustiger, ein ernsthafter, ein betrübter Gegenstand, und das Gemüth nimmt natürlich Temperatur und Anstrich des Objekts, was seine Aufmerksamkeit fesselt, d. h. eine ihm entsprechende Stimmung an. Was wir bei Instrumentalmusik fühlen, ist ursprünglich nicht sympathetisches Gefühl, nicht reflektirter Abklang einer fremden Seelenstimmung.

Wenn wir die Schlangen-Windungen eines wohl angelegten Gartens verfolgen, so bietet sich uns eine Reihe von muntern, oder heitern und ruhigen, oder düstern Landschaften dar; ist nun die Seele in ihrem natürlichen Zustande, so fügt sie sich den Objekten an, und wechselt ihre Stimmung mit jeder veränderten Szene. Es wäre unrichtig zu sagen, daß diese Gartenszenen die lustige, — heitere, — düstere Stimmung der Seele nachbilden; hervorbringen, veranlassen können sie solche, aber nicht kopiren. So kann auch Instrumentalmusik jede Gemüthsverfassung erregen, keine nachbilden. In der ganzen Natur giebt es nicht zwei so heterogene Dinge, als Schall und Gefühl, und keine menschliche Kraft vermag dem einen wirkliche Aehnlichkeit mit dem andern anzumodeln.

Die unleugbare Gewalt, Gemüthsstimmungen zu erregen,

zu veranlassen, welche die Instrumentalmusik besitzt, hat ihr den großen Ruf der Nachahmungskraft erworben. Rousseau, der tiefer fühlt, als schließt, behauptet sogar von ihr, sie spreche zu allen Sinnen; sie trage gleichsam das Auge in das Ohr, sie könne nicht nur Bewegung und Zeitfolge, nein, selbst Ruhe, nächtliche Stille, den Schlaf der Natur nachbilden. Damit hat er nur sagen wollen, sie erwecke in dem Zuhörer ungefähr die Empfindungen, womit der Anblick jener Szenen den Zuschauer ergreift. „Der Tonkünstler," fährt er fort, „läßt die Meereswogen fluthen und tösen, die Flammen auflodern und prasseln, den Regen herabrauschen, Bäche rieseln, Waldströme schwellen und brausen, er mahlt die Schauer der gräßlichen Wüste, er düstert die Wände des unterirdischen Kerkers, stillt den Sturm, läßt Heiterkeit hervorschimmern, und Stille über den Himmel und die Luft hinwallen, und schüttet vom Orchester ein frisches Grün über Wiesen und Fluren. Er kann nicht geradezu eines dieser Objekte darstellen, aber er kann die Gefühle wecken, welche ihr Anblick erregt."

Ich bemerke gegen den beredten Genfer, daß ohne Opernmagie und Theatergepränge (Scenery), ohne Hülfe des Dichters und Malers, das Orchester keine der Wirkungen hervorbringen würde, die er ihm zuschreibt, daß wir ohne jene den Sinn keiner Musik nie errathen, nicht wissen würden, was für lustige, ernsthafte, oder traurige Objekte sie darstellen, ob sie überhaupt eines von dreien darstellen, oder uns nur mit einem Tonstücke lustiger, — trauriger, ernsthafter Art unterhalten wolle, welche die Alten durch die Namen der diastaltischen, systaltischen, und mittlern Musik unterschieden. Die Musik kann also die

Nachahmung einer andern Kunst unterstützen, ihre Wirkungen steigern, das Gemüth zu der Verfassung stimmen, welche die Darstellung des Dekorationsmalers, die Lage des Akteurs einflößt, d. h. sie kann sich jeder Szene anschmiegen. Die Schwermuth des Mannes, der sich bei einer kritischen Lage in der Finsterniß und Einsamkeit der Nacht erblickt, ist weit verschieden von dem Trübsinne, der das Gemüth mitten in einer schauervollen, unwirthbaren Einöde umwölkt, noch anders würden die Gefühle dessen seyn, der in einem unterirdischen Kerker eingesperrt schmachtete. Die Grade von Präcision, womit die Musik des Orchesters sich diesen Verschiedenheiten anmodelt, muß von Geschmack, Empfindsamkeit, Phantasie des Komponisten abhangen. Zuweilen mag es zu dieser Präcision beitragen, daß sie die Laute nachtönt, welche das vorgestellte Objekt zu begleiten pflegen. Die Symphonie in der Französischen Oper Alcyone, welche die Heftigkeit der Winde, den Stoß der Wellen, in einem Sturme nachbildete, ist von gleichzeitigen Schriftstellern sehr gepriesen worden. Das Konzert der Oper Issus, welches das Säuseln der Blätter an den Eichen von Dodona nachtönt, womit wahrscheinlich der Ausspruch eines Orakels begleitet war, die Symphonie der Oper Amadis, deren schauervolle Töne den dumpfen Laut nachbilden, der die Eröffnung des Grabes des Ardans vor der Erscheinung seines Geistes begleiten mochte, werden noch mehr gerühmt. Inzwischen kann Instrumentalmusik, ohne ihr erstes Gesetz, Melodie und Harmonie zu verletzen, die natürlichen Laute, die insgemein beider ermangeln, nur unvollkommen nachbilden. Es gehört in der Musik, wie in der Dichtkunst, viel Zurückhaltung, Geschmack,

Unterscheidungsgabe, Nüchternheit und Takt dazu, um dergleichen mangelhafte Nachahmungen schicklich anzubringen, denn allzu oft wiederholt und zu weit gedehnt erscheinen sie als das, was sie wirklich sind, als Tändeleien und Klingklang, Kunststücke, in denen ein mittelmäßiger Meister es leicht dem größten gleich thun — zuvorthun kann. Ich habe eine lateinische Uebersetzung der Ode Popes auf den Cäcilientag gelesen, welche in dieser Rücksicht das Original weit übertraf. In der Musik sind dergleichen Nachahmungen noch leichter. Das höchste Maaß der Kunst ist nicht, sie so gut zu machen, als sie ausfallen können, sondern zu wissen, wann, und in wie weit sie anzubringen sind. Aber die Geschicklichkeit, die Temperatur und den Charakter der Musik jeder Eigenthümlichkeit der Szene und der Situazion so genau anzubilden, daß die eine dieselbe Wirkung auf die Seele hervorbringt, wie die andere, ist nicht eine von den Tändeleien, worin es ein subalterner Künstler dem großen Meister zuvorthun kann. Sie setzt die Beurtheilungskraft, die Erfindungsgabe, die Kenntnisse des vollendeten Meisters voraus. Auf diese Kunst gründen sich die Wirkungen der Musik. Nachahmungen sind ihr nur verstattet, a) um ihre Absicht zu vergewissern, b) um ihre Wirkung zu steigern.

Das Bestreben, die Wirkungen der Maschinerie des Theaters über die Gränzen der Natur auszudehnen, hat große Misbräuche erzeugt, Nachahmungen, die zum drittenmale gesehen, uns schon lächerlich erscheinen, wie z. B. der Donner der Senffäßchen, der Papierschnee, der Erbsenhagel, den Pope so fein durchzieht. Dergleichen Nachahmungen sind angepinselten Statüen ähnlich. Sie überraschen anfänglich, ekeln uns bald an,

und erscheinen als läppische Tändeleien, woran Kinder und ihre Wärterinnen sich belustigen. Der Theaterdonner muß nie lauter seyn, als ihn das Orchester hervorzubringen, seine grausenvollsten Stürme nie über das hinausgehen, was der Maler darzustellen vermag. Solche Kunst verdient Achtung.

Der Misbrauch der Theaterrüstung (Scenery) hat sich in der Oper länger erhalten, zu unschicklichern, abentheuerlichern Thorheiten verleitet, als in jedem andern Drama. In Frankreich ist er schon längst aus dem letztern verbannt, aber in der Oper treibt er noch sein Wesen, wird beklatscht und bewundert. Hier wird noch Donner, Bliz, Sturm in der vorerwähnten lächerlichen Manier dargestellt, alle Wunderszenen der epischen Poesie; alle Abentheuer der Magie, alles, was nur unfähig ist, auf der Bühne dargestellt zu werden, wird täglich unter dem vollstimmigsten Beifall jener witzigen Nazion aufgeführt. Das Orchesterspiel, welches auf die Zuhörer ziemlich dieselbe Wirkung thut, welche eine künstlichere Nachahmung erzielen könnte, verhindert sie, die Lächerlichkeiten jener kindischen, tölpischen Nachäffungen in ihrer ganzen Stärke zu fühlen. In der Oper sind sie wirklich am wenigsten auffallend.

Ehe Apostolo Zeno und Metastasio die Italienische Oper umschufen, war sie völlig eben so excentrisch, und gab oft Addisons Zuschauer Stoff zu den feinsten Spöttereien. Selbst seit jener Reform scheint es Regel zu seyn, daß sich die Szene mit jedem Akte wenigstens ändere; nie war die Einheit des Orts im gemeinen Drama ein so heiliges Gebot, als ihre Verletzung in dem musikalischen, welches allerdings ein malerischeres, mannichfaltigeres Schaugepränge zu fordern scheint. So

wie die Musik hier den Effekt der Maschinerie unterstützt, so muß diese, um den Charakter der Musik zu bestimmen, und ihren Sinn auszulegen, mit ihren Abwechslungen Schritt halten. Ueberhaupt spricht die Oper mehr zu den äußern Sinnen, die Komödie und Tragödie mehr zu der Einbildungskraft, daher diese auch, blos im Kabinette gelesen, ihre Wirkung nie ganz, jene insgemein verfehlt. So wie die Oper dem Ohre durch Melodie und Harmonie schmeichelt, so verlangen wir, daß sie das Auge durch Mannichfaltigkeit und Glanz blende. Ihre Musik soll die dreifache Nachahmung des Dichters, des Schauspielers, des Theatermalers unterstützen. Wenn sie das Rezitativ oder die Arie unterbricht, so geschieht es allemal, um den Effekt des Geschehenen zu verstärken, um das Gemüth in eine für das Nachfolgende passende Stimmung zu versetzen. In beiden leitet sie die Stimme, führt sie auf den schicklichen Ton, die passende Modulazion zurück, so oft sie davon abspringen will, und so ist die beste Vokalmusik ihre Korrektheit immer großentheils der Leitung der Instrumente schuldig. Ob sie aber schon die Nachahmungen anderer Künste unterstützt, so muß man doch sagen, daß sie überhaupt die Aehnlichkeit zwischen Vorbilde und Nachahmung eher vermindert als vermehrt. Nichts kann dem Laufe der Natur ungleicher seyn, als daß Personen, in die interessantesten Lagen des öffentlichen und Privat-Lebens verwickelt, in Sorge, Gram, Verzweiflung versenkt, in allem, was sie sagen oder thun, von einem Konzert wohlklingender Instrumente begleitet werden sollten. Wären wir geneigt nachzudenken, so würden wir finden, daß dergleichen Begleitung die Wahrscheinlichkeit der Handlung zerstört. Also nicht durch eigene Nach-

ahmung verstärkt Musik die Nachahmungsversuche anderer Künste, sondern dadurch, daß sie mit andern Kräften dieselbe Art von Wirkungen erzeugt, welche die genaueste Nachbildung der Natur nur immer hervorbringen kann.

Wenn aber Instrumentalmusik selten, selbst dann, wann sie den Versuchen anderer Künste zu Hülfe kömmt, nachahmend heißen kann, so ist sie es allein, und ohne Begleitung noch weniger. Warum sollte sie ihre wesentlichen Eigenschaften, Melodie und Harmonie, lähmen, ihrem Zeitmaaße Fesseln anlegen, um ein Kunststück zu versuchen, das ohne Dolmetscher so schwerlich verstanden wird. In ihren gepriesensten Meisterwerken, in Händels und Corellis Ouverturen, ist wenig oder keine Nachahmung zu spüren, und wo sie erscheint, ist sie nur Grund eines geringen Verdienstes. Auch ohne sie, sind ihre Wirkungen groß und mächtiger, ob schon geringer als die der Vokalmusik. Durch die Lieblichkeit ihrer Töne erregt sie die Aufmerksamkeit und unterhält sie durch die Verwandschaft derselben; und mit Leichtigkeit folgt die Aufmerksamkeit einer Reihe lieblicher Töne, die sich alle auf eine Hauptnote, Schlüssel genannt, und auf eine Kombinazion von Noten (die Komposizion) beziehen. Vermittelst dieser Beziehung scheint jeder vorhergehende Ton das Gemüth in den folgenden hineinzuschwingen, und die Anordnung der Töne macht das Ganze leichter erinnerlich und übersehbar. Zeitmaaß und Takt sind für die Musik das, was Ordnung und Methode für die Rede sind: sie brechen sie in schickliche Theile, machen uns fähig, uns des Vergangenen zu erinnern, und aus der bekannten Symmetrie der Theile das Folgende vorauszusehen. Daher sagt ein alter

Philosoph und Tonkünstler, der Genuß der Musik sei Erinnerung und Voraussicht. Wenn der Takt lange genug angehalten und uns befriedigt hat, so ändert er sich, und sein Wechsel wird uns angenehmer, als die Einförmigkeit, welche unsere Erwartung befriedigt hätte. Ohne Ordnung und Methode, welche der Erinnerung und Voraussicht zu statten kommen, wäre der Genuß der Musik die bloße Wirkung abgerissener Töne, die in unsere Ohren schallten. So aber ist er = der Wirkung a) des Vergangenen, woran wir uns erinnern, b) des vorhergesehenen Folgenden, also am Ende den zusammengehäuften Eindrücken aller Bestandtheile. Ein wohl komponirtes Konzert bietet durch die Verschiedenheit der Instrumente, die Mannichfaltigkeit der ihnen zugetheilten Rollen, den vollkommnen Einklang dieser Parthien, durch die Harmonie der zusammentreffenden Töne, und glückliche Abwechslung in der Folge derer, die nach einander gehört werden, ein so liebliches, großes, interessantes Objekt dar, daß es allein, ohne an einen andern Gegenstand zu erinnern, (es sei durch Nachahmung oder durch Ideenverknüpfung) die ganze Fassungskraft der Seele gleichsam ausfüllen kann, ohne der Aufmerksamkeit ledigen Raum zu lassen. Das Vergnügen über die Mannichfaltigkeit und den Zusammenklang lieblicher Laute, und über ihre systematische Folge, ist ein nicht bloß sinnlicher, sondern geistiger Genuß, demjenigen ähnlich, welchen der Ueberblick eines szientifischen Systems gewährt. Ein volles Konzert bedarf keiner Begleitung, es lehnt sie ab. Ein Tanz, ein Gesang würde eine Aufmerksamkeit heischen, die wir nicht erübrigen, nicht missen können, und die Wirkung der Musik stören, anstatt sie zu erhöhen. Er mag ihr folgen, begleiten darf er sie nicht.

Diese Musik meint selten eine Geschichte zu erzählen, ein Ereigniß nachzuahmen, ein abwesendes, von der Kombinazion der Töne, die ihr Wesen ausmachen, verschiedenes Objekt zu vergegenwärtigen. Ihr Sinn liegt vollständig und klar in ihr selbst, kein Dolmetscher soll ihn auslegen. Was man ihren Stoff (Sujet) nennt, ist nichts anders, als eine leitende Kombinazion von Noten, zu denen sie oft zurückkehrt, aus dessen Affinitätssphäre ihre Variazionen und Abschweifungen nie heraus treten, also ganz verschieden von dem Stoffe eines Gemäldes oder Gedichts, der immer außer beiden liegt, und mit einer Kombinazion von Worten, oder von Pinselstrichen nichts gemein hat, folglich kein integrirender Theil der Komposizion ist.

Die Wirkung der Instrumentalmusik auf das Gemüth wird ihr Ausdruck genannt. Für das Gefühl ist er oft dem, was man Ausdruck der Malerei nennt, nicht ungleich. Aber die Wirkung des letztern entspringt allemal aus etwas, das, obwohl deutlich durch Zeichnung und Kolorit angegeben, doch von beiden wesentlich verschieden ist. Sie entsteht bald aus Sympathie bald aus Antipathie gegen die Empfindungen und Affekte, welche das Ansehen, die Haltung, Stellung, Akzion der vorgestellten Personen ankündiget. Dagegen giebt Melodie und Harmonie einer Instrumentalmusik deutlich nichts an, was von ihnen selbst unterschieden wäre. Alle Wirkung, die sie hervorbringt, ist unmittelbarer Effekt der Melodie und Harmonie, nicht eines fremden von diesen vergegenwärtigten Objekts; denn in der That sie bedeuten, sie vergegenwärtigen, außer sich selbst, nichts. Man kann füglich sagen, die vollendete Kunst des Malers bestehe aus den drei Talenten, 1) der Zeichnung, 2) des

Kolorits, c) des Ausdrucks. Aber mit Herrn Avison sagen, die vollständige Kunst des Tonkünstlers begreife 3 Talente, Melodie, Harmonie, Ausdruck, das heißt eine Wirkung der Melodie und Harmonie zu einem eigenen Talente machen. Die Eintheilung ist also unlogisch. In der Malerei ist Ausdruck von Zeichnung und Kolorit wesentlich verschieden, d. h. ein Gemälde kann vollkommen gezeichnet, treflich kolorirt seyn, und doch alles Ausdrucks ermangeln. Aber in der Musik ist das, was wir Ausdruck nennen, unmittelbare nothwendige Wirkung der Melodie. Die Kraft, diesen Effekt hervorzubringen, unterscheidet gute Melodie von schlechter und gleichgültiger. Harmonie kann die Wirkung guter Melodie steigern, aber an sich und ohne diese kann sie nichts bewirken, was Ausdruck genannt zu werden verdient, kann nur das Ohr betäuben, ermüden. Ein Maler kann im hohen Grade Zeichnung und Kolorit verstehen, und wenig Talent für den Ausdruck haben. Man sagte das dem Titian nach. Aber von einem Tonkünstler sagen, er besitze das Talent der Melodie und das der Harmonie, nicht des Ausdrucks, hieße eben so viel, als behaupten, in seinen Werken sei die Ursache ohne ihre Wirkung. Ein Tonkünstler kann sich bloß auf Harmonie verstehen, aber in Melodie und Ausdrucke sehr schwach und unerfahren seyn. Er hat auch ein gewisses Verdienst, aber seine Werke sind dumpf und seelenlos. Er gleicht einem Gelehrten, dem es an Geschmack, Erfindungstalente und Phantasie fehlt.

Das Resultat ist also: Instrumentalmusik kann gewissermaaßen als nachahmende Kunst betrachtet werden, aber sie ist es unter allen Künsten am wenigsten. Sie kann a) nur wenige

Objekte, b) die, nur unvollkommen nachbilden, c) wird ohne Begleitung einer andern Kunst selten verstanden; d) Nachahmung ist ihr nicht wesentlich, und e) ihre großen Wirkungen entspringen aus ganz andern Kräften, als das Nachahmungsvermögen ist.

Dritter Theil. S. 226 – 240.

An Nachahmungsstärke übertrift der Tanz die unbegleitete Musik, und kömmt allen übrigen Künsten bei, wenn er sie nicht übertrift. Doch ist er, so wenig als Musik, seinem Wesen nach nachahmend, und kann, ohne es zu seyn, angenehme Effekte bewirken. In unsern meisten Tänzen ist wenig oder keine Nachahmung, sie bestehen in Folgen von Schritten, Gesten, Bewegungen, die nach musikalischem Zeitmaaße geregelt sind, entweder Grazie, oder Gewandheit entfalten. Selbst solche Tänze, die ursprünglich nachahmend gewesen seyn mögen, haben in der Praxis aufgehört es zu seyn. Die Menuet, wo die Frau dem Manne, nachdem sie ihm mehreremale vorübergegangen, erst die eine Hand, dann die andere, dann beide reicht, soll ein ursprünglich Maurischer Tanz, und eine emblematische Vorstellung der Liebe seyn. Manche meiner Leser, die oft nach dem Urtheile der Zuschauer mit Grazie und Anstand Menuet getanzt haben, mögen wohl so wenig, als diese, je auf den allegorischen Sinn der Menuet gerathen haben.

Ein gemessener kadenzirter Schritt, der mit der begleitenden Musik Takt hält, ihn gleichsam schlägt, ist der Charakter, wodurch sich der Tanz von jeder andern Bewegung unterscheidet. Wenn der Tänzer so gemeine oder wichtige Handlungen des Lebens nachahmt, so schaft und modelt er, so zu sagen, ein

Ding von einer Art in ein anderes ganz verschiedenartiges Ding um, seine Kunst überwältigt die Verschiedenheit, welche die Natur zwischen vorbildende und nachbildende Objekte gesetzt hat, und erringt zum Theil das Verdienst, welches den nachahmenden Künsten gebühret. Diese Disparität, welche der Tanz zu überwinden hat, ist sehr gering, daher auch das Verdienst der Nachahmung. Kein Mensch wird daher den guten Tänzer dem guten Maler und Bildhauer gleich stellen. Doch kann er uns mehr Vergnügen gewähren, als beide. Denn alle Gegenstände der Bildhauerei und der historischen Malerei umfaßt sein Gebiet, und er hat noch manche Vortheile vor beiden voraus. Der Maler, der Bildhauer kann nur ein Moment der Handlung darstellen, die vorbereitenden Ursachen, die Folgen dieser Situazion des Moments liegen außerhalb dem Bezirke seiner Nachbildungen. Der pantomimische Tänzer kann die Ursachen und Folgen einer Lage darstellend, gleich der epischen Poesie, alle Ereignisse einer Geschichte, eine Reihe interessanter in einander verketteter Situazionen schildern; er kann also tiefer rühren. Die Römer vergossen Thränen bei pantomimischen Darstellungen, so heiß, wie wir bei den besten Trauerspielen. Wem vermag Malerei und Bildhauerei sie zu entlocken?

Die alten Griechen waren, wie es scheint, ein tanzendes Volk, ihre Tänze, gemeine sowohl als theatralische, waren nachahmend. Eben so bei den Römern. Diese kannten den gesellschaftlichen Tanz nicht, den sie für unanständig, des ernsten Mannes unwürdig hielten. Bei beiden Nazionen scheint Nachahmung das Wesen des Tanzes ausgemacht zu haben. Ganz anders in den neuesten Zeiten. Unsere theatralischen Tänze

sind bei weitem nicht alle pantomimisch. Unsere gemeinen Tänze waren nie nachahmend, oder sind es nicht mehr. Dieser Unterschied zwischen altem und neuem Tanze scheint die natürliche Folge eines korrespondirenden Unterschieds der Musik, die beide begleitet, zu seyn. In neuern Zeiten tanzt man zu Instrumentalmusik, die selbst nicht nachahmend ist, wie könnte es der Tanz seyn, den sie allererst beseelt. Bei den Alten das Gegentheil. Diese tanzten meistens zum Gesange, der wesentlich nachahmend ist. Sie hatten wenig Musik ohne Gesang. Ihre blasenden und besaiteten Instrumente scheinen blos Begleiter, Beseeler der Stimme gewesen zu seyn. Auf dem Lande geschieht es häufig, daß ein Haufen junger Leute ohne Geige und Flöte zu tanzen beginnt. Ein Frauenzimmer singt dazu, singt insgemein bloße Noten ohne Text, ihre Stimme ist dann ein bloßes Instrument, und der Tanz nachahmungslos. Wenn sie aber Worte singt, und in den Worten liegt mehr als gewöhnlicher Geist und Humor, so werden alle die besten, leichtesten Tänzer mehr oder weniger Pantomimen, und drücken durch Gesten den Sinn, die Erzählung des Gesangs aus. Am besten gelingt der Ausdruck, wenn dieselbe Person, wie bei den Alten häufig geschah, singt und tanzt; aber dazu gehört eine eiserne Konstituzion und tüchtige Lungen; mit diesen Vortheilen und langer Praxis kann in dieser Manier der erhabenste Tanz ausgeführt werden. Ich sah einst einen Neger mit eigenem Gesang den Kriegstanz seines Landes mit solcher Heftigkeit der Geberdung und des Ausdrucks tanzen, daß Herren und Damen von Stühlen und Tischen aufsprangen, um seiner Wuth aus dem Wege zu gehen. In der Griechischen Sprache sind 2 Zeitwör-

ter, die beide Tanzen, so wie die von ihnen abgeleiteten Wörter Tanz, Tänzer bedeuten. Sie werden von den meisten Autoren ohne Unterschied gebraucht, aber nach den besten Sprachforschern heißt das eine (ορχεισθαι) ohne Sang, zu fremder — das zweite (χορευειν) mit eigener Musik und Gesange tanzen. In den Chören der Griechischen Tragödie, die oft aus mehr denn 50 Personen bestanden, spielten die einen Flöten, einige sangen, aber alle tanzten, und zwar zu eigener Musik......

Die folgenden Bemerkungen über die Verwandschaft zwischen Musik, Tanz und Poesie, fand man unter des seligen Smith's Papieren, ohne Anzeige, ob sie Theile dieses oder eines andern Aufsatzes zu seyn bestimmt waren. Sie verdienten aufbewahrt zu werden; daher haben die Editoren ihren Zusammenhang mit dem obigen benutzt, um sie anzuschließen.

Ich habe schon im 2ten Theile des Bandes zwischen Musik, Tanz, erwähnt; es ist geknüpft durch den Rhythmus, wie die Alten, oder durch Zeitmaaß und Tonweise, wie wir es nennen, der beide regelt. Nicht jeder Schritt, jeder Geste ist Tanz, dessen Korrespondenz mit einem Zeitmaaße und einer Tonweise bemerkbar ist. In einem guten Opernschauspieler ist alles, — nicht nur Modulazion, Haltung und Absatz der Stimme, — sondern jede Abwechslung der Geberde, der Haltung des Haupts, der Stellung des Körpers im Einklange mit Takt und Weise der Musik. Da sagt kein Volk in Europa, er sei Tänzer; seine Schritte sind Theaterschritte, nicht Tanzschritte. Ob nun gleich das Auge des gewöhnlichsten Zuschauers den Schritt und die Gesten des Tanzes von den gemeinen unterscheidet, so würde es ihm doch schwer fallen, auszudrücken, worin der Unterschied

eigentlich bestehe. Die Gränzen abzustecken, wo das Gebiete der einen Kunst aufhört und wo das der andern endigt, möchte wohl einen größern Aufwand von Scharfsinn erfordern, als der eitele Gegenstand lohnt. Wollte ich es versuchen, so würde ich bemerken, daß ein Mensch, der eine gewöhnliche Handlung verrichtet, z. B. von einem Ende des Zimmers zum andern schreitet, zwar viel Grazie und Gewandheit offenbaren kann, aber nicht die geringste Absicht verräth sie zu äußern, daß, wenn er sie verriethe, er sogleich verstoßen, und der Eitelkeit oder Ziererei beschuldigt werden würde. Denn hier scheint der Zweck der Handlung allein das Gemüth zu beschäftigen. Kömmt dazu noch das Bestreben, Anmuth und Gewandheit zu zeigen, so ist er bedacht sie zu verhehlen, selten gelingt ihm dieses, und er beleidigt in dem Maaße, als sein Bestreben sichtbar wird; es wird es aber unvermeidlich.

Im Tanze hingegen bekennt, verkündigt jeder laut die Absicht, Grazie oder Behendigkeit oder beide zu entfalten. Diese Aeußerung der einen oder der andern, oder beider, ist Zweck der Handlung; es ist aber nie Eitelkeit, nie Ziererei, den Zweck einer Handlung zu verfolgen. Wenn wir von einem Tänzer sagen, er gebe sich eine affektirte, erzwungene Grazie, so wollen wir entweder sagen, er affektire Mienen und Geberden, die der Natur des Tanzes nicht entsprechen, oder er führe sie tölpisch aus, oder er übertreibe sie, welcher letzte Fehler der gemeinste ist. Jeder Tanz ist eine Folge anmuthiger und bedeutender Geberden und Bewegungen, die sich für das ankündigen, was sie seyn sollen. Das Wesen des Tanzes besteht also darin, daß man in abgemessenen, nach Zeit- und Tonmaaße

geregelten Schritten und Gesten das Bestreben zu gefallen äußere.

Obgleich nicht jeder Schritt, jede Geberde und Bewegung selbst nach Zeit- und Tonmaaße geregelt, allein, einen Tanz ausmacht, so macht doch jeder Schall, wenn er nur, (sei es auch ohne Abwechslung der Höhe und Tiefe) Zeitmaaß und Takt beobachtet, eine Art, freilich unvollkommener Musik aus. Trommeln, Cymbale u. dergl. haben, so viel ich weiß, nur einen Ton, eine Note; wird sie aber mit Rhythmus wiederholt, so daß sie durch stärkern oder leisern Anschlag Takt und Zeitmaaß angiebt, so wird sie Musik, oft eine angenehme Musik von großer Wirkungskraft. Diese einzige Note ist insgemein ein heller, sehr melodischer Ton; doch ist auch das nicht unentbehrlich. Die gedämpfte, verhüllte Trommel beim Todtenmarsch tönt dumpf und schaurig, gewiß nicht melodisch, und doch bewirkt sie eine oft herzangreifende Musik. In der anspruchlosesten Musik, dem Trommeln mit den Fingern auf eine Tafel, unterscheiden wir, bisweilen, den Takt und etwas von der Laune einer Lieblingsarie, und müssen gestehen, es sei Musik. Zeitmaaß allein ohne Tonweise kann Musik, aber Tonweise ohne passende Schritte und Bewegungen kann keinen Tanz ausmachen. In dieser genauen Beobachtung der Tonweise, d. h. der schicklichen Intervallen der Höhe und Tiefe besteht zugleich die Schönheit und die Schwierigkeit der vollkommnen Musik. Takt und Zeitmaaß sind simple Dinge, welche selbst ein ungeübtes Ohr zu unterscheiden fähig ist, aber alle Variazionen der Tonweise zu übersehen, zu bemerken, aber mit Präcision das genaue Verhältniß jeder Note zu begreifen, ist alles, was das feinste, ausge-

bildetste Gehör oft kaum erreichen kann. Bei dem Singen des gemeinen Volkes bemerken wir ziemlich genaue Beobachtung des Taktes, aber keine Tonweise. Die gehörigen Intervallen der Töne zu entdecken, zu bezeichnen, mußte ein Werk langer Erfahrung und Beobachtung seyn. In den theoretischen Anweisungen zur Musik füllt die Lehre vom Takte wenige Kapitel von mäßiger Länge. Aber die Theorie der Tonweise ist eine weitläuftige, tiefsinnige Wissenschaft geworden, die oft selbst von dem verständigen Künstler nicht ganz gefaßt wird.

In den ersten rohen Versuchen zu singen konnten die Spitzfindigkeiten des Tonmaaßes wenig beachtet werden. Daher war ich oft geneigt das hohe Alterthum der Nazionalgesänge zu bezweifeln, welche durch mündliche Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht überliefert seyn sollen, ohne je in Noten gesetzt, oder für folgende Menschenalter aufgezeichnet worden zu seyn. Der Takt, der Geist und Humor des Gesangs mögen vielleicht in dieser Manier fortgepflanzt worden seyn, aber kaum glaublich ist es, daß die Noten einer Melodie unaufgezeichnet sollten aufbewahrt werden können. Die Weise, nach der einige der alten Gesänge, die wir für Schottische rechnen, gesungen werden, hat, seit mein Andenken reicht, große Veränderungen erfahren; wie viel größere mag sie vorher erlitten haben?

Der Unterschied zwischen den Lauten und Tönen des Gesangs und der Rede scheint der nemliche zu seyn, der zwischen Gesten und Schritten des Tanzes, und den Bewegungen und Schritten der gemeinen Handlung statt findet. Obgleich eine Person im Sprechen sehr liebliche Laute kann hören lassen, so wird sie doch sicher misfallen und einer unangenehmen Ziererei

beschuldigt werden, wenn sie die Absicht verräth, ihre liebliche Stimme tönen zu lassen, und ihr selbst gefällig zuhorcht. Von dem Sprecher fordern, erwarten wir nichts weiter, als Beobachtung des Zwecks der Handlung, d. h. klaren, deutlichen Ausdruck dessen, was er zu sagen hat. Beim Singen bekennt jeder die Absicht zu gefallen, durch Ton, Kadenz der Stimme u. s. w., das erwarten wir von ihm, und er ist keiner Affektazion schuldig, wenn er es sucht. Denn durch Wahl und Kombinazion lieblicher Töne zu gefallen ist eigenster Zweck der Musik. Eine Person kann freilich eben so wohl geziert singen als affektirt tanzen, kann versuchen durch Töne zu gefallen, die der Natur des Gesanges absagen, oder einen übermüthigen Dünkel äußern, den ihre Exekuzion nicht rechtfertigt. Die unangenehme Affektazion des Sängers liegt immer in dem Bestreben, nicht durch passende, sondern durch unschickliche Modulazion der Stimme zu gefallen. Frühzeitig ward die Entdeckung gemacht, daß die Schwingungen der Saiten, oder Schnuren, deren Länge oder Dicke oder Spannung ein gewisses Verhältniß gegen einander haben, Töne produziren, welche nach der Sprache der Kunst im Einklange mit denjenigen Lauten und Tönen der Menschenstimme sind, die dem Ohre behagen. Diese Entdekkung setzte die Tonkünstler in den Stand, deutlich, bestimmt von den Tönen der menschlichen Stimme zu reden, jeden Ton und Laut genau wie einen Buchstaben anzugeben, zu nennen, indem sie die Verhältnisse der Saiten festsetzen, deren Schwingungen den Einklang der Töne hervorbringen.

Die sogenannten Intervalle, d. h. die Unterschiede der Höhe und Tiefe zwischen den Tönen der singenden Stimme, sind viel

größer, viel schärfer bezeichnet, als die der sprechenden Stimme. Die erstern können durch die Proporzionen der Saiten gemessen und geschätzt werden, die letztern keineswegs. Das zarteste Instrument ist nicht fähig, die äußerste Winzigkeit dieser Intervallen auszumessen. Das Heptamerede des Hrn. Sauveur konnte ein Intervall bezeichnen = ⅐ eines Komma, d. h. des kleinsten Intervalls, welches die neuere Musik annimmt. Und doch vermochte, wie uns Hr. Duclos belehrt, selbst dieses Instrument nicht, die Winzigkeit der Intervallen in der Aussprache des Chinesischen auszudrücken, d. h. unter allen Sprachen der Welt derjenigen, welche dem Gesange am nächsten kommen, folglich die grösten Intervallen haben soll.

Da also die Töne der singenden Stimme genau benannt und vergewissert werden können, nicht so die der sprechenden, so sind die ersten allein fähig in Noten gesetzt, aufgezeichnet zu werden, die letztern aber nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

VII.

La voix du Sage, ou l'interêt des peuples bien entendu, dans l'exercice du droit de guerre et de conquête. Par le Citoyen Delpuech Comeiras; à Paris, An VIII. p. 221. 8.

(Die Stimme des Weisen, oder das wohl verstandene Interesse der Völker bei der Ausübung des Rechts des Krieges und der Eroberung.)

Man überredet sich gemeiniglich, sagt der Verf. in der Vorrede, die Verbesserung der Mißbräuche bei den Regierungen sei etwas Unmögliches. Träge Seelen wissen sich sehr gut in diese Maxime zu schicken, und finden sie ganz unzweifelhaft. Aber der gutdenkende Mann überlasse sich nicht diesem trostlosen Gedanken! Es gehört Verstand, kaltes Blut, es gehören Einsichten und Zeit dazu, um einen Staat zu verbessern: die immer unbedachtsame Leidenschaft zerstört, ohne etwas Gutes zu schaffen. Die Vervollkommnung der Regierungskunst kann nur langsam durch Hülfe der Erfahrung von Jahrhunderten reifen; diese wird die Menschen weiser, und zugleich glücklicher machen. Der gutgesinnte Bürger denke also über die Uebel, welche sein

Vaterland drücken, nach, nicht um sie durch innerliche Verwirrungen noch zu vermehren, sondern um die Ursachen derselben auszuforschen, und die schicklichsten d. h. die mit dem Besten der Gesellschaft verträglichsten Gegenmittel anzuzeigen.

Das Buch enthält 8 Kapitel, welche nicht alle gleichen Werth und innern Gehalt haben. In dem I. werden die Uebel des Krieges und die Vortheile des Friedens aufgezählt. S. 1—25. — Es würde zu nichts helfen, hier jene Gemälde der Wuth und des Würgens und alle Schrecknisse und Gräuel der Schlachten vor Augen zu stellen. Dergleichen Schilderungen sind schon zu gemein, als daß sie uns noch erschüttern sollten, und die Menschen scheinen mit den Bildern der Zerstörung schon vertraut worden zu seyn. Aber es giebt Uebel des Kriegs anderer Art, Uebel, welche ohn' Unterlaß fortwirken, und die Herzen der Menschen mehr rühren. Der Krieg führt drückende Bedrängnisse, führt einen Zustand der Erniedrigung und Herabwürdigung der Menschheit, führt Verlust und Nachtheile mit sich, welche unser Herz lange Zeit bluten machen, und welche eben so schmerzliche als tiefe Wunden zurück lassen. Der Krieg ist's, welcher den Fortgang heilsamer Entwürfe und Anstalten aufhält; er ist's, welcher die Quellen des Glücks und des Wohlstandes austrocknet; er ist's, der oft alles Gefühl für Gerechtigkeit und Menschlichkeit auf eine Zeit lang ausrottet; er endlich ist's, der an die Stelle aller sanften und wohlthätigen Empfindungen Feindschaft, Haß, das Bedürfniß zu unterdrücken und die Begierde zu zerstören setzt. Alle Stände seufzen mehr oder weniger unter dieser Geisel. — Der Verf. zeigt nun die traurigen Wirkungen des Krieges für den Ackerbau und den

Landmann, für den Handel und Wandel, für Künste und Wissenschaften, für die Bevölkerung, für die bürgerliche Freiheit, für die Sittlichkeit.

S. 13. u. ff. Aber die Menschen, sagen die Vertheidiger des Kriegs, haben zu allen Zeiten Kriege geführt. Allerdings; und zu allen Zeiten haben auch Ungewitter die Aernten verheert; zu allen Zeiten hat die Pest ihren giftigen Odem ausgehaucht, hat die Unduldsamkeit Schlachtopfer gewürgt, haben alle Arten von Verbrechen die Erde verwüstet: aber standhaft hat auch die Vernunft gegen die Thorheit, die Moral gegen die Laster, die Heilkunde gegen die Krankheiten, und der Kunstfleiß der Menschen gegen die Strenge der Jahreszeiten und die Nachtheile der übeln Witterung gekämpft. Daß einst barbarische und durch ihre Unwissenheit zu Mangel und Elend verurtheilte Völker in die Länder gelockt worden sind, wo der Flor der Künste und mannichfaltige Reichthümer ihnen unbekannte Güter versprachen, das kann uns nicht in Verwunderung setzen; denn wir sehen, welche Bewegungsgründe sie bestimmten: aber muß man es auch jetzt Völkern, deren Lage weit vortheilhafter, deren Geist weit aufgeklärter ist, immer noch zurufen, daß der Geist des Friedens und der Wohlthätigkeit der Gipfel ihrer Vervollkommnung ist?

S. 20. u. f. Nur wenn man die Menschen in Masse denkt, erscheint das menschliche Wesen in seinem erhabensten Charakter. Ich sehe dann, wie der Mensch die Natur seiner Herrschaft unterwirft, zu seinem Gebrauche umschafft, sich dieselbe ganz zu eigen macht. Die Erde muß ihren Schooß öffnen, um ihm ihre Metalle zu liefern, sie bringt statt ihrer bisherigen Erzeug-

nisse neue Früchte hervor, sie wird hart, weich, zu allen Gestalten und Gebrauchsarten geschickt gemacht. Die schädlichen Thiere werden ausgerottet, die nützlichen werden beschützt, vervielfältigt, zahm gemacht, als Speise verzehrt, oder zum Gebrauche in mancherlei Künsten bestimmt; die Feinheit ihrer Sinne, die Geschwindigkeit ihrer Füße, die Stärke ihrer Lenden, werden ein Theil des Eigenthums der Menschen. Alles nimmt unter ihren Händen eine andere Gestalt an; Steinmassen werden zu Pallästen, Wälder zu Schiffen; das eine Metall wird in schneidende Werkzeuge, das andere in Arzneien, das Fett der Thiere in Lichtflammen, ihre Häute in Kleidungen verwandelt. Der entzündete Salpeter erregt einen irdischen Donner; ja selbst der Donner des Himmels gehorcht unsern Befehlen und folgt der ihm vorgezeichneten Richtung. Der Mensch, nicht zufrieden, seine Wohnungen auf dem festen Lande in bessern Stand gesetzt zu haben, bahnt sich einen sichern Weg durch die Meere; durch Hülfe eines geschmolzenen und bearbeiteten Sandes schickt er seine Blicke in eine Entfernung von Millionen Meilen; alle Elemente gehorchen seiner Stimme, und sind seinem Fleiße dienstbar; alles, was sich nur bewegt, bewegt sich für ihn. Der Unterschied, welchen die Künste zwischen die Menschen setzen, ist unermeßlich, und die Völker Amerika's würden nicht tadelnswerth gewesen seyn, daß sie die Europäer für Götter hielten, wenn ihre Sieger sich nicht durch Verbrechen angekündiget hätten. — Diese menschlichen Wunderthaten, über welche uns die Gewohnheit die Augen verschließt und unsere Bewunderung schwächt, sind das Werk der Bevölkerung. Der in seinen Sandwüsten und in kleinen Haufen,

als Hirte oder als Räuber, herumschweifende Araber ist heut zu Tage noch gerade derselbe, der er zu Abrahams Zeiten war; für ihn ist eine große Anzahl von Jahrhunderten unnütze verflossen: aber wo die Menschen in großer Menge nahe bei einander wohnen, da fügt jedes Jahrhundert, jedes Jahr, jeder Tag ihren geistigen oder physischen Reichthümern etwas Neues hinzu. Dieser glückliche Zustand ist aber mit dem Kriege unvereinbar; er kann nur die Frucht des Friedens seyn.

Das II. Kapitel handelt von den Bewegungsgründen zum Kriege, und liefert zugleich eine Erörterung der Ursachen, welche in Europa seit dem Westphälischen Frieden bis auf unsere Zeiten das Kriegsfeuer angezündet haben. S. 26 — 66.

S. 26. Zwei Prinzipe sind es, welche die Welt regieren: die Gewalt, welche den Krieg erzeugt, und die Vernunft, welche den Frieden anrathet. Von diesen zwei Prinzipien ist das erste das thätigste. Es hängt mit den Leidenschaften zusammen; dies ist die Ursache, warum es weit mehr Krieg als Friede giebt. Fast möchte man sagen, daß manche Oberhäupter der Nazionen nur regieren, um den benachbarten Völkern zu schaden: ihre Politik gegen das Ausland verschlingt gemeiniglich die Sorgfalt, welche sie der einheimischen Politik schenken sollten. Trunken von dem eiteln Gedanken, in den Augen einer sie anstaunenden Welt eine große Rolle zu spielen, sieht man sie nur immer damit beschäftigt, ihre eigenen Nazionen zu Grunde zu richten, in der Absicht, bald drauf die fremden Nazionen zu Grunde zu richten. Wenn man ihr Verfahren ohne Vorurtheil betrachtete, so würde man in Versuchung gerathen, zu glauben, daß sie auf nichts als darauf ausgiengen, verheerte Länder zu

beherrschen. Ohn' Unterlaß darauf bedacht, die Gränzen ihrer Staaten zu erweitern, denken sie fast nie daran, dieselben glücklicher zu machen. Sie scheinen sich nichts als ein Stück Erde mit elenden Bewohnern desselben zu wünschen. Durch den Ehrgeiz und durch die eingeschränkten Einsichten ihrer Regierer verführt, halten die Nazionen sich für verbunden, sich gegenseitig zu hassen; ihre Beherrscher benützen diese unglückliche Gemüthsstimmungen, sie bedienen sich derselben, um ihr eiteles Interesse, welches selten das Interesse des Staats ist, geltend zu machen.

§. 36. Wenn es irgend ein Verbrechen giebt, so ist es ohne Zweifel das Verbrechen derjenigen Potentaten, welche sich wegen der unbedeutendsten Ursachen in Kriege verwickeln, und ihren augenblicklichen Launen Menschen aufopfern, deren Leben der wesentlichste Reichthum eines Staats ist. Mit welcher unverschämten Stirn dürfen doch schmeichelnde Dichter und Geschichtsschreiber jene ehrgeizigen Fürsten preisen, welche mit Aufopferung des Kerns ihrer Nazion einen der Menschheit unwürdigen Ruhm erkaufen, gegen welchen die Beredtsamkeit, und gerechter Unwille alle ihre Streiche richten sollten? Wie können doch Nazionen nach blutigen Siegen in so laute Freuden ausbrechen? Ueber was erfreut ihr euch denn, für was dankt ihr Gott? Etwa dafür, daß ein einziges Treffen Tausende eurer Mitbürger hinstreckte? Oder dafür, daß euer Gebiet durch eine zerstörte Stadt vergrößert ward? Werdet ihr deswegen glücklicher, wird eure Sicherheit deswegen größer seyn? werdet ihr nunmehr ruhiger der Früchte eurer Arbeiten genießen? werdet ihr wenigere Abgaben zu zahlen haben?

S. 51. Seit jenem berühmten Westphälischen 1648 geschlossenen Frieden, welcher ewig und unwiderruflich seyn sollte, bis 1783, welches einen Zeitraum von 135 Jahren beträgt, hatte Europa 70 Jahre Krieg, und 65 Jahre Ruhe. Von diesen Kriegen waren fünfe Familienkriege; viere entsprangen aus Ehrgeiz, aus Haß, aus Stolz, aus Hartnäckigkeit und Widerwillen; und zwei waren Handelskriege. Von diesen eilf Kriegen können nur die beiden Handelskriege als nazional angesehen werden; und es wäre zu wünschen, daß, wenn einmal Kriege geführt werden sollen, wenigstens keine andern, als Kriege dieser Art geführt würden: dies würde sie zugleich sehr selten machen.

Der Inhalt des III. Kapitels bezieht sich auf das Recht des Kriegs und der Eroberung. S. 67 — 92.

Der Verf. wiederholt und empfielt hier größtentheils die Gedanken des Montesquieu über dieses Thema. Von jenes eigenen Gedanken hebe ich nur folgende Stelle aus S. 88. Man wird sagen, die Kabinette der Höfe richteten sich nicht nach den Grundsätzen der kalten Vernunft, der gewissenhaftesten Rechtschaffenheit, und der Schriften der Philosophen. Und freilich ist es nur allzu wahr, daß man selten die Lehren der Weisheit und Rechte der Menschheit zu Rathe zieht. Aber sollen deswegen verständige und weise Männer den Leidenschaften der Fürsten und Völker schmeicheln? Ist es nicht vielmehr ihre Pflicht, anstatt sich zu Mitschuldigen zu machen, gegen jene öffentlichen Verbrechen so lange zu eifern, bis man ihnen Gehör giebt? Wenn sie Europa über das Verfahren und die Absichten eines Ehrsüchtigen aufklärten, so würde sich dieser vielleicht vor dem Haß und vor den Vorwürfen der Welt

zu fürchten anfangen, würde vielleicht, schon im Begriff eine offenbare Ungerechtigkeit zu begehen, davon abstehen. Wenn ein Schriftsteller einen Cäsar an den Ufern des Rubicon zurück hielt, wenn er in dem Herzen desselben Zweifel und Bedenklichkeiten erregte, wenn er einem einzigen ungerechten Kriege zuvor käme, wäre es nicht der größte Dienst, welchen ein bloßer Bürger seinem Vaterlande und der Menschheit erzeigen könnte?

(Die Fortsetzung folgt.)

VIII.

Gretry's Versuche über die Musik. Herausgegeben von D. Karl Spazier.

(Fortsetzung.)

Wie bringt der Komponist Mittelmäßiges und Gutes hervor? (S. 195 f.)

„Trifft man, um sein Gefühl auszudrücken, nur alte Ideen gleichsam vorräthig in sich an, und bedient sich ihrer nur aus Mangel besserer, neuerer und bedeutungsvollerer, so wird man nur etwas Mittelmäßiges hervorbringen. Weckt sich aber plötzlich und unvermuthet eine Idee in unserer Phantasie zum Leben, und geht, ohne irgend eine Modifikazion derselben, der Gegenstand dadurch in aller Klarheit hervor, dann sagt uns ein Gefühl der Zufriedenheit mit uns selbst, daß wir es nicht besser machen können. Diese innere Stimme gelte uns für Eingebung, gegen die wir uns, ohne Nachtheil unsers Werks, nie sträuben dürfen."

Jeder wahre Künstler (setzt der Herausg. hinzu) muß die Ueberzeugung haben, nicht allein er selbst, sondern Niemand anders könne ein Werk, über dem er mit seinem ganzen Geiste und Fleiße geruht hat, besser machen, als es nun da steht.

Produkte überspannten Talents. (S. 211.)

„In einer ehrgeizigen Ueberspannung der Seelenkräfte bringen manche wohl gar ein Meisterstück hervor, die sich hernach nicht über das Gewöhnliche erheben können; daher man ihnen dann jenes Produkt nicht zutraut. Sobald ein Talent uns nicht ganz und gar beschäftiget, oder wir nicht für eine Gattung ausschließend höhere Kräfte erhalten haben, werden wir nur Produkte einer halben Begeisterung hervorbringen oder einer viel größeren außerordentlichen Anstrengung bedürfen.“

Licenzen. (S. 217—220.)

„Mit großem Recht sagt man von einem Schriftsteller, dessen Phrasen sich unordentlich in einander verschlingen, und der sich dabei ganz uneigentlicher Ausdrücke bedient, daß er keine natürliche Sprache spreche. Aber ganz anders ist es mit einem solchen, der sich ein Wort selber schafft, das allein seine Idee vollständig ausdrückt, und durch keinen gewöhnlichen Ausdruck ersetzt werden kann. Eben so ist es mit einem Akkorde oder einer ungewöhnlichen Verbindung der Töne, die man sich zu einem gewissen Zweck erlaubt. Das Gefühl muß über die passende Wirkung entscheiden, und die Theorie diesen Ausdruck dann zur Regel erheben. Das Gefühl verwirft in tausend Fällen, was man ihm nach einer sehr gelehrten Verbindung als neue Erfindung aufdringen will. Eine Abweichung von dem gewöhnlichen Gange der Kombinazionen, eine Licenz ist noch kein Fehler. Irrig würde man glauben, daß die Grazie des Ausdrucks immer die strenge Korrektheit der Harmonie vertrage. Eine zu große Strenge in schönen Künsten erschreckt und ver-

scheucht die Grazien. — Wie viel harmonische Verbindungen und Führungen giebt es nicht heut zu Tage, die man ehemals nicht kannte! Die Tonleitern sind nur, was das Palett dem Mahler ist. Es wäre albern, ihm vorschreiben zu wollen, wie viel oder wie wenig er seine Farben durch einander mischen soll. Dieß würde ihm, original zu seyn, verbieten heißen."

Manier. Stil. (S. 220—228.)

„Es scheint in den Künsten fast unmöglich, daß man nicht eine Manier habe, woran man den Künstler erkennen kann, nur mit dem Unterschiede, daß man den ächten Künstler an seinen eigenthümlichen Vollkommenheiten, den Stümper an seinen unterscheidenden Fehlern erkennt. Gleichwohl, je mehr ein Künstler sich an die Natur (besser, sagt Herr Sp., an das Ideal) hält, desto weniger wird er in den Fall kommen, eine knechtische Manier von Andern anzunehmen. Je mehr sein Werk sich aber von der Natur (oder von dem Ideal) entfernt, je mehr er sich gewöhnt hat, einen Kunstgegenstand, der sich ganz einfach darstellen ließe, durch den Aufwand vielfacher künstlicher Hülfsmittel auseinanderzusetzen und anschaulich zu machen, desto mehr fällt er in eigenthümliche, ihm immer anhängende Manier."

Manier, (setzt der teutsche Herausgeber zur Berichtigung hinzu) d. i. eine gewisse eigenthümliche Schreibart oder Form der Darstellung, wird entweder fremden Mustern nachgebildet und dann entsteht daraus die sogenannte Schule, (z. B. Bachische, Gluckische,) oder man schafft sich die Manier selbst; dann ist sie Ausdruck der Individualität des Künstlers, zufolge seines

Temperaments und seiner Gemüthsart, die ihn zu gewissen Arten von Empfindungen und Ideen, heitern oder traurigen, sanften oder starken, ernsthaften oder komischen, hinziehen, zufolge des Umfanges seiner Phantasie, und einer angenommenen praktischen Gewohnheit in der musikalischen Ausführung. —

„Eine Sonate ist als eine Rede zu betrachten."

Ob nicht (erinnert hierbei mit Feinheit Hr. S.) eine empfindungsvolle oder leidenschaftliche Sonate einen mehr psychologischen, oder, wenn man will, moralischen Zweck haben, d. h. ob nicht, wenn sie z. B. mit dem Ausdruck von trauriger, widerwärtiger Empfindung anhebt, darin ein allmählicher Uebergang zu beruhigenden froheren Empfindungen (nicht grade zur Lustigkeit) gemacht, und nachdem diese auf einen fixen Punkt gebracht worden sind, damit geschlossen werden sollte, so daß man in dem Ganzen eine nothwendige Uebereinstimmung mit der Geschichte eines Affekts sähe, — dieß verdiente wohl endlich einmal näher erwogen zu werden. Keine Gattung üblicher Formen des Instrumentalsatzes hat so viel Oratorisches, läßt so reinen bestimmten Sinn zu, als Sonate und Solo. —

(Die Fortsetzung folgt.)

IX.

La voix du Sage, ou l'interêt des peuples bien entendu, dans l'exercice du droit de guerre et de conquête.

(Fortsetzung.)

Das merkwürdigste Kapitel scheint mir das IV., in welchem der Satz ausgeführt wird, daß die meisten Kriege unnütz, ja so gar ungereimt sind, weil sie fast alle ihres Zweckes verfehlen. S. 93—124.

S. 93. Schon längst hat man eingesehen, daß ehr- und eroberungssüchtige Fürsten ungerecht sind; aber noch hat man nicht genug gezeigt, wie unbesonnen sie sind. Man hat sehr gut eingesehen, wie viel Schreckliches ein Krieg mit sich führe; aber man hat es nicht gewagt, zu untersuchen, wie viel Ungereimtes, und ich würde sogar sagen, Lächerliches er an sich habe, wenn der Gegenstand nicht allzu ernsthaft wäre.

Ich nenne ein Mittel ungereimt, welches nothwendig seines Zweckes verfehlt. Da der Krieg ein sehr schreckliches Mittel ist, so müßte er, damit er rechtmäßig geführt werden könnte, das einzige Mittel zur Erreichung der Staatszwecke seyn: aber ohne zu verlangen, daß es das einzige sey, wollen wir bloß fragen, ob er ein wirksames Mittel sey, und die Erfahrung aller Jahrhunderte wird uns sagen, daß er dieses nie war.

Der Krieg ist entweder gerecht, oder ungerecht. Ist er ungerecht, so zielt er auf Eroberungen; ist er gerecht, auf Sicherung und Erhaltung ab. Wäre es nun bei dieser Eroberung oder Sicherung bloß auf die Gegenwart abgesehen, so müßte der Krieg doch die eine oder die andere Absicht wirklich erreichen; aber man will sich dabei mit Recht einen dauernden und ruhigen Besitz verschaffen; und dies ist es eben, was der Krieg nie vermag. Denn wenn der Krieg zwei eifersüchtige Völker in denselben Verhältnissen läßt, in welchen sie sich vor dem Kriege befanden, so ist es augenscheinlich, daß sie nichts gethan, als sich zu beiderseitigem Nachtheil geschwächt und zu Grunde gerichtet haben. Hat das eine der beiden Völker einen ausgezeichneten Vortheil erhalten, so geht das andere einen sogenannten schimpflichen Frieden, das heißt nämlich, einen treulosen Waffenstillstand ein, um sich zu einem glücklichern Kriege vorzubereiten, oder günstigere Umstände abzuwarten. Hat aber das eine Volk das andere ganz vernichtet, so wird es zu seiner Zeit, sei es nun durch die Eifersucht seiner Nachbarn, oder durch die innern Gebrechen, welche allzu große und ungeheure Staaten heimlich untergraben, selbst wieder vernichtet, oder doch in einen Zustand der Ohnmacht versetzt werden.

Aegyptier, Phönicier, Babylonier, Assyrer, Meder, Perser, Griechen, Karthaginenser, Römer, Deutsche, alle haben sich nach der Reihe den Szepter der Welt entrissen: wilde Tyrannen haben weibische Tyrannen besiegt, rohe Völker haben verdorbene unterjocht. Rom insonderheit gieng zu Grunde, weil es zu viel erobert hatte. Das Recht des Schwerdtes, welches ihm alle Nazionen unterworfen hatte, unterwarf dasselbe

endlich selbst den barbarischen Völkern, und mit dem Sturze Karthago's fieng auch sein eigener Verfall an.

Dieß war von je her die Folge großer Revoluzionen und Staatsumwälzungen. Der besiegte Staat wurde ein Zuwachs des siegenden, das hieß, ein verwüstetes Land kam zu dem andern verwüsteten Lande hinzu. Es ist für sich klar, daß die unterjochten Staaten alles verlohren, und daß der Krieg für sie kein hinreichendes Sicherheitsmittel war; aber auch der siegende Staat, was gewann er, wenn ihm in eben dem Maaße, als er sich vergrößerte, nur um desto gewisser und zeitiger sein Untergang bevorstand? Daß aber übermäßig vergrößerte Staaten ihrem Untergange entgegen eilten, das bezeugt die Geschichte fast auf jedem Schritt: und die Philosophie findet leicht die Ursachen davon in dem gewaltsamen Ursprunge der höchsten Macht; in dem Hasse, welchen die Furcht und das Schrecken, und in dem Neide, welchen glückliche Unternehmungen erwekken; in der Uneinigkeit der Theile, aus welchen der Staat zusammen gesetzt ist; in der Unmöglichkeit, das Blut und die Lebenskraft bis in die äußersten Enden eines so ungeheuern Körpers zu schicken; in der Gleichgültigkeit für ein Vaterland, welches, allen gemein, eigentlich niemand angehört; in der Liebe zur Neuheit, welche eine Folge jener Gleichgültigkeit ist; in der Liebe zur Freiheit, diesem angebornen Gefühl, welches keine Tyrannei jemals ganz zu ersticken vermag; in den Lastern, Kindern des Luxus, welche einen großen Staat immer eher und mehr anstecken als einen kleinen; in der verderblichen Fortpflanzung des Beispiels, welches die Eroberer vervielfältiget und die einen gegen die andern bewaffnet.

Nun sind zwar heut zu Tage die Plane von Weltherrschaft, von Universalmonarchie aufgegeben, und man hat die Mißbräuche großer Reiche weniger zu fürchten. In Europa vorzüglich sind die Staaten einander mehr gleich, mehr eingeschränkt, und drücken einander mehr durch ihr Gegengewicht. Aber dafür erhalten sie einander in beständiger Unruhe, ohne sich ganz zu vernichten. Man macht da nicht außerordentlich große Eroberungen; weil Europa nichts als eine einzige, zwar in der That übel verbundene, aber doch genug zusammenhängende Familie ist, um daß der Zwiespalt unter einzelnen Theilen sogleich eine allgemeine Angelegenheit wird. — Wenn der Krieg jemals Menschen anständig zu seyn scheinen kann, so ist es in jenem rohen und barbarischen Zustande, wo sie, gleich wilden Thieren, herumschweifen, wo ihre zerstreuten Horden gezwungen sind, entweder sich unter einander selbst, oder gebildete Nazionen zu bekriegen, um sich eine nothwendige Niederlassung zu verschaffen. Gewiß sind die Kriege wilder Völker weit weniger zu mißbilligen als die unsrigen. Durch ihre Menge gezwungen, einen undankbaren und unangebauten Boden, welcher sie nicht mehr zu ernähren vermag, zu verlassen, verbreiten sie sich in glücklichere Himmelsstriche, und suchen hier Völker zu unterjochen, welche bei ihrer größern Ausbildung weniger geschickt zum Kriege sind. Dann hat der angreifende Theil wenigstens ein mächtiges Interesse, das ihn antreibt, einen begreiflichen Zweck, welchen er erreichen kann; er hat gewöhnlich über die Völker, welche er angreift, den Vortheil der Stärke und der Wildheit, welche dem Zustande der Barbaren eigen ist. Ihm ist es nicht zu verargen, wenn er andere bekämpft. Aber

welches Interesse könnte Völker noch zum Kriege treiben, oder vielmehr, welches Interesse muß sie nicht vom Kriege abhalten, sie, die schon längst feste Wohnsitze haben, sie, die selbst gebildet und von lauter gebildeten Völkern umgeben sind? sie, welchen der Handel alle die Genüsse ersetzen kann, welche ihnen vielleicht die Natur des Bodens versagt hat; welche alle gegenseitigen Vortheile austauschen, die Entfernung der Oerter und die Verschiedenheit der Himmelsstriche verschwinden machen können; sie, für die selbst die Meere, statt Gränzfesten zu seyn, welche sie trennen, neue Banden und neue Quellen der Reichthümer und des Glückes werden? Ihr Verlust im Kriege ist, selbst bei dem glücklichsten Ausgange, ausgemacht; aber dieser glückliche Ausgang ist immer ungewiß und immer fruchtlos. Kurz, alles zu verlieren, und nichts zu gewinnen, hierauf laufen fast alle unsere Kriege hinaus. Unter ausgebildeten Völkern kann von sichern und dauerhaften Eroberungen gar nicht die Frage seyn; das wachsame Auge der Politik hält über die Unternehmungen eines jeden Staats, und über die Veränderungen, welche daraus erfolgen möchten, ein immer offenes Auge; das Vorhaben des einen wird bald die Sache aller; die kleinen Staaten, welche von den großen leicht verschlungen werden könnten, sind unter ihrem Schutze, und erhalten sich durch das Gleichgewicht und durch das Interesse aufrecht, welches alle große Staaten haben, die Vergrößerung eines jeden andern unter sich zu verhindern, und jedem Wachsthum an Macht, welcher die allgemeine Freiheit zu bedrohen und das Gleichgewicht aufzuheben vermögend wäre, entgegenzuarbeiten. Wenn es auch den Intriguen eines Kabinetts gelingt, durch besondere Unterhandlungen jenes wechselsei-

tige Verhältniß auf eine Zeit lang zu stören, und die auswärtige Politik über diesen Punkt einzuschläfern oder irre zu führen; so ist dieses doch nur eine bald vorüber gehende Unachtsamkeit und Verirrung, welche von keinem Bestand seyn kann, die Politik nimmt bald wieder ihren vorigen Gang, und die Wagschaale kehrt sich endlich immer gegen den, der sich vergrößern will.

Ein barbarisches Volk, welches die Waffen ergriffen hat, glaubt die ganze Welt sich unterwerfen zu können, und sieht für seine Eroberungen weder Ziel noch Widerstand. Dieser Wahn entspringt aus der Unwissenheit. Und wenn er sich überhaupt bei allen Heereshaufen und Nazionen findet, so rührt er daher, daß der einzelne Mann nicht recht bestimmt weiß, wie viel er eigentlich wagt, und wie groß sein Beitrag zu den allgemeinen Kosten ausfallen wird; wenigstens sieht er dies nicht so deutlich als in seinen Privatunternehmungen, welche mit allen ihren Folgen nur immer ihn allein betreffen. Bei barbarischen Völkern ist jener Wahn überdies noch auf der Unbekanntschaft mit den gegenseitigen Kräften und mit dem Verhältniß der Mittel zu den Unternehmungen gegründet. Bei gebildeten Völkern hingegen ist die Beschaffenheit der gegenseitigen Macht bekannt; alles wird da verglichen, alles berechnet; man weiß fast genau, wie viel man selbst vermag, und wie viel andere vermögen; oder wenn man auch bei der Vergleichung der gegenseitigen Kräfte auf manche einzelne Umstände stößt, welche sich keiner Rechnung unterwerfen lassen, so setzt man in solchen Fällen die Meinung an die Stelle der Gewißheit; und man weiß wenigstens, daß, wenn auch alles fehl schlagen sollte,

die Macht, welche durch eine merkliche Vergrößerung das Gleichgewicht der bekannten gegenseitigen Kräfte störte und aufhöbe, sehr bald durch die beständige und immer abwechselnde Thätigkeit der Politik neue Verbindungen von Kräften gegen sich entstehen sehen würde, welchen sie doch am Ende würde unterliegen müssen.

Und eben hieraus ergeben sich neue Gründe zur Vermeidung des Krieges, weil bei diesem alles so leicht berechnet werden kann, ja weil alles fast nothwendig der Rechnung unterworfen werden muß. Denn da die Politik immer dem Schwächsten beizustehen eilt, und ihm das Geld und die übrigen ihm fehlenden Mittel zum Kriege verschafft, so stellt sich das Gleichgewicht wieder her, der Krieg zieht sich in die Länge, die beiden kriegenden Nazionen werden eben so wie die, welche sich in den Streit gemischt haben, zu Grunde gerichtet. Ist dies nicht alles ganz natürlich und begreiflich?

Ob sich nun gleich diese Theorie des Gleichgewichts, wie die Erfahrung seit mehr als einem Jahrhundert bewiesen hat, in Kriegszeiten nicht mit großer Bestimmtheit in Ausübung bringen läßt; so bleibt sie doch eine glänzende Idee, welche fast alle Köpfe irre geführt hat, und ganz unfehlbar Eingang finden muß: denn da dabei die ganze Wissenschaft der Politik nur auf die Kenntniß eines einzigen Wortes eingeschränkt wird, so schmeichelt sie auf gleiche Weise der Unwissenheit und der Trägheit der Staatsräthe, der Gesandten und ihrer Sekretärs. Diesem sei aber wie ihm wolle, so dient doch diese herrschende Meinung, eben weil sie herrschend ist, dazu, in Zeiten des Friedens ein Gegengewicht gegen die Kräfte der an Macht überle-

genen Nazion abzugeben: sie macht die Gemüther abgeneigt sich mit ihr zu verbünden, und zieht sie glücklicherweise auf die Seite der Gegenparthei hin.

Allein dieses Gleichgewichtssystem, so sehr es auch hinreicht die Eroberungen zu verhindern, reicht doch nicht zu, um den Frieden aufrecht zu erhalten. Denn da man es keinem Staate verwehren kann, das allgemeine Interesse seinem eigenen jedesmaligen Interesse und seinen besondern Absichten gemäß auszulegen, so geschieht es, daß man, anstatt sich gegen den Staat, welcher den Frieden stören will, zu vereinigen, und ihm durch diese Vereinigung die Mittel dazu zu benehmen, welches der Zweck der Politik seyn sollte, auf Theilungen denkt, von der einen und der andern Seite sich auf die vortheilhafteste Weise zu verbinden sucht, und durch die Bestrebungen selbst, welche man anwendet, sich die Oberhand zu verschaffen, das Gleichgewicht der Macht wieder herbeiführt. Auf solche Weise wird das System des Gleichgewichts nur ein System des Streites und des Krieges, welches in der That die Kriege unnütz macht, aber sie auch ohne Aufhören von neuem wieder entstehen läßt. Dennoch will es schon viel sagen, daß es die Kriege unnütz und dauerhafte Eroberungen unmöglich macht; denn dies ist allein schon genug, die Ungereimtheit der Kriege zu beweisen. Man öffne nur die Augen und gebrauche die Vernunft!

Unter allen Werken, welche der Abt von St. Pierre herausgegeben hatte, hielt er keins so werth als sein Projekt zu einem allgemeinen Frieden unter allen Monarchen, und zu einer Art von Senat, welcher zur Erhaltung dieses Friedens bestimmt wäre, und den er den Europäischen Reichstag nannte.

Dieses Friedens- und Reichstagsprojekt überschickte er mit fünf vorläufigen Artikeln dem Kardinal von Fleury, und dieser antwortete ihm: „Einen wesentlichen Artikel haben Sie vergessen, „nämlich den, eine Anzahl Missionärs auszusenden, um das „Herz der kontrahirenden Fürsten zu diesem Frieden und zu „diesem Reichstag zu bewegen.“ — Das Schlimme bei diesen metaphysischen, zum Besten der Menschheit entworfenen Projekten ist immer dieses, daß sie alle Fürsten als billig und verständig voraussetzen, das heißt, daß sie bei Menschen, welche alles können, was sie wollen, die voll von dem Gefühl ihrer Kräfte, oft wenig aufgeklärt, und immer von Schmeichlern und Heuchlern belagert sind, Neigungen, Gesinnungen voraussetzen, welche der Zwang der Gesetze und die Furcht vor dem Tadel selbst einzelnen Privatpersonen so selten einflößen. Wer bei seinen zum Wohl der Menschheit entworfenen Plänen die Leidenschaften und Laster der Menschen nicht mit in Rechnung bringt, hat nichts als ein an sich löbliches Hirngespinnst ausgedacht. Daher nannte ein sehr einsichtsvoller Minister die Projekte des Abts von St. Pierre die Träume eines rechtschaffenen Mannes. — Wer, ohne des unschätzbaren Menschenblutes, welches im Kriege vergossen wird, zu erwähnen, nur die Kosten berechnete, welche die am Ende nichts entscheidenden Kriege gekostet haben, der würde mit Schaudern ganze große Staaten um eine kleine Provinz verschwendet sehen, deren Eigenthum ihrem Besitzer noch nicht einmal gesichert genug wäre. —

Nach einer langen Reihe von Jahrhunderten hat man eine neue Welt entdeckt. Noch jetzt weiß man nicht gewiß, ob diese Entdeckung ein Glück oder Unglück ist: aber wohl macht man

sie zu einer neuen Quelle von Kriegen, und die Theilung dieser neuen Welt setzt die alte mehr als jemals in Verwirrung. — Die allgemeine Monarchie sucht sich unter dem Namen der Herrschaft der Meere, des ausschließenden Handels von neuem einzuschleichen.

Ohne Aufhören muß man es also den nur immer ihren eigenen Vortheil vor Augen habenden Völkern zurufen und immer wieder zurufen, und aus der Erfahrung aller Jahrhunderte, aus der Natur der Dinge, aus dem unveränderlichen Gange des menschlichen Herzens, beweisen und einleuchtend machen, daß der Ehrgeiz und selbst die Ungerechtigkeit bei den Kriegen nicht ihre Rechnung finden, daß Böses nichts als Böses erzeugt, daß das durch Waffen errungene Glück durch Waffen wieder zu nichte gemacht wird, daß jeder Ueberwundene nur den Zeitumständen nachgiebt und die Gelegenheit sich zu rächen erwartet oder vorbereitet; daß die Furcht, mit welcher man den Frieden eingieng, verschwindet, sobald die Ursachen, welche ihn abnöthigten, nicht mehr gegenwärtig sind, und bald oder spät Rachsucht zurückläßt; daß die Herrschaft der Stärke immer ungewiß, immer unruhvoll ist; und daß es endlich einmal Zeit wäre, unter der Herrschaft der Weisheit zu leben.

Zu diesen unwandelbaren und allgemeinen Gründen gesellen sich noch besondere, aus der veränderten Beschaffenheit der Kriegskunst hergenommene Gründe. Man kann nicht in Abrede seyn, daß die Erfindung des Pulvers und die Fortschritte des Artilleriewesens die ganze Art, wie man Tapferkeit äußern kann, verändert haben. Ehedem beruhte die Tapferkeit auf

dem festen Vertrauen, welches die Stärke und die Geschicklichkeit einem Krieger einflößten; Eigenschaften, welche bei den Helden des Alterthums immer sehr geübt wurden. Heut zu Tage besteht sie in der unerschütterlichen Unerschrockenheit, mit welcher der Krieger einen oft augenscheinlichen und unvermeidlichen Tod auf seinem Posten erwartet. Mit einem Worte, Tapferkeit war damals Kühnheit, jetzt ist sie ausdauernde Festigkeit. Da auf solche Weise die Fortschritte der Künste an die Stelle der persönlichen Eigenschaften gesetzt worden sind, und die Kugeln, deren Zischen den Ohren Karls XII. eine so angenehme Musik waren, von der Hand eines feigen, ungeschickten Rekruten abgeschossen, einen Helden hinstrecken können; so ist es offenbar, daß der Krieg für uns noch viel ungereimter geworden ist, als er es in seinem barbarischen und wilden Ursprunge war, wo die Ueberlegenheit wenigstens durch persönliche Eigenschaften entschieden ward.

Die ehemaligen Auswanderungen barbarischer Völker, und ihre Einfälle in fremde Länder, waren, wenn nicht gerechter, doch gewiß weit verzeihlicher, als unsere neuern Kriege: wenigstens hatten sie das vor den unsrigen voraus, daß sie einen Theil ihres Zwecks erreichten. Wilde Völker verließen einen schlecht bebaueten Boden, der sie nicht zu ernähren vermochte, und zogen in glücklichere Gegenden, um dort verweichlichte Völker zu vertilgen oder zu unterjochen, von welchen sie ihrerseits durch Genüsse sich zu verweichlichen lernten. Aber wenn ein Volk heut zu Tage ein fremdes, entferntes Land, welches dasselbe nicht zu seinem Herrn haben will, und dessen Eroberung die Sorgen einer guten Staatsverwaltung nur noch vermehren

müßte, seiner Herrschaft zu unterwerfen unternimmt, würde es nicht vortheilhafter für dasselbe seyn, wenn es lieber aus seinem eigenen Gebiete den möglichsten Vortheil zu ziehen suchte? wenn es untersuchte, ob nicht der Ackerbau, ob nicht nützliche Künste zu einem noch höhern Grad von Vollkommenheit bei ihm gebracht werden könnten; ob überall die Berge mit Holzungen, die Weinberge mit Reben, die Felder mit Aehren, die Wiesen mit Heerden, bedeckt seyen; ob der innere Handel alle die Freiheit, die Leichtigkeit, die Geschwindigkeit hat, deren er bedarf; ob alle Flüsse des Landes durch Kanäle mit einander vereinigt sind; ob die verschiedenen Produkte seiner Provinzen, der wechselseitige Ueberfluß und der allgemeine Vorrath von einem Ende seines Reichs bis zu dem andern auf wohl gebahnten Wegen verführt werden kann; ob freie Meere fremde, durch Austausch eingehandelte Waaren in seine Häfen bringen; ob blühende Städte, zahlreiche Dörfer, glückliche Hütten, mit arbeitsamen, fleißigen, zufriedenen, die Lasten des Staats froh ertragenden Bewohnern erfüllt, ob diese den Unterthanen aufgelegten Lasten genau den Bedürfnissen des Staats angemessen sind; ob die Rechtspflege ohne Unredlichkeit, und die Staatsämter ohne Erpressungen verwaltet werden; ob die Bevölkerung alle Aufmunterung und alle Zunahme erhält, deren sie fähig ist? Dann, wann diese Bevölkerung allzu groß geworden seyn wird, wann das Land seine Einwohner nicht mehr wird fassen können, dann wird es Zeit seyn, auf Auswanderungen zu denken, und zu untersuchen, ob selbst dann kein anderer Ausweg übrig bleibe als das gewaltsame und gefährliche Mittel der Eroberungen.

Das V. Kapitel handelt von den Verhältnissen des von den Mächten Europens angenommenen System's des Gleichgewichts zu dem Kriege und zu den Eroberungen. S. 125 – 148.

Die alten Nazionen, welche sich zu verschiedenen Zeiten auf der Oberfläche der Erde bildeten, standen unter sich in gar keiner Verbindung. Die Gastfreundschaft, welche damals unter manchen Völkern eben so, wie unter Privatpersonen, statt fand, setzte sie in keine zusammenhängende Verhältnisse. Selbst die in einen kleinen Landstrich eingeschlossenen Völkerschaften standen oft in gar keiner Gemeinschaft unter einander. Das Kindesalter der Völker ist immer wild: die Künste und der Handel sind es, welche sie, in einem schon reifern Alter, endlich näher verbinden. Die großen Völker kannten einander kaum dem Namen nach; jedes machte eine abgesonderte Welt für sich aus, das andern nichts zukommen ließ, das von andern nichts verlangte, und ihnen nichts schuldig zu seyn glaubte. —

Die verschiedenen Nazionen, welche in Europa Monarchien stifteten, liebten sich und lieben sich noch jetzt nicht mehr, als die alten Völker sich liebten. Jener Wildheit und ihr Ehrgeiz würden die Geschichte mit eben so vielen Auftritten der Zerstörung haben anfüllen müssen, als die alte Geschichte uns aufstellt, wenn nicht alle diese Nazionen zu ihrem Glück einen gleichen Ursprung, gleiche Sitten, einen gleichen Grad von Kenntnissen, oder vielmehr von Unwissenheit, eine gleiche Art zu fechten, eine gleiche Regierungsverfassung, gehabt hätten: sie schlugen zu gleicher Zeit ihre Wohnsitze auf, sie befestigten sich und klärten sich auf zu gleicher Zeit; und keine fand hinlänglich sichere und schnell genug wirkende Mittel, um

sich sehr über andere zu erheben, und die Freiheit dieser ernstlich zu bedrohen.

In dem Mittelalter, wo alles, selbst die Gerechtigkeit, durch Stärke entschieden ward, wo die gothische Regierungsart alle kleinen Staaten, welche es durch seine Verfassung vervielfältigte, durch mannichfaltiges Interesse theilte, sah jeder Souverän mit Gleichgültigkeit auf die Revoluzionen, welche außerhalb seines Landes vorgiengen. Die meisten Regenten waren zu sehr damit beschäftigt, ihr Ansehen in ihren eigenen Staaten zu befestigen, die verschiedenen Zweige ihrer Gewalt den Großen abzustreiten, welche im Besitze derselben waren, oder welche gegen den so natürlichen Hang der Monarchie zur Despotie kämpften. Sie waren nicht Herren genug in ihrem eigenen Erbtheile, als daß sie sich mit den Angelegenheiten ihrer Nachbarn hätten befassen können. — Die Nazionen Europens scheinen sich mehrere Jahrhunderte lang für geschiedene, kaum durch irgend ein gemeinsames Interesse unter einander verbundene Staaten angesehen zu haben. Die Völker unterhielten keinen ausgebreiteten und zusammenhängenden Handel, der ihnen zur Beobachtung der Absichten anderer Völker Gelegenheit gegeben hätte; die Fürsten unterhielten noch keine Gesandten, welche, an jedem Hofe immer gegenwärtig, im Stande gewesen wären, alle seine Bewegungen auszukundschaften, und ihrem Herrn sogleich Nachricht davon zu geben. —

Es giebt eine Epoche, vor welcher jedes Land, wegen seiner wenigen Verbindungen mit andern Ländern, seine eigene Geschichte für sich hatte, und nach welcher die Begebenheiten jeder ansehnlichen europäischen Nazion lehrreich und wichtig für alle

übrigen Nazionen werden. Seit jener Epoche bildeten die europäischen Mächte nach und nach ein weitläuftiges politisches System, in welchem jede einen Rang einnahm, welchen sie seitdem mit größerer Dauerhaftigkeit, als man hätte erwarten sollen, erhalten hat. — Es war im XV. Jahrhundert, als man anfieng auf die Grundsätze, auf welchen das System des Gleichgewichts beruht, erst recht aufmerksam zu werden; und die Regeln, durch deren Befolgung es sich immerfort aufrecht erhalten hat, wurden von jenen Zeiten an allgemein angenommen. Dieses System wurde von nun an das große Ziel der Politik, und schien für die Fürsten und Städte Italiens, welche der Einfall der Franzosen in Unruhe und Verwirrung gesetzt hatte, ein Lichtstral zu seyn. Von dort aus dehnten sich die Grundsätze dieses politischen Systems auf die Verhältnisse aller europäischen Staaten aus. Sie entdeckten die Kunst einen Souverän zu hindern, sich bis zu einer Stufe von Macht zu erheben, die mit der allgemeinen Freiheit unverträglich wäre, und von ihnen lernten ihre Zeitverwandten die Wichtigkeit des großen politischen Grundsatzes einsehen, man müsse eine gerechte Vertheilung der Macht unter allen Gliedern, welche die Staaten ausmachen, zu erhalten suchen. — Von jener Zeit an werden die Fortschritte des gegenseitigen Verkehrs bemerkbar, welcher die Nazionen Europens unter einander verknüpft hat; von jener Zeit an hat man die Wichtigkeit und die Vortheile jener voraussehenden Politik eingesehen, welche, während des Friedens, den entfernten und möglichen Gefahren zuvorkömmt, und, während des Krieges, die schnellen und verheerenden Eroberungen hindert.

Der Ehrgeiz, die Talente, und die Eifersucht Karls V. und Franz I. gaben Gelegenheit zu einer noch größern Entwickelung dieses Systems. Frankreichs auf Italien gehefteter Ehrgeiz hatte nur den Maximilian und Ferdinand in Unruhe gesetzt; der übrige Theil Europens nahm an dem Schicksale der Italiener noch keinen Antheil, bis Karl der V. die deutsche Kaiserkrone erhielt. Dieser Potentat hatte den Herzog von Burgund beerbt; er war König von Spanien, besaß große Provinzen in Deutschland, das Königreich Neapel in Italien; und Amerika, das ihm seine Reichthümer zuschickte, schien ihm die größten Unternehmungen leicht zu machen. Wenn er nicht im Stande war, sich ein allgemeines Vergrößerungssystem zu entwerfen, Ordnung in seine Projekte zu bringen, und alle seine Unternehmungen auf einen einzigen Zweck hinzuleiten, so besaß er wenigstens die Kunst, jede einzelne Angelegenheit mit einer bis dahin unbekannten Geschicklichkeit zu behandeln; welches ihm den Ruf eines großen Regenten seines Jahrhunderts zuwege brachte. Da er die Uneinigkeiten der Fürsten, ihre Unwissenheit über ihren eigenen Vortheil, und die Ränke sah, welche sie für Politik hielten, so glaubte er, er sei dazu bestimmt, sich dieselben zu unterwerfen; er sah alle seine Nachbarn für eben so viele Feinde an, und wollte alle günstige Umstände, welche das Glück zur Ausbreitung seiner Herrschaft und seiner Besitzungen ihm anbot, benützen. Je mehr Ehrgeiz er zu erkennen gab, desto mehr verbreitete sich die Furcht, welche er einflößte. Die Fürsten, welche den Unternehmungen Ludwigs XII. und dem unbedachtsamen Muthe Franz I. mit Gleichgültigkeit zugesehen hatten, fiengen an den neuen Kaiser zu fürchten. Mit Aus-

nahme der Nordischen Reiche, welche noch zu sehr mit ihren eigenen Zwisten beschäftiget waren, um mit südlichen Völkern Bündnisse zu schließen, und welche eine eigene besondere Welt auszumachen fortfuhren, schienen alle Mächte Europens sich unter zwei eifersüchtige Häuser zu theilen, um wechselsweise das eine und das andere zu schwächen.

Die Art, wie sich Karl V. benahm, ward eine Lehre für Europa. Ohne ein so redlicher Mann zu seyn, als Franz I. wußte er seiner Politik keinen geringern Anstrich von Rechtschaffenheit zu geben, weil er verschmitzter war. Er dachte, wie Machiavell, daß eine Treulosigkeit zwar bisweilen nützlich seyn könne, aber daß ein übler Ruf immer sehr gefährlich sey. Die gegen diesen Kaiser geschlossenen Bündnisse waren fester und dauerhafter, weil er selbst seine Zwecke mit mehr Beständigkeit verfolgte, als man bis dahin gethan hatte. Man fieng nun an, zusammenhängendere Pläne zu entwerfen; man blieb nicht nur bei dem gegenwärtigen Augenblick stehen, man sah in die ferne Zukunft, und erkannte seine wahren Vortheile. England, so sehr es auch gewohnt war, Frankreich als seinen Feind zu betrachten, sah gleichwohl ein, daß es dasselbe nicht ganz unterdrücken lassen dürfte, und Frankreich erkannte nicht weniger, wie viel ihm daran gelegen seyn müßte, die Freiheit der deutschen Reichsfürsten zu vertheidigen. Man suchte sich neue Bundesgenossen zu machen, und behandelte sie mit großer Schonung. Franz I. unterhandelte zu Konstantinopel und zu Stockholm, Karl V. zu Kopenhagen und zu Warschau. Mit einem Worte, die Verständnisse unter den Höfen wurden desto häufiger, je mehr die Potentaten mit großen Unternehmungen schwanger

giengen; und oft mußten sie durch Klugheit ersetzen, was ihnen an Stärke abgieng. Aber troz aller Intriguen begünstigte das Glück die Bestrebungen, die List und die Geschicklichkeit Karls V.; er hob das Gleichgewicht auf, und Europa neigte sich schon auf seine Seite; aber doch beugte es sich nicht auf immer.

Philipp II. sein Sohn, welcher zwar die Kunst, Intriguen zu machen, aber nicht die kriegerischen Eigenschaften seines Vaters besaß, erbte von ihm ehrgeizige Projekte, und fand sehr günstige Zeiten zu seiner Vergrößerung. Das Haus Oestreich hatte über die andern Mächte ein solches Uebergewicht erhalten, daß kein Fürst mit Sicherheit regierte, der nicht mit ihm in gutem Vernehmen stand. Aber während der Regierung Philipp III. half ganz Europa, durch Richelieu's vielvermögenden Einfluß bewogen, an der Demüthigung des östreichischen Stolzes arbeiten, und der Pyrenäische Friede ließ die Ehre des Uebergewichts von Spanien auf Frankreich übergehen.

Man hatte Karln V. beschuldiget, er habe nach der allgemeinen Monarchie gestrebt; man beschuldigte Ludwig XIV. desselben Ehrgeizes. Alles gerieth in Unruhe. — Europa fühlte wohl seit dieser Zeit das Bedürfniß einer gemeinschaftlichen Vereinigung; aber man fand nicht gleich ein Mittel dazu. Endlich brachten es das seit seinen Siegen ihm so gewöhnlich gewordene gewaltthätige Betragen Frankreichs, seine Intriguen, welche nur immer darauf abzielten, alles zu trennen, um allein zu herrschen, seine Treulosigkeit in Haltung der Verträge, sein stolzer und anmaßender Ton, dahin, die Mißgunst in Haß zu verwandeln und alles in Besorgniß zu versetzen. Selbst diejenigen Fürsten, welche die Vergrößerung seiner Macht ohne

Mißtrauen angesehen, oder sie wohl gar begünstiget hatten, fühlten die Nothwendigkeit, diesen ihren politischen Fehler zu verbessern, und sahen ein, daß sie unter sich eine Masse von Kräften, die den seinigen überlegen wäre, zusammen bringen und vereinigen müßten, um Frankreich abzuhalten, die Nazionen zu tyrannisiren.

Dieses war die Lage der Dinge, als der Spanische Successionskrieg ausbrach. Der Potentat, welcher die Thronfolge in Spanien mit seiner Krone hätte verbinden können, würde sich natürlicher Weise zu der Universalmonarchie erhoben haben, dessen Schreckbild alle Gemüther in Bestürzung setzte. Man mußte demnach darauf bedacht seyn, es zu verhindern, daß dieser Thron nicht einer an sich schon furchtbaren Macht zufiele; und man mußte die Wagschaale zwischen dem Hause Oestreich und dem Hause Bourbon im Gleichgewicht erhalten, welche allein vermittelst der Blutsverwandschaft Ansprüche darauf zu machen berechtiget waren.

Die Begebenheiten entsprachen dem allgemeinen Wunsche. -- Frankreich, überall gedemüthiget und besiegt, näherte sich seinem Untergange, als das Treffen bei Denain, der Tod des Kaisers, und der Utrechter Friede, ihm wieder aufhalfen. Seit dieser Epoche hat Frankreich immer seine Ueberlegenheit auf dem festen Lande behauptet; aber das Glück und die verbündete Macht mehrerer Staaten hat oft seine Einflüsse geschwächt.

Wenn es jemals ein auffallendes Beispiel eines anmaßenden und schimärischen Systems gegeben hat, so ist es das System einer Universalmonarchie. Sollte es auch wirklich einen so ehrgeizigen und doch zugleich so wenig politischen Fürsten gegeben

haben, welcher das riesenmäßige Projekt entworfen gehabt hätte, eine Monarchie zu verwirklichen, welche schon in sich selbst den Keim ihrer Zerstörung tragen müßte, weil sie einem Schiffe gleichen würde, das, selbst seiner Größe wegen, nicht regiert werden könnte, so würde dieser Fürst mehr Ehrgeiz als Verstand verrathen haben. Denn wie könnte man nur einen Augenblick dieses Projekt betrachten, ohne sogleich das Lächerliche darin gewahr zu werden? wie könnte man nicht einsehen, daß es in Europa nicht einen einzigen Potentaten giebt, welcher den übrigen überlegen genug wäre, um sie alle jemals seiner Herrschaft unterwerfen zu können? Alle Eroberer, welche Staatsumwälzungen hervorbrachten, erschienen immer entweder mit einer unerwarteten Uebermacht, oder mit fremden und zu einer ganz verschiedenen Art, den Krieg zu führen, gewöhnten Truppen, gegen unkriegerische, oder uneinige, oder undisciplinirte Völker. Aber wie könnte ein europäischer Potentat eine unerwartete Uebermacht aufstellen, da er selbst, als der mächtigste unter ihnen, doch nur einen so kleinen Theil des Ganzen ausmacht, und diese einmüthig so wachsam sind? —

Das VI. Kapitel enthält Bemerkungen über den Kriegsgeist, und den militärischen Geist, welche wesentlich von einander unterschieden sind. S. 149 — 177.

S. 150. Die den Menschen so natürliche Unruhe, und der Ehrgeiz, setzten die Nazionen bald in die heftigste Wuth. Jede fiel über ihre Nachbarn her; und da den feindseligen Angriffen keine Art von Verbindung unter den Völkern vorhergieng, so waren die ersten unter ihnen entstandenen Verhältnisse feindselige Verhältnisse. Ihre mit tödtlichem Haß gelieferte Schlachten

werden nur aus Ermattung beider Partheien geendiget. Der Haß, so bald er wieder zu Kräften gekommen war, fieng sie mit gieriger Erbitterung von neuem an, und der Krieg endigte sich nur mit der Vertilgung oder der Sklaverei des einen der beiden Völker. Selbst die großen Reiche schienen einst viel leichter zerstört, als jetzt: eine einzige Schlacht entschied oft über ihr Schicksal. Damals hatte man noch nicht die Politik ausgedacht, welche die Augen aller Völker über das, was bei andern vorgeht, offen erhält; und der Besiegte, welchem zu helfen niemand weder die Macht noch den Willen besaß, erholte sich gewöhnlich nie von seiner Niederlage, weil der Sieger seine Grausamkeit immer bis auf das Aeußerste trieb.

Dies sind die Gemälde, welche uns die Geschichtsbücher der alten Nazionen auf jeder Seite vorstellen: zertrümmerte Reiche, zerstreute Nazionen, schreckliche Revoluzionen, welche die Völker in einen tiefen Abgrund zu verschlingen, und alle Völker des Erdkreises nach und nach zu vernichten scheinen, um sie schnell wieder hervor kommen zu lassen, und sie von neuem zu vernichten.

Die über das unaufhörliche Getümmel in Erstaunen gesetzte Einbildungskraft bewundert diese abscheulichen Scenen. Wir denken nicht daran, daß die Zeiten der großen Begebenheiten zugleich die Zeiten großer Unglücksfälle für die Menschheit sind, und wir sind so thöricht, uns von einem Schauspiel bezaubern zu lassen, welches uns mit Schaudern und Abscheu erfüllen sollte.

Jede Nazion ist immer lange Zeit barbarisch, ehe sie verfeinert wird, und lange Zeit verfeinert, ehe sie gerecht und sittlich

wird. Dies ist die Ursache, warum der Krieg überall und zu allen Zeiten angetroffen wird; und eben dieses sein Alterthum, und seine Allgemeinheit selbst, scheinen Gründe zu seyn, die ihn begünstigen. Die Zeit, das Beispiel, die blinde Bewunderung der Völker, von welcher sich oft die Redner, die Dichter, ja selbst die Geschichtschreiber, haben hinreißen lassen, haben diese Geißel gleichsam geheiligt. Kaum darf man es noch wagen, den Krieg mit diesem Namen zu belegen; so unvereinbar scheint der Begriff, der dadurch angedeutet wird, mit der Achtung, welche die Welt für die großen Jammerscenen, die man Siege und Triumphe nennt, gefaßt hat. So weit geht die beklagenswerthe Schwachheit der Menschen, daß sie diejenigen mit Bewunderung anblicken, welche auf eine glänzende Art Unglück verbreitet haben, und oft sprechen sie weit lieber von dem Zerstörer eines Reichs, als von dem, der es civilisirte. Die dem Kriege ungünstigen Ideen gehören der neuern Philosophie an, und werden noch immer bestritten. Die Schriftsteller, welche in neuern Zeiten die Mittel, den Frieden zu verbreiten und zu verewigen, vorgeschlagen haben, sind für Träumer angesehen worden. Man glaubte, ihren Vorschlägen alle Ehre zu bezeigen, welche sie verdienten, wenn man sie Träume eines gutgesinnten Bürgers nannte; und man hat nicht bedacht, daß die Träume eines gutgesinnten Bürgers verdienen, daß man alle Mittel aufsuche, sie in Wirklichkeit überzutragen. —

Von dem Geiste des Krieges ist der soldatische Geist zu unterscheiden, welcher bald die Wirkung, bald der Vorläufer von jenem ist. Schon sind manche Staaten in einen großen Haufen von Kasernen verwandelt; und die allmähliche Vermeh-

rung disziplinirter Kriegsheere nimmt dort in eben dem Verhältnisse zu, in welchem die Auflagen, die Furcht, und die Sklaverei zunehmen.

Der Verfasser zeigt nun ferner, wie sich dieser soldatische Geist, d. i. der Geist große Kriegsheere zu halten, seit den Zeiten Karls VII. und Ludwigs XIV. festgesetzt und ausgebreitet, und welche Folgen dieser Geist gehabt hat. Was kosten nicht Kriegsheere, Festungen, Artillerie, und alle Arten von Kriegswerkzeugen? Mit Soldaten erhebt man Auflagen, für Auflagen wirbt man Soldaten, deren Unterhaltung das Volk fast in Verzweiflung stürzt. Wie leicht wird es einem Regenten, durch sein Kriegsheer Despot zu seyn, so bald er nur will? Und wie vielfach schädlich kann der Müßiggang werden, in welchem man den Soldaten in Friedenszeiten leben läßt? Ganz anders, als wir, dachten in diesem Stücke die Römer. — Bei allem dem ist die Meinung nicht diese, daß eine Nazion mitten unter so vielen kriegerischen Nazionen sich allein aus Liebe zum Frieden aufopfern, und gleich einer Taube mitten unter Geyern werden soll. Allen Nazionen wird es gesagt, alle werden aufgefordert, ihre Augen über das wahre und allgemeine Interesse zu öffnen. Bis dahin muß zwar der soldatische Geist zur Vertheidigung der Nazionen unterhalten, aber der Kriegsgeist muß unterdrückt, und, was noch besser ist, ganz vertilgt werden.

In dem VII. Kapitel stellt der Verfasser Betrachtungen über den militärischen Ruhm und über militärische Ehre an. S. 178—195.

Die Unterhaltung eines langen Friedens erregt lange nicht einen so lauten Jubel und frohlockenden Beifall des Volkes, als

die Erzählung blutiger Siege. Der Friede ist die Gesundheit des Staats; die Nazion genießt ihres Glückes, ohne sich dessen bewußt zu seyn, und man denkt nicht eher daran, als bis man sich in der traurigen Nothwendigkeit befindet, den Verlust desselben zu beklagen.

Ein Staatsminister, der ein wirklicher Freund der Menschen ist, kennet nicht jede Liebe zum falschen Ruhm, diese Schwäche, oder noch besser, diese Kleinherzigkeit großer Männer. Wie sehr erhebt ein langer Friede, der die Talente in den Augen des gemeinen Haufens verdunkelt, eben diese Talente in den Augen des Weisen? Vielleicht hat es ihnen mehr Arbeit und Aufopferung gekostet, den Wohlstand eines Staats durch eine friedliche Verwaltung zu erhalten, als es kostet, ihn durch Siege und Eroberungen vorzubereiten? Sobald sich ein Volk auf den Trümmern einer allzu gefürchteten Macht erhebt, wird es der Gegenstand des allgemeinen Schreckens; der Haß, welchen jene einflößte, geht nun auf dieses Volk über. Das politische Interesse hatte die Nazionen vorher zum Vortheil desselben bewaffnet, um seinen Fall zu hindern; es bewaffnet sie nun gegen dasselbe, um seinen Plänen zuvorzukommen. Daher, in allen Jahrhunderten, jene Ebbe und Fluth der Reiche, welche durch die anfangs zu ihrer Vertheidigung, nachher zu ihrer Zerstörung verbundene Macht der Völker bald in die Höhe gebracht, bald erniedriget, bald aufrecht erhalten, und bald über den Haufen gestürzt wurden. Daher die Lösung des politischen Problems, warum die Reiche wieder unterzugehen anfangen, sobald sie zu einem allzu glänzenden Flor gelangt sind, und warum der Augenblick ihres Ruhmes den Zeitpunkt ihres Ver-

falls herbeiführt. Und hieraus folgt, daß jedes Volk, welches frei seyn und sich erhalten will, nicht dürfe ein Eroberer seyn wollen. Aber so lange das menschliche Geschlecht fortfahren wird, seinen Zerstörern den ersten Rang anzuweisen, seinen Wohlthätern hingegen einen geringern Zoll von Lobsprüchen zu entrichten, so lange wird die Begierde nach dem Ruhm eines Kriegshelden immer der Fehler der erhabensten Charaktere bleiben. —

Ich bin weit entfernt, dem Stande der Krieger den Theil von Ruhm, welchen ihm der Staat, dessen Schild er ausmacht, schuldig ist, schmälern zu wollen. Der Soldat sei für die gute oder schlimme Sache bewaffnet, er empfange das Schwerdt aus den Händen der Gerechtigkeit oder des Ehrgeizes; er selbst ist weder Richter, noch Bürge der Projekte, welche er ausführt. Sein persönlicher Ruhm bleibt dabei unbefleckt: dieser muß immer im gehörigen Verhältnisse mit den Bestrebungen stehen, welche ihm jener gekostet hat. Die strenge Zucht, welcher er sich unterwirft; die abmattenden Arbeiten, welche er über sich nimmt; die schauderlichen Gefahren, welchen er sich bloß stellt; mit einem Worte, die vielfältigen Opfer seiner Freiheit, seiner Ruhe, seines Lebens, können durch nichts würdig vergolten werden, als durch Ehre und Ruhm. Zu dem Ruhm, welcher immer die großmüthige und ächte Tapferkeit begleitet, gesellt sich bei einem großen Heerführer noch der Ruhm der Talente, welche die Tapferkeit erhellen, begünstigen und krönen.

Von diesem Gesichtspunkte aus giebt es keinen Ruhm, welcher mit dem Ruhme der Krieger zu vergleichen wäre; denn selbst der Ruhm der Gesetzgeber erfordert vielleicht mehr Talent, aber weit wenigere Aufopferungen. Ihre Arbeiten sind

ununterbrochen und mühsam, aber nicht gefahrvoll. So lange demnach die Geißel des Krieges für das menschliche Geschlecht unvermeidlich ist, muß der Soldatenstand der ehrwürdigste seyn; so wie er der gefahrvollste ist. —

Genau betrachtet, ist das, was man Ruhm nennt, für Thaten von größerer und ausgezeichneter Wichtigkeit bestimmt, statt daß man minder wichtigen und minder glänzenden Ehre zuerkennt. Diesem zufolge kann der Ruhm nur Anführern zugehören; aber die Ehre kann ihre Herrschaft über alle Individuen erstrecken.

Gerade dieser Unterscheidung gemäß war die Austheilung der militärischen Belohnungen in der römischen Republik eingerichtet, wie der Verfasser ausführlicher zeigt.

S. 188. Welche vortreffliche Grundsätze könnten wir nicht auch hierin von den Alten entlehnen? Bei uns machen Truppen, welche großentheils aus zusammen gelaufenen, von allen Hülfsmitteln entblößten, oft durch Ausschweifungen verdorbenen jungen Leuten bestehn, die ganze Hoffnung des Staats aus. Werden wir sie wohl mit jenen wackern Bürgern vergleichen dürfen, welche im Schooße einer arbeitsamen Familie erzogen, zu den Gefühlen, welche die Menschen an ihr Vaterland heften, gewöhnt waren, und alle in dem Wohle desselben ein persönliches Interesse fanden? Man rühmt unsere militärische Kriegszucht. Sie macht, sagt man, beherzte, folgsame, ehrliebende Menschen. Aber würde es nicht noch besser seyn, wenn die Erziehung, wenn die Arbeit jene Tugenden schon entwickelt hätten? wenn der Soldat mitten im Kampf einen Vater, eine Familie vor Augen hätte, die ihn voll Sehnsucht zurück erwar-

teten, und ihm in den Zeugnissen ihrer Zärtlichkeit den süßesten Lohn seiner Tapferkeit bereiteten? Wie noch weit vollkommener müßte nicht selbst diese Kriegszucht werden, wenn sie, statt auf Furcht gegründet zu seyn, auf Sitten gegründet wäre? Würde man dann noch jene Beispiele von Verzagtheit, von Unmuth, von treuloser Verlassung der Fahnen sehen, welche, was man auch sage, doch immer von der Mangelhaftigkeit unserer Einrichtungen zeugen. Und wie viele Fehler kann man ferner bei der Erziehung unserer Soldaten bemerken? Warum leiden unsere Kriegsheere mehr noch durch Ermattung, durch Krankheiten, als durch das Schwerdt des Feindes? Würde man diesem verderblichen Uebel nicht dadurch abhelfen, daß man darauf bedacht wäre, den Körper der Soldaten zu stärken? wenn diese, nach dem Beispiele der Römer, unablässig mit den härtesten Arbeiten beschäftigt, den Kampf mit den Feinden fast als das Ende ihrer Beschwerlichkeiten wünschen müßten? Die römischen Heere wußten nichts von Miethlingen, welche nur durch einen kärglichen Gewinn zur Vertheidigung des Staats gereizt worden wären. Jeder Bürger fochte für seinen Heerd, für seine Familie, und für seine Freiheit. Nur Bürger wurden in die Legionen aufgenommen; und selbst unter den Bürgern traf man eine Auswahl. Nur solchen vertraute man die Vertheidigung des Staats an, welche Vermögen genug besaßen, um sich lebhaft für seine Erhaltung zu interessiren. Daher setzte Rom sein Vertrauen auch nicht in die Menge der Soldaten. Sehr unansehnliche Heere zerstreuten zahlreiche Haufen von Barbaren, und triumphirten über die tapfersten Feinde. Diese, gegen die unsrigen gehalten, so wenig zahlreichen Heere, fielen der Re-

publik nicht zur Last, entvölkerten nicht das Land, rieben seine junge Mannschaft nicht auf. Unsere Provinzen, nach zwei oder drei unglücklichen Feldzügen erschöpft, sind kaum noch im Stande Soldaten zu liefern. Rom hingegen fühlte, selbst nach den hartnäckigsten Kriegen, keine Schwächung an Volksmenge.

S. 192. Die traurigste, aber in die Augen fallendste Art des Ruhmes war von jeher der Ruhm glänzender Eroberungen. So viel vermag das Wunderbare über die Gemüther des großen Haufens. Frucht bringende Unternehmungen gehen größtentheils langsam und ruhig von statten, sie setzen uns nicht in Staunen; zerstörende Unternehmungen sind schnell und geräuschvoll, und wir setzen sie in die Klasse von Wundern. Es gehört nur ein Monat Zeit dazu, um eine Provinz zu verheeren; zehn Jahre sind vielleicht nicht genug, um sie fruchtbar zu machen. Man bewundert den, welcher sie verwüstet hat; kaum hält man es der Mühe werth an den zu denken, der sie fruchtbar macht. Ist es zu verwundern, wenn man so viel Uebels, und so wenig Gutes geschehen sieht?

S. 193. Giebt es denn gar keine Klasse von Menschen, welche über den gemeinen Haufen erhaben, und weise, beherzt und beredt genug sind, um der Welt einen barbarischen Ruhm verhaßt zu machen? Die Gelehrten sind es, welche die Meinungen von Jahrhundert zu Jahrhundert bestimmen. Sie können die Ertheiler des Ruhms, und folglich die nützlichsten Menschen werden. Aber man muß es leider gestehen, nur allzu oft haben sie die Würde ihres Standes vergessen; und ihre an glückliche Verbrechen verschwendete Lobsprüche haben in der Welt großes Unheil angerichtet. Es waren nicht sowohl die Furcht, der

Eigennutz, die Niederträchtigkeit, als vielmehr die Verblendung, die Täuschung, der Enthusiasmus, welche die Gelehrten bewegten, glänzenden Gräuelthaten Ruhm zuzuerkennen. Man wird von einer vorzüglichen Stärke des Verstandes oder einer außerordentlichen Seele bei großen Verbrechen eben so erschüttert, als bei großen Tugenden. Indem man die Ursachen bewunderte, pries man die Wirkungen; und so wurden Tyrannen der Erde vergötterte Helden.

Was soll aber der Gelehrte bei dem Anblick ungerechter Unternehmungen und glücklicher Verbrechen thun? Es ist seine Pflicht sich dagegen zu erheben, wenn er Freiheit und Muth genug dazu hat; und zu schweigen, wenn er nichts mehr thun kann oder darf. Selbst dieses allgemeine Stillschweigen der Gelehrten würde ein schreckliches Urtheil seyn, wenn man schon gewohnt wäre, sie unter sich vereinigt zu sehen, um nur den wirklich rühmlichen Thaten ein öffentliches Zeugniß abzulegen. Ein Eroberer, erzählt Sadi, welcher den Ruhm liebte, aber begieriger nach einem großen Rufe, als gerecht, war, verwunderte sich, daß ein tugendhafter und von dem ganzen Volke verehrter Mann nie von ihm sprach. Er ließ ihn zu sich kommen. Warum, sagte er zu ihm, schweigen die weisesten Männer meines Reichs von meinen Eroberungen? Herr, antwortete der Greis, die Weisen künftiger Jahrhunderte werden der Nachwelt die Ursache davon sagen. Und mit diesen Worten entfernte er sich.

Das VIII. Kapitel, welches von den wechselseitigen Pflichten der Nazionen und von der Moral der Staaten handelt, S. 196—221. enthält nichts, was mir des Auszeichnens werth schien; es

müßte denn folgende vielleicht noch nicht sehr bekannte Anekdote seyn.

S. 219. Lügen, betrügen, hat vielen Politikern etwas recht Erhabenes geschienen; gleich als ob alle dergleichen kleinliche, von Einfalt zeugende Bosheiten nicht wieder mit ähnlichen vergolten werden könnten, und nicht täglich hundertfältig wirklich vergolten würden. Ferdinand der katholische, dieser frömmelnde Tyrann, welcher sich vom Papste, Alexander VI., Amerika ausbat, Ferdinand war diesem nach ein sehr großer Politiker; denn er sagte von Ludwig XI.: „Er beklagt sich darüber, daß ich ihn „dreimahl betrogen habe; eine große Lüge! mehr als zehnmahl „habe ich ihn betrogen.“ Man bemerke, daß er die Sache sogar übertrieb, bloß, um sich ein desto größeres Ansehn zu geben. Ganz anders sprach Don Louis de Haro vom Kardinal Mazarin: „Er hat,“ sagte er, „einen großen Fehler in seiner Politik; „er will immer betrügen.“

X.

Gretry's Versuche über die Musik. Herausgegeben von D. Karl Spazier.

(Schluß.)

„Man muß in den Künsten sich vor Allem in Acht nehmen, was in Manier ausartet; denn so gut sie auch sei, leidet sie doch nur stellenweise Anwendung. — Das Wort Manier führt die Idee von unaufhörlicher Wiederkehr derselben sklavischen Verfertigungsart eines und desselben Komponisten mit sich. Das Genie lehnt sich, wie es scheint, gegen Manier auf, aber nicht gegen den Stil überhaupt, ohne welchen alles Genie zu nichts helfen würde. Darum sagt man in rühmlicher Beziehung von einem Künstler, er habe Stil und arbeite nicht in einer gewissen Manier."

Die Gedanken (setzt Hr. S. hinzu) müssen feste Uebereinstimmung, Haltung und Bestimmtheit haben, welches man allenfalls Stil, besser musikalischen Charakter nennen möchte. Stil bedeutet aber gewöhnlich in der Musik, wie in der Sprache, das Objektive (die Art der Gedanken) und die damit übereinstimmende Bezeichnung oder den Ausdruck derselben; daher

giebt es einen großen, erhabenen, lyrischen, tragischen, komischen, burlesken, einen lebhaften, feurigen, kräftigen, sanften, fließenden, zerhackten Stil. Was man italiänischen, französischen, teutschen Stil nennt, sollte man lieber Manier heißen. — Die Kunst ist höher, als der Künstler; über jener muß man diesen vergessen können. So lange man noch die Musik nach Schulen oder nach der Künstler Individualität bezeichnet, ist man noch vom höchsten idealen Ziele der Kunst entfernt. Jeder aber giebt mehr oder weniger den Ausdruck seiner Individualität oder seiner gewohnteren Vorstellungen. Haydn wird glücklicher im Naiven und Witzigen, als im Starken und Erhabenen; Reichardt in diesem stärker, als in jenem seyn. Mozart's brillante, phantasiereiche, mitunter etwas schwülstige Musik wird gegen die einfache, liebliche und empfindungsvolle eines Martin einen sehr merklichen Abstich machen.

Oekonomie bei der dramatischen Musik, besonders dem Gebrauch der Instrumente. (S. 235—242.)

„Pauken und Trompeten sollten nur bei heroischen Gegenständen vorkommen, und einige Töne derselben in der Ouvertüre wären hinreichend, um nicht sogleich die Zuhörer zu sättigen.“

Die Trompete aber (setzt der teutsche Herausg. hinzu) kann auch bei den heftigsten Ausbrüchen solcher Leidenschaften gebraucht werden, welche in Wildheit auszuarten drohen, bei Wuth, roher, stürmischer Freude, bei Erregung des Schreckens u. s. w.

„Der Komponist (nach G.'s wahren Ideen) verspare die volle erschütternde Wirkung des Orchesters mehr gegen das Ende, anstatt schon anfangs Alles zu erschöpfen und nun in der

Folge fast Ekel zu erregen, oder doch wenigstens den sanftern einfachern Gesängen und Scenen durch jene frühe Bestürmung der Zuhörer ihren zarten Effekt zu rauben.“

Gebrauch der Blasinstrumente.
(S. 243 — 246.)

„Als man noch keine deklamatorische Musik hatte, setzte man Flöte, Trompete, Horn, wenn von Liebe, Ruhm, oder von der Jagd die Rede war. Jetzt braucht man diese Instrumente zur Verstärkung des Ausdrucks überhaupt. Sie helfen entweder die Stimme führen, oder den Sinn der Worte verstärken. Das Fagott ist luguber, für pathetische Stellen zur leisen Andeutung geschickt, (auch, wie der teutsche Herausg. hinzusetzt, für die einfache Naturfreude, das Zärtliche, Rührende, Andachtsvolle, selbst bisweilen für das Komische). Das Klarinett sagt dem Schmerze zu, mischt Traurigkeit und Schwermuth bei; auch das Heimliche, Geistermäßige, Süßschauerliche, das Liebliche und Zarte bei frohern Gefühlen ebenfalls (fügt Hr. S. bei) drückt es sehr gut aus, und im Einklange mit Hoboen erregt es ein romantisches Gefühl der Verklärung. Die ihrer Natur nach heitere und ländliche Hoboe gießt einen Strahl der Hoffnung ins Leiden; sie hat auch (wie der Herausg. bemerkt) viel Heimliches und Oedes, und ist sehr für Klagetöne etwas greller, scharfer Art. Die Flöte ist zärtlich, verliebt; von süßerem Ton, als selbst die weibliche Stimme; daher vortheilhafter zur Begleitung der männlichen Stimme und bei Instrumenten von minder gehaltenem Ton.“

Ideen und Träume über die dramatisch-musikalische Schilderung von Leidenschaften und moralischen Charakteren. (S. 286—339.)

Sprache und Ton der Leidenschaft. — Die Leidenschaften haben in allen Ländern einerlei Quelle; ihre Sprache wird nur durch den Einfluß des Klima, der Gesetzgebung, Religion u. s. f. modifizirt, ausgenommen bei ihren heftigsten Ausbrüchen, wo die Natur ihre Rechte wieder gewinnt. Die Bäuerin und die Hofdame haben den nämlichen Schrei des Schreckens oder der Liebe; kurz bei der heftigen Gemüthsbewegung hört das Erziehungsvorurtheil auf, und in diesem Falle kann es für den Künstler nur Eine Manier geben, die Leidenschaft darzustellen. Aber in der Veredlung der Natur, in der Sorgfalt gegen Uebertreibung und Uebermaaß, besteht die Feinheit und das Verdienst des nachahmenden Künstlers.

Ausdruck trauriger Empfindungen. — Wer über Alles lacht, in dem war nie großes Talent. Künstler, in allen euren Werken muß eine sanfte Melancholie durchschimmern; aber dieser Anflug von zarter Empfindsamkeit darf nicht mit der eigentlich tragischen Empfindung verwechselt werden.

Die traurige Musik ist dreierlei Art. Sie ist traurig, aber voll Reiz und Poesie; oder blos traurig, ohne diese Eigenschaften; oder sie hält das Mittel zwischen Traurigkeit und Freude, ist also vermischter Art.

Tragischer Stil. — Das Tragische ist eigentlich das Hauptgebiet, worin die Harmonie sich ausbreiten kann, wäh-

rend der Melodie in allen übrigen Arten der Musik neue Quellen offen stehen.

Charakter. — Gewisse Kompositionen, die sonst manches Gute haben, lassen uns noch manchen Wunsch übrig, weil ihnen ein bestimmter Charakter fehlt, welcher, richtig und scharf dem Werke eingeprägt, nie unerkannt bleibt. Manchen gelingt nur die Darstellung dieses und jenes Charakters, mancher zeichnet gleichsam nur allgemein-musikalische Physiognomieen, während er Porträts nach dem Leben zu entwerfen wähnt.

(Die musikalische Behandlung der verschiedenen Charaktere im Drama, bemerkt Hr. S. mit Recht, ist von wenigen Komponisten beobachtet und so glücklich beobachtet worden, als z. B. von Reichardt in der Geisterinsel.)

Komische Musik. — Die komische Musik wird allemal schwerer seyn, als die pathetische, wie denn das gute Lustspiel seiner Schwierigkeiten wegen höher gehalten wird, als ein gutes Trauerspiel. Nichts ist schwerer, als Leute von Geschmack zum Lachen zu bringen. — Heiter, lustig kann die Musik durch Bewegung machen; aber, wie eine Reihe Töne, die so oder anders folgen, uns soll zu lachen machen können, will uns nicht eingehen.

(Die Musik, erinnert hierbei Hr. S., kann aber wirklich durch die seltsamsten Kombinazionen der Perioden, Rhythmen und musikalischen Redefiguren die leichtfertigsten Tonmahlereien hervorbringen und in sich selber so kontrastirend gemacht werden, daß man die lächerlichsten Karikaturen (z. B. vor allen andern in Instrumentalsätzen von Haydn) nicht verkennt. Auf Ideen-

associazion, Kontrastirung und Ueberraschung kömmt hierbei freilich viel an.)

Kontrast. — Unaufhörlich geräuschvolle Musik hört auf, einige Wirkung zu thun; man muß das Starke und Kräftige aufsparen, um die sanfteren musikalischen Züge desto mehr ins Licht zu bringen.

Ausdruck der Sanftheit, Unschuld und Reinheit des Charakters. — Blos in reiner Melodie spiegelt sich Unschuld und Sanftheit des Charakters ab. Modulazion ist ein Fehler. Nur der Instinkt bringt solche Töne hervor, und dieser Instinkt zeigt überall Mangel an Uebung und künstlicher Vorbereitung. Daher sind es gerade die kleinen einfachen, reinen und naiven Lieder, die so viel Mühe machen, weil sie zu künstlichen Ausweichungen weder Stoff geben, noch dieselben vertragen. — —

(Die nun folgenden Rubriken der musikalischen Charakteristik gewisser Leidenschaften, Affekte und Gemüthsarten, müssen wir aus Furcht, allzu weitläuftig zu werden, mit Stillschweigen übergehen.)

Vermischte Bemerkungen. (S. 340—390.)

Analogie der Farben und Töne. — Vermittelst der Analogie in allen Naturerscheinungen findet ein wohlorganisirter Tonkünstler in allen Farben die Harmonie der Töne wieder. Die verdeckten und verminderten Töne machen auf das Ohr eben die Wirkung, wie die dunkeln Farben auf das

Auge, so wie die grellen, scharfen, erhöhten Töne mit lebhaften und grellen Farben zu vergleichen sind. Zwischen diesen Extremen findet man alle Farben, mit welchen man in der Musik, wie in der Mahlerei, alle mannichfaltigen Leidenschaften und Charaktere ausdrücken kann. Jeder besonders organisirte Mensch trägt in sich die Keime der Leidenschaft und sieht nach den Farben aus, welche sie bezeichnen. Schwarz, Violett, bedeuten Wuth; Purpurroth, Zorn; sanftes Roth, die Schamhaftigkeit; Weiß, die Unschuld. Jede Person des Drama kleidet sich in die ihr angemessene Farbe. Dieß deutet dem Musikus auch einigermaßen die Wahl der Töne an.

Einfluß des Klima auf die Musik. — Man kann die Musik als das Thermometer betrachten, den Grad des Gefühlvermögens eines jeden Volkes nach dem Klima zu bestimmen, unter dem es lebt. Der Nazionalgesang eines jeden Volks, und noch mehr seine Art zu singen, die Töne zu tragen, zu halten, sie hart anzuschlagen oder abzustoßen; die mehr oder weniger leidenschaftlichen, wollüstigen, heitern, barbarischen oder wilden Inflexionen der Stimmen stehen überall im Verhältniß mit der Temperatur des Landes. Regierungsart, Sitten, Gewohnheiten können auch auf den Accent der Sprache und des Gesanges, der eine Nachahmung davon ist, Einfluß haben; allein diese Nebenursachen können den Einfluß des Klima nicht aufheben. Es giebt hierin eine dreifache Eintheilung: warm, gemäßigt, kalt. Die Melodie der Italiäner, ihr Gesang und ihre Manier ist leidenschaftlich, wollüstig; die Töne werden getragen, ausgezogen, schwach angegeben und angeschwellt, und umgekehrt. Die Melodie der Franzosen athmet Heiterkeit. Sie

haben kleine niedliche Gesänge, und singen fast nie, ohne daß sie die Lust zu tanzen ergreift.

Zerstreute Ideen, den musikalischen Unterricht und die Bildung des dramatischen Komponisten betreffend. (S. 391—417.)

„Wir dürfen die Prinzipien der verschiedenen Künste nicht unter einander werfen. In der Mahlerei wäre das Kolorit, ohne Zeichnung, ohne Umriß des Gegenstandes, gar nichts, und dennoch erkennt man an den blos gezeichneten Gegenständen, ohne alles Kolorit, was sie seyn sollen. In der Musik ist es ganz anders. Wer singt, modulirt; aber moduliren ist nicht immer singen. Sollen Modulazionen für musikalische Zeichnung gehalten werden, so müssen sie einen guten Gesang abgeben. Nur ein wohl modulirter Gesang wird das Dessein genannt werden können, und die Harmonie und Begleitung das Kolorit. Der Baß ist nur die Probe oder der Beweis, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Modulazion des Gesangs zu erkennen. Die Musik, weit unbestimmter und allgemeiner, als die Mahlerei, bedarf eines solchen Unterstützungsmittels. Die Mahlerei kopirt materielle Gegenstände; dieß thut aber die Musik nicht. Sie kopirt nicht Gegenstände selbst, sondern blos das Wort (das Medium), wodurch dieselben angedeutet und beschrieben werden (oder, genauer, den Sinn der Worte, und die Gegenstände nur in so fern, als ihre Wirkungen in der Empfindung aufgefaßt und dargestellt werden können).“

Der nun von S. 418 — 442. folgende Anhang, von frühzeitigen Genies, enthält manche für den Pädagogen anführungswerthe Reflexionen.

„Es läßt sich zeigen, (sagt Hr. G.) daß zu frühzeitige Talente weder der Kunst, noch der Person, welche sie besitzt, nützlich sind, sondern daß sie vielmehr beiden zum Nachtheil gereichen. In Künsten, wie in Wissenschaften, nähert man sich nur dadurch mehr und mehr der Vollkommenheit, wenn man, was Andre vor uns hervorgebracht haben, weiter bringt, und neue Kombinazionen, die den ersten Erfindern entgiengen, hinzufügt. Wie soll man aber dies von einem noch nicht zur Reife gekommenen jungen Kopfe erwarten? Was von einem Kinde, das noch keine Leidenschaften gefühlt hat, das nur das Auswendiggelernte hersagen, nur eine schwache Skizze fremder Empfindungen mittheilen kann? Wird das bewunderte Kind nicht, vom Beifall berauscht, sich in seinem Dünkel über unendlich vollkommnere Männer hinaussetzen, und aufhören sie sich zum Muster zu nehmen? Ist es nicht der Mittelmäßigkeit überhaupt eigen, sich etwas einzubilden? Nähert man sich nicht um so mehr der Vollkommenheit, je zweifelhafter man über die Möglichkeit wird, sie zu erreichen, und je mehr man seine allmählichen Fortschritte in Ueberwindung der Schwierigkeiten mit Andrer Fortschritten vergleicht? Der einem Kinde in Gesellschaften ertheilte Beifall erstickt in ihm den Wetteifer, der das Weiterkommen beschleunigt. Unverhältnißmäßiges Lob macht den guten Lehrer mit Recht unwillig. Sein Lob ist nie unbedingt; immer scheint es die gute Lehre einzuschließen: morgen will ich dir noch Kunstgriffe zeigen, die du noch nicht weißt.

Die Gesellschaften können nur im Allgemeinen und ohne Einschränkung Beifall geben; dieß verführt den Lehrling, täuscht ihn über sich selbst, und wirklich verdiente Aufmunterung wird ihm zum Verderben. Es ist sehr zu besorgen, daß die Organe des Genies, welche vor ihrem gehörigen Wuchse ermuntert wurden, im reiferen Alter völlig gelähmt seyn werden. Der Baum, der durch Kunst getrieben im Frühlinge hat Früchte tragen müssen, ruht schon im Sommer, und bringt im Herbste nur noch spärliche, zerstreute Spätlinge von Obst hervor. Zwingt man die Rose im Winter zu blühen, so wird sie uns eine schmerzliche Erinnerung an die schöne entschwundene Jahrszeit seyn, und uns Täuschung werden, welche die ganze Natur Lügen straft und uns das Grausige des Winters nur noch stärker empfinden läßt. Allzufrühzeitige Talente sollten vielmehr unangenehme Gefühle in uns wecken; denn zu dieser anscheinenden Reife gelangte das Kind nur, indem man der Natur Gewalt anthat. Hielt nun auch der Mensch dagegen aus, so hat man davon doch immer nur einen Halbmenschen. Der Keim des schönsten Talentes, bevor es Erfahrung erlangt und die Wirkung der Leidenschaft kennen gelernt hat, muß uns nur durch die Hoffnung seiner glücklichen Entwicklung etwas werth seyn. Wie grausam sind wir gegen die Kinder, wenn wir ihnen das Studiren aufdringen, und ihnen dadurch die Reize der Natur rauben, welche die Folgezeit ihnen nie wiedergeben wird. Was man mit Vergnügen lernt, ist das Einzige, was uns unser ganzes Leben hindurch angenehm bleibt, so wie die natürlichen Talente die einzigen angenehmen, die einzigen sind, die man mit Leichtigkeit erwirbt. Fürchtet daher vor Allem, daß

die getreue Gefährtin alles Außerordentlichen, die Eigenliebe, tausendmal trauriger für die Eurigen werde, als mit allzuviel Wichtigkeit ihnen eingeimpfte Talente ihnen Nutzen bringen dürften. Die beste Erziehung schien mir jederzeit in der Regel zu bestehen: Flößt der Kindheit Liebe zur Wahrheit ein, und haltet, wenn sie heranwächst, ihre Eigenliebe kurz!"

„Die Kindheit ist die Zeit der Thätigkeit, aber der Thätigkeit des Leibes, nicht der Seele. Spielen, springen, ein wenig Toben, ist Alles, was für das Kind angenehm ist. Wenn das Kind nicht geschäftig sich regt, so ist es krank; dann bringe man es in die freie Luft, aufs Land, setze es im Schatten nieder. Wenn es des Sonnenscheins bedarf, so wird es ihn schon selber suchen, und sollte es sich auch noch so mühsam hinschleppen. Pflückt es, wenn ihr es so behandelt habt, nicht vor Verlauf eines Monats sich Blumen und liest mit Herzenslust Kiesel auf, so glaubt nur, daß sein Leben Gefahr laufe. Ist es erst zu gehörigen Kräften gekommen, und die Natur in ihm nicht mehr mit sich selbst in Streit, dann wird es nicht mehr eine Anstrengung scheuen, die vorher ihm schädlich gewesen wäre. Sieht es dann tanzen, oder hört es singen, so wird es euch schon um einen Tanz- oder Musikmeister bitten. Kurz zeigt ihm das Gute, das es üben, und verbergt ihm das Böse, mit dem es unbekannt bleiben soll. Darin besteht die ganze Wissenschaft. Ein zärtliches Kind darf nicht gezwungen werden, und macht mehr Fortschritte, wenn es selbst das, was ihm angenehm ist, erfaßt."

XI.

Ueber den Ursprung des sittlich Bösen im Menschen. Nebst einer Prüfung des kritischen Freiheits-Begriffes, und der Kantischen Abhandlung über das radicale Böse. Von Joh. Anton Wilh. Geßner. (D. und Privatlehrer der Philosophie zu Leipzig.) Leipzig, bei Georg August Grieshammer. 1801. S. 126. 8.

Die vorliegende Schrift zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste und längste beschäftigt sich mit einer Prüfung des Kantischen Freiheits-Begriffes, welche zwei Gesichtspunkte nimmt, den der empirisch-praktischen, und den der rein-sittlichen Natur des Menschen. Der Verfasser stellt dann seinen eigenen Begriff von Freiheit, nebst dessen Gründen auf, und zieht endlich daraus die, nach seinen Begriffen, den Ursprung des sittlich Bösen im Menschen bestimmenden Folgerungen. Diesen Gang der Untersuchung zeichnete dem Verfasser die Natur seines Gegenstandes selber vor. Sittlich-böse kann der Mensch nur seyn, in so fern er frei ist; und wie fern der Ursprung seiner dem Sittengesetz widerstreitenden Handlungen in oder außer ihm zu suchen sey, kann nur nach seiner Fähigkeit, frei zu handeln, beurtheilt werden. Eine Untersuchung der Freiheit des menschlichen Willens mußte also der Untersuchung des Ursprungs des

Sittlich-bösen vorausgehen. Herr Kant spricht dem Menschen absolute Freiheit zu; er setzt darum auch den letzten Grund alles Bösen, welches Menschen thun, in deren freie Willkühr selbst. Der Verfasser, welcher anderer Meinung ist, durfte sich also einer Prüfung des Kantischen Begriffes von der Freiheit, und dessen Gründen, nicht entschlagen. Uebrigens geht des Verfassers besondere Meinung im Ganzen dahin aus. Der Mensch ist nicht, wie Kant will, im Besitz des Vermögens, den Vorschriften des Sittengesetzes, so bald er sie nur hinlänglich kennt, durchgängig und vollkommen gemäß zu handeln. Die ganze Einrichtung der menschlichen Natur ist hiermit im Widerstreit; und alles, was wir zum Behuf der möglichen Gültigkeit des uns durch die Vernunft gegebenen Sittengesetzes vorauszusetzen befugt sind, ist — nicht vollendete Freiheit im Kantischen Sinne des Worts, sondern bloß eine gewisse, zwar von dem Kausalgesetz unabhängige, aber übrigens durch theoretische Vernunft völlig unbestimmbare, Fähigkeit, durch lange, selbst nicht mit diesem Daseyn gänzlich beendete Uebung und Kampf gegen tausendfältige Hindernisse zu jenem vollendeten Vermögen, heilig zu seyn, empor zu klimmen. Daher kann auch keinesweges alles Böse, was der Mensch thut, so manche unsittliche Handlung, so manche unlautere Gesinnung, als eigene Schuld ihm zugerechnet, und überhaupt niemals über den sittlichen Werth oder Unwerth eines Menschen entscheidend abgeurtheilt werden, u. s. w.

Der zweite Abschnitt enthält eine, mit dem Vorigen genau zusammenhängende, Beurtheilung der Kantischen Abhandlung über das radikale Böse.

Eine dem Ganzen vorausgehende Einleitung entwickelt, zum Besten der mit dem Gegenstande nicht hinlänglich vertrauten Leser, den Begriff der Freiheit überhaupt, und zeigt, daß durch spekulative Vernunft etwas über dieselbe auszumachen unmöglich sey.

Wir wollen nun die Gedankenreihe des Verfassers in der von ihm selbst befolgten Ordnung unsern Lesern mittheilen.

Einleitung.

Nachdem der Verfasser sein Unternehmen gerechtfertigt, und den Plan seines Werkes dargelegt, so beginnt er S. 7. mit seiner Entwickelung des Freiheits-Begriffes. Dem gemeinen Menschenverstande scheinen die spekulativen Untersuchungen über die Freiheit des menschlichen Willens lächerlich. Er wähnt diese jeden Augenblick aus Erfahrung erkennen zu können. Selbst der ehrwürdige Garve entlehnt seinen Beweis daher; und vielleicht wäre es am Ende wirklich am gerathensten, uns lieber Mühe zu geben, unsre Freiheit durch Handlungen, als durch, immer unabsehbaren Streitigkeiten unterworfene, metaphysische Gründe zu beweisen. Allein der Mensch kann doch nicht handeln ohne Vernunft, und es liegt einmal in der Natur dieser Vernunft, nicht mit jedem ersten besten Grunde zufrieden zu seyn, sondern, und zwar mit vollem Recht, zumal in solchen wichtigen Dingen, in ihrem Forschen nach Gründen so lange vorwärts zu streben, bis sie entweder auf einen solchen stößt, gegen welchen sie selbst auf keine Weise mehr etwas einzuwenden findet, oder bis es sich wenigstens zeigt, daß einen solchen auszuspähen ihr schlechterdings unmöglich sey.

Nimmt man nun zuerst Rücksicht auf den gemeinen Sprachgebrauch: so wird das Wort Freiheit auf die mannichfaltigste Art, und von den verschiedenartigsten Dingen, von leblosen Körpern, von Pflanzen, Thieren, Zuständen, Verhältnissen u. s. w. so gut, als von den Menschen und deren Handlungen gebraucht. Das allen diesen so unendlich verschiedenen Arten von Freiheit gemeinsame Merkmal, als höchster Gattungsbegriff, ist nichts anders, als Unbeschränktheit der den Dingen von Natur zukommenden Wirksamkeit. Freiheit überhaupt besteht also, dem gemeinen Sprachgebrauche zufolge, in der äußern Unbeschränktheit der Kräfte zu wirken. Tragen wir diesen Begriff auf den Menschen über, so heißt, er ist frei, so viel, als: er befindet sich in dem durch fremde Kräfte ungestörten Gebrauche seiner eigenen Kräfte. Allein in dem Menschen selbst befinden sich mancherlei Kräfte, die seinen Willen auf mannichfaltige Weise hindern und beschränken können, als: Gefühle, Triebe, Begierden u. s. w., und er kann mithin von außen her noch so frei, und doch von innen ein Sklav seyn. Denken wir nun aber auch diese innern Bestimmungsgründe des Willens hinweg, so, daß er auch in Rücksicht auf diese unbeschränkt, frei, und dergestalt sich gleichsam selbst überlassen erscheint: so bleibt immer noch die Frage übrig: Ist er auch an und für sich selbst, als ein natürliches Vermögen des Menschen betrachtet, frei, oder ist er nicht durch seine eigene Natur beschränkt, d. h. ist er nicht vermöge seiner eigenen Natur an eine gewisse Wirkungsweise gebunden, und also in sich selbst beschränkt, oder ist seine Wirksamkeit nicht durch in der Zeit vorhergehende Wirksamkeit in jedem gegebenen Zeitpunkte noth-

wendig bestimmt? Diese Frage bereitet den Uebergang zu dem höchsten metaphysischen Begriffe von Freiheit, welche darin besteht, daß der Wille den Bestimmungsgrund seiner Handlungen, unabhängig von allem Mit- oder Zuvorwirkenden, jederzeit in sich selbst habe. Sowohl zur Möglichkeit der Moralität, als auch zur Möglichkeit einer zusammenhängenden Reihe von Wirkungen in der Natur wird eine solche unbedingte Kausalität, als der Begriff einer absoluten Freiheit aussagt, erfordert. Denn man setze: die ganze Reihe von Wirkungen sei bedingt, und es gebe kein Unbedingtes, als erstes Glied der Kette, so verschwindet jene selbst in ein Nichts. Denn es liegt in dem Begriff eines Bedingten, nichts zu seyn ohne etwas, wodurch es sey. Nun fragt es sich: Giebt es eine solche absolute Freiheit überhaupt, und kömmt sie insbesondere dem menschlichen Willen zu? Theoretisch, oder durch bloße Spekulazion, läßt sich dieselbe auf keine Art beweisen. Man geräth auf diesem Wege immer entweder auf Determinismus, oder auf Fatalismus. Beide aber sind jener absoluten Freiheit feind. Ueberhaupt wird dadurch, daß die ganze wirkliche Welt, und mit ihr auch der menschliche Wille, nicht anders, als in der Zeit gegeben sein kann, alles determinirt, und es ist also vergebliche Mühe, hier Freiheit zu suchen. Kant, nach dessen System der menschlichen Erkenntniß nur eine Welt von Erscheinungen gegeben seyn, und so den Dingen an sich, als unsrer Einsicht entzogenen Gegenständen, Freiheit weder zu- noch abgesprochen werden kann, Kant sucht nun die Freiheit des Willens auf dem praktischen Wege zu retten. So weit die Einleitung, bei welcher hier noch einige Anmerkungen, den Begriff des Willens und der Freiheit

betreffend, übergangen worden sind. Ihr folgt nun die Abhandlung selbst.

Erster Abschnitt. Prüfung des Kantischen Begriffs von der Freiheit des menschlichen Willens. Eigener Begriff des Verfassers von derselben. Vergleichung beider in Rücksicht ihrer Angemessenheit zur menschlichen Natur. Resultate zur Beurtheilung des Ursprungs des sittlich Bösen im Menschen.

I. Prüfung des Kantischen Begriffs von der Freiheit des menschlichen Willens. A. Die Freiheit des menschlichen Willens nach kantischer Vorstellungsart, und Folgerungen daraus für die sittliche Beschaffenheit desselben. S. 21 — 24. Betrachtet man den Menschen als bloßes Naturwesen: so liegt der Grund aller seiner Handlungen nicht in ihm selbst, sondern außer ihm, in der Natur, deren Werk er ist. Er ist aber nicht bloß ein Natur-, er ist auch ein moralisches Wesen, eine Person, mit Vernunft, die ihm ein in ihr selbst entspringendes Gesetz seiner Handlungen vorschreibt, und mit unbedingter Freiheit, dieses Gesetz zu vollbringen, begabt. Als solches hängt alles, was er thut, lediglich von seiner Willkühr ab, alle seine Gesinnungen und Handlungen haben ihren letzten Grund in ihm selbst, und beruhen allein auf seinem jedesmaligen, völlig unbedingten Entschlusse. Ist dem so, so kömmt es nur auf ihn an, dem Sittengesetz durchgängig und unter allen Umständen gemäß zu handeln, in Gesinnung und That so lauter und rein, wie die Gottheit selbst, zu seyn, und es bedarf, um dieses zu können, nichts, als es zu sollen. Ist er nicht so gut, so ist es seine eigene Schuld, und er ist böse, auch wenn er nur ein einzigesmal vom Wege der Pflicht abweicht, ja! er ist dann von

Grund aus böse, und unverbesserlich dazu. Denn sein höchstes Gesetz ist das Sittengesetz. Das gebietet in allen Fällen gleich streng, und läßt keine Ausnahme zu. Es folglich, bei vollkommener Freiheit, dasselbe durchgängig ausüben zu können, ein einzigesmal übertreten, heißt die Willkühr über dasselbe zum Gesetz erheben, heißt ihm gänzlich den Gehorsam aufkündigen. Ist es aber einmal so gesunken, was könnte ihm dann wieder zur obersten ausschließenden Herrschaft verhelfen? Es giebt ja nichts höheres über demselben. Ein äußerst trauriges, niederschlagendes Resultat, zumal wenn man bedenkt, daß kein Sterblicher rein erfunden wird. Als bloße Naturwesen sind wir zwar nur künstliche Maschinen, aber als freie Wesen sind wir, jenen Sätzen zufolge, sogar unverbesserliche Bösewichte. Wir gewinnen so nicht durch die Freiheit, wir verlieren unendlich. Allein hat es denn auch mit jener ausgedehnten Idee von menschlicher Freiheit seine Richtigkeit? Ein kurzer, aber scharfer Blick auf die gesammte Natur und das Herz des Menschen belehrt uns vielleicht eines ganz andern.

B. Kurze Betrachtung der menschlichen Natur in empirisch-praktischer Hinsicht, zur Prüfung dieses Begriffes von Freiheit des menschlichen Willens. S. 25—48.

Der Mensch, wie ihn die unleugbare Erfahrung giebt, ist weit mehr sinnliches Wesen, als Person, d. h., weit mehr bestimmbar durch das Angenehme und Unangenehme, als durch das Gesetz. So ist es auch nothwendig zur Erhaltung und Entwickelung seiner gesammten Natur. Denn beide hängen von seiner Thätigkeit, diese aber von einer Triebfeder ab, die ihn schon von dem ersten Augenblicke seines Daseyns, also schon

vor seinem deutlichern Selbstbewußtseyn, also blind und unwillkührlich in Bewegung setzt. Diese Triebfeder ist das Angenehme und Unangenehme, welche zum Unterschiede von dem Vernunftgesetze, das Sinnengesetz heißen mag. Alle Thätigkeit des Menschen bis dahin, wo das Bewußtseyn des sittlichen Gesetzes aufzudämmern beginnt, ist Wirkung des Sinnengesetzes, und ohne dasselbe würde auch jenes Bewußtseyn ungeweckt bleiben. Zu welcher Herrschaft und Macht ist also nicht das Sinnengesetz schon gediehen, ehe nur das Sittengesetz erwacht! Und nun in dem Augenblicke, da dieses erwacht, sollte der Mensch auch schon fähig seyn, über jenes obzusiegen, um dieses zu vollziehen? —

Ueberhaupt geht die Entwickelung des Menschen — zumal im Ganzen, und wenn nicht die Kunst zu Hülfe kömmt — sehr langsamen Schritts, und die Menschheit muß manche Stufe ersteigen, ehe nur die sittliche Vernunft die ersten Buchstaben ihres Gesetzes ausspricht. Hier und bis dahin ist an keine Sittlichkeit zu denken; der Mensch ahnet noch nicht einmal die Möglichkeit derselben. Wenn man aber auch den Fall setzt, daß dem Menschen, in welchem bisher nur das Sinnengesetz seine Herrschaft übte, alle seine Pflichten auf das genaueste und gründlichste bekannt gemacht würden, daß er sie alle deutlich einsähe und anerkennte, und damit den ernstlichsten Vorsatz, sie auszuüben, verbände, wenn man ihm endlich auch keine andere und heftigere Begierden und Leidenschaften, u. s. w., als welche am gewöhnlichsten bei den Menschen Statt zu finden pflegen, liehe; so fragt sich nun vor allen Dingen:

Erstlich: Was gehört dazu, um das Sinnengesetz auszuüben?

Zweitens: Was gehört dazu, um das Sittengesetz auszuüben?

Das Sinnengesetz, das Angenehme und Unangenehme, übt in dem Menschen seine Gewalt von selbst. Es wartet und fragt ihn nicht, ob er seine Gesetze kenne, und ob er gesonnen sei, ihnen zu folgen. Er folgt dem Zuge des Angenehmen und Unangenehmen unwillkührlich, und lange Zeit, und im ganzen Leben öfters, ohne es selbst recht deutlich zu wissen. Ja er kann es nicht eher kennen, bis es schon längst in ihm seine Herrschaft geltend machte. Die Ausübung des Sinnengesetzes hebt also an mit der That, indem es selbst Handlungen hervorbringt. Die Erkenntniß folgt, und der Mensch findet sich zur Ausübung desselben gar häufig selbst wider seinen Vorsatz angetrieben. Es wird ihm nicht allein nicht schwer, es auszuüben, es wird ihm oft sogar unmöglich, es nicht auszuüben. So mit der Ausübung des Sinnengesetzes. Ganz anders mit der Ausübung des Sittengesetzes.

Hier nimmt das Geschäft eine gerade umgekehrte Richtung. Die Vollziehung des Sittengesetzes kann nur die Sache freier Entschließung seyn; man kann nur sittlich gut seyn, wiefern man die Befolgung der sittlichen Vorschriften zur Maxime, und zwar zur obersten Maxime seines Handelns macht. Dieß setzt aber genaue Erkenntniß des Sittengesetzes voraus: denn man kann nichts wollen, wovon man nichts weiß. Auch reichen bloße dunkle Ahnungen und Vorstellungen von Recht und Unrecht zur Sittlichkeit nicht zu: denn nicht wahre Sittlichkeit,

sondern ein bloß mechanischer Vorgang im Gemüthe kann allenfalls davon die Folge seyn. Man muß sich mit deutlicher Einsicht und voller Ueberzeugung sagen können: „das ist recht, und jenes ist unrecht," um eines freien Entschlusses, und folglich ächter Sittlichkeit fähig zu seyn. Daher kann von rohen Menschen, bei welchen jene Einsicht und Ueberzeugung noch nicht angetroffen wird, auch der strengste Richter keine Rechenschaft fordern. Sie können sich diese selbst noch nicht geben. Sie folgen allenfalls, ohne es selbst recht zu wissen, ihren sittlichen Gefühlen, und wenn diese von andern überstimmt werden, so folgen sie wieder den letztern. Daher die natürliche Gut- oder Bösartigkelt roher Nazionen, je nachdem bei ihnen die sittlichen, oder andere Gefühle und Begierden das Uebergewicht behaupten. Sie sind sämmtlich noch keiner sittlichen Handlungsweise, im strengen Sinne des Wortes, und noch keiner Verantwortlichkeit fähig, weil sie noch nicht im Besitz einer deutlichen Erkenntniß des Sittengesetzes sind.

Nun mag man unter dem Sittengesetz eine, über jeden möglichen Gebrauch der Willkühr sich erstreckende, und folglich allgemeine und höchste Regel der Vernunft für unsre Handlungen, oder man mag darunter den Inbegriff aller einzelnen für jeden möglichen Fall gegebenen Handlungsregeln verstehen: so ist klar, daß das Sittengesetz eine überaus große Summe besonderer Regeln in sich faßt. Um nun nur zu wissen, was das Sittengesetz in jedem einzelnen Falle zu thun gebiete, um die für denselben gegebene sittliche Regel zu erkennen, und ihr gemäß handeln zu können, muß man entweder auf der Stelle eine Untersuchung vornehmen, oder man muß dieses, wie oben

angenommen worden, schon zuvor gethan, und alle mögliche einzelne Regeln im Gedächtniß haben, um sie, im Fall einer zu verrichtenden Handlung, aus demselben nur hervorrufen zu dürfen. Es werden also in jedem möglichen Falle des Handelns, wenn es nach den Vorschriften des Sittengesetzes geschehen soll, außer dem allgemeinen, auf alle Fälle sich beziehenden, Vorsatze, es ausüben zu wollen, welcher als gegeben vorausgesetzt wird, erfordert:

I. Thätigkeit der Urtheilskraft, um den besondern Fall an die allgemeine Regel zu halten, und daraus die besondere zu erkennen; oder doch, wofern dieses schon voraus geschehen wäre:

1) Thätigkeit des Gedächtnisses, um sich derselben zu erinnern;

2) Thätigkeit des Verstandes, um sie zu denken;

3) Thätigkeit der Einbildungskraft, um sie recht deutlich und lebhaft zu denken.

Also hängt die Möglichkeit moralischer Handlungen vorerst offenbar von der Thätigkeit der genannten Seelenvermögen, jene Thätigkeit aber großentheils von der sehr verschiedenen natürlichen Fähigkeit dieser Vermögen ab, so daß der Eine mehr, der Andere weniger im Stande ist, die sittliche Regel in gegebenen Fällen vor Augen zu haben, und daß der Mensch in manchen Fällen die sittliche Regel gar nicht ausüben kann, weil er nicht einmal vermögend ist, sich ihrer zu erinnern. Zwar können sich die sittlichen Regeln vermittelst der Gewohnheit — einer besondern Fähigkeit unsrer Kräfte, eine gewisse oft von ihnen

wiederholte Thätigkeit auch ohne die sie Anfangs hervorbringende Ursache bei den wieder eintretenden Umständen, unter welchen sie immer erneuert wurde, von selbst wieder zu äußern — endlich auch von selbst wieder in Bewußtseyn darstellen. Allein nicht zu gedenken, daß man bei der Ausübung der Tugend ein solches Hülfsmittel muß entbehren können, wenn das bloße Sollen das Können bestimmt; nicht zu gedenken, daß jene Gewohnheit sich bei jedem Menschen auch nur auf so viel Fälle erstrecken kann, als ihm in seiner besondern Lage vorzukommen pflegen: so kann sie auch einem solchen Menschen gar nicht zu statten kommen, der die Ausübung der Tugend, so vollkommen er auch die Theorie derselben inne haben mag, eben erst beginnt.

Allein nicht bloß die natürliche Beschaffenheit der genannten Seelenvermögen, sondern auch noch viele andere Ursachen, durch welche dieselben bestimmbar sind, setzen der Ausübung des Sittengesetzes unvermeidliche Hindernisse entgegen.

Unzählige Dinge im menschlichen Leben bemächtigen sich des Verstandes, des Gedächtnisses und der Einbildungskraft, und ziehen sie oft unwillkührlich von der Vorstellung des Sittengesetzes gerade in Fällen ab, wo man es ausüben soll. Es ist aus gewissen psychologischen Gesetzen, nach welchen Vorstellungen sich in unserm Gemüthe darstellen, behaupten, oder verdrängt werden, leicht erweislich, daß es viele Fälle geben kann, in welchen es, zumal dem Anfänger in der Tugend, unmöglich ist, sich der sittlichen Vorschriften nur bewußt zu werden, geschweige denn sie auszuüben. Besonders ist dieses der Fall in solchen Momenten, wo heftige Affekten und Leidenschaften

sich des Gemüths bemeistern, als: Furcht, Angst, Schrecken, Liebe, Zorn, und andere. Oft vereinigen sich auch viele unerwartete oder unbekannte Umstände, um Gefühle, Begierden, Leidenschaften, Bilder, Vorstellungen in uns aufzureizen, die durch ihre vereinigte Kraft sich dergestalt Herr von unserm Verstand und Herzen machen, daß sie uns, wir wissen selbst nicht wie, auf eine Zeit lang um unsre ganze Selbstständigkeit bringen, und uns zu Fehltritten hinreißen, deren Möglichkeit wir hinterher selbst bezweifeln. Solche Stimmungen muß man nothwendig kennen, um ihnen nicht unterzuliegen, und das ist oft nicht anders möglich, als daß man sie erst selbst erfährt. Auch der geübteste Tugendheld vermag ihnen nicht ganz zu entgehen. Die Erörterung der oben erwähnten psychologischen Gesetze, so wie überhaupt die weitere Ausführung dieser Materie müssen wir der Kürze wegen übergehen, und sie dem Leser im Buche selbst nachzulesen und zu prüfen überlassen.

Es ist aber noch das Geringste, sich der Pflicht in jedem Falle deutlich bewußt zu seyn. Das Wichtigste und Schwierigste ist, sie auch durchgängig ernstlich zu wollen und auszuüben. Allen Süßigkeiten und Annehmlichkeiten des sinnlichen Genusses, wo die Pflicht es fordert, auf immer zu entsagen, allen mächtigsten Affekten und Leidenschaften standhaft zu widerstehen, ja vielleicht den größten, namenlosesten Qualen sich willig Preis zu geben, und dieses alles nicht etwa um eines wichtigen sinnlichen Gutes, sondern allein um eines Gesetzes willen, welches die auf keine Sinnlichkeit achtende Vernunft mit dürren Worten seinem Willen diktirt — dieß ist der Vorsatz, den der neuangehende moralische Mensch, der bisher nur auf Genuß aus-

zugehen, jeder Leidenschaft willig zu gehorchen, und alles Unangenehme zu fliehen gewohnt war, mit deutlichem Bewußtseyn, mit voller Besonnenheit, mit einem hellen Ueberblick seines ganzen Beginnens, fassen soll. Wird er ihn, mit Aufrichtigkeit gegen sich selbst, auch nur fassen können, er, der selbst der Kraft, solchen Schwierigkeiten obsiegen zu können, nur durch einen bloßen Glauben versichert seyn kann? Wird er nicht vielmehr seinem Vorsatz die Einschränkung beifügen müssen: „So weit es meine Kräfte gestatten.“ Aber er fasse ihn! Die Sinnlichkeit in ihm, seine Triebe, Begierden, Neigungen und Leidenschaften haben darum noch nicht den geringsten Grad von ihrer vorigen Stärke verlohren. Das Sinnengesetz übt noch seine volle Gewalt über ihn. Er selbst ist ihm noch immer heimlich zugethan. Allen diesen mächtigen Gegnern hat er nichts entgegen zu setzen, als die bloße Vorstellung des sittlich Guten, der Pflicht. Schon jeder einzelne erregt ihm einen harten Kampf; welche Schwierigkeiten wird ihm ihre vereinigte Kraft in den Weg legen? Mag er auch ihre ersten Angriffe standhaft zurückschlagen, doch wird er am Ende, ehe er es sich versieht, ihre Beute werden. Es mag überhaupt weit leichter seyn, einen einzelnen, die erstaunenswürdigste Aufopferung erfordernden, heroischen Schritt in der Tugend zu thun, wenn dabei das große, ehrwürdige Bild der Tugend in hell leuchtender Gestalt vor der Seele steht, alle Kräfte der Einbildungskraft und des Verstandes thätig sind, um dessen Glanz zu erhöhen, und manche geheime Triebfeder den Willen zu dem erhabenen Opfer stärkt: als im gewöhnlichen Laufe des Lebens ihr ununterbrochen, und in allen Stücken, die nöthigen Aufopferungen zu

machen. Es gehört schon unglaublich viel Anstrengung, Aufmerksamkeit, und Seelenstärke dazu, um es nur größtentheils über sich zu vermögen, nicht aus Begierde nach manchem geringern Gute manches größere zu verscherzen, oder ein geringeres Uebel nicht zu scheuen, um einem größern zu entgehen. An dem guten Willen, selbst an dem ernstlichsten Vorsatz dazu, fehlt es oft dem Menschen nicht; aber daß er seiner Neigungen und Leidenschaften sofort nicht Meister werden kann, das ist es, was Vorsatz und guten Willen so oft zu nichte macht. Und doch ist es in solchem Falle ein sinnliches Gut, wornach er strebt, und sogar auf Antrieb der Sinnlichkeit selber strebt. Wie unendlich schwieriger muß es also seyn, ein von allem Sinnenreiz entblößtes, nur durch Kampf und Sieg gegen die gewaltige Sinnlichkeit selbst, erreichbares Gut, reine Sittlichkeit zu erwerben? Wie nöthig wird da erst die Herrschaft über sinnliche Begierden, Neigungen und Leidenschaften seyn, wo Unterstützung von Seiten der Sinnlichkeit selbst schon Vernichtung der zu erreichenden Sittlichkeit wäre?

Wie will sich nun bei diesen und ähnlichen, mit der menschlichen Natur unläugbar verknüpften, Hindernissen der reinen Sittlichkeit jene metaphysische Behauptung halten: Der Mensch, in welchen Umständen er sich auch befinde, und wie immer seine Natur, und der gesammte Zustand derselben, als Gegenstand der Erfahrung, beschaffen sey, kann, sobald er zum Bewußtseyn des Sittengesetzes gelangt ist, es auch ausüben: denn er soll es? — Allein die Vertheidiger dieser Behauptung lassen sich auf keinen Streit im Felde der Erfahrung ein. Sie entlehnen ihre Gründe allein aus der reinen praktischen Vernunft, und

eignen dem Menschen das Vermögen, das Gesetz derselben unverbrüchlich ausüben zu können, zu, weil dieses Gesetz jenen unverbrüchlichen Gehorsam fordert. Es fragt sich also: Haben sie dazu auch hinreichenden Grund? Daher nun:

C. Prüfung des kritischen Freiheitsbegriffes in Hinsicht auf die rein-sittliche Natur des Menschen und die kritischen Prinzipien selbst. S. 48—66. Wir begnügen uns, aus diesem Stücke bloß die Hauptideen, doch zusammenhängend, herauszuheben.

Vorerst ist das Daseyn eines reinen praktischen Vernunftgesetzes allerdings eben so unleugbar, als das Daseyn der Vernunft selbst. Denn es ist in dem Wesen der Vernunft, als dem Vermögen der Prinzipien, so wie zu allem Urtheil, also auch zu jeder Handlung die Bedingung, und zu allen Handlungen überhaupt eine allgemeine, höchste Bedingung, oder Regel, zu suchen. Noch ist es nicht mit allgemeiner Beistimmung ausgemacht, welches diese höchste Regel sey. Den Preis scheint die bekannte Kantische zu verdienen. Sie setzt jedoch selbst noch diese höhere voraus: Alle Handlungen sollen so beschaffen seyn, daß dadurch das Handeln überhaupt nicht aufgehoben oder unmöglich gemacht, sondern vielmehr befördert werde. Da die Vernunft, in ihrem praktischen Geschäfte, bloß das Handeln überhaupt, als solches, zum Vorwurf hat, da sie dabei auf keine fremdartige Bedingungen Rücksicht nimmt, und nicht etwa, als Dienerin oder Auslegerin, ein fremdes Interesse, sondern nur ihre eigenthümliche Angelegenheit besorgt: so ist klar genug, daß ihre Aussprüche eben so unwandelbar und unveränderlich sind, als ihr Wesen selbst, daß sie schlechthin gültig sind. Und

da jeder Mensch nur dadurch Mensch ist, daß er Vernunft besitzt: so ist unvermeidlich, daß er sich an die Aussprüche derselben unauflösbar gebunden erkenne: denn es sind seine eigenen Aussprüche, in seiner Eigenschaft als Vernunftwesen. „Die Vernunft begründet in ihm einen gewissen innern Zwang, von welchem nichts ihn loszusprechen vermag. Denn dieses Lossprechen wäre doch auch nur wieder durch Gründe, also durch die Vernunft möglich; diese aber könnte nur dadurch von ihren gemachten Bedingungen lossprechen, daß sie sich selbst widerspräche, das ist, daß sie sich selbst vernichtete.“ Bis so weit bleiben also die Lehren der kritischen Philosophie in ihrer ganzen Gültigkeit: daß die Vernunft für unsern Willen, als Vernunftwesen, ein Gesetz aufstellt, welches durchgängig, ohne alle Bedingung und Einschränkung, bloß durch sich selbst, und allgemein, gültig ist, welches uns zu befolgen unerlaßlich, und bloß um sein selbst willen, auferlegt ist. Nun scheint aber auch die Folge unvermeidlich zu seyn: „Wir müssen es also doch auch befolgen können. Ein unbedingtes, unbeschränktes Gesetz fordert auch ein ihm entsprechendes unbedingtes, unbeschränktes Vermögen, wenn es nicht selbst als bedeutungslos und nichtig erscheinen soll.“ Die Folgerung ist unbestreitbar. Man muß ein den Forderungen des Gesetzes angemessenes Vermögen annehmen, wenn man das Gesetz nicht selbst für nichtig erklären will, welches man doch nicht kann, ohne mit sich selbst, oder, was einerlei ist, mit der Vernunft in Widerspruch zu gerathen. Es fragt sich nur: In wiefern sind wir berechtigt, jenes Vermögen, als dem menschlichen Willen zukommend, anzunehmen? Sollen wir annehmen: daß er es schon jetzt, zugleich mit dem erwachten Bewußt-

seyn des Sittengesetzes, besitze? oder sollen wir annehmen: daß ihm bloß eine gewisse, weiterhin näher zu bestimmende, Anlage oder Fähigkeit beiwohne, durch Selbstthätigkeit und unermüdete Anstrengung zum Besitz jenes Vermögens empor zu klimmen? Lassen wir das Erstere gelten: so sehen wir die ganze menschliche Natur, so weit sie uns immer bekannt seyn mag, damit im Widerstreit. „Der Mensch, so lange er Mensch ist, ist ein eingebohrner Bürger im Reiche sinnlicher Gefühle und Begierden. Das Reich der Sittlichkeit ist ein Ideenreich, und das volle Bürgerrecht in demselben bleibt immer nur ein Gegenstand seines Strebens. Es wird ihm hienieden nie ganz zu Theil. Er kann sich demselben nur nähern, indem er sich der Herrschaft des Reiches der Gefühle entwindet, und in dem nehmlichen Maaße, in welchem er dieses thut, nähert er sich dem Reiche der Sittlichkeit." Das Vernunftgebot ergeht nicht an den Menschen, als Vernunftwesen allein, sondern es ergeht an den gesammten Menschen, als Vernunft- und Sinnenwesen zugleich, und der Mensch noumenon kann hierbei keinesweges des Menschen phaenomenon entbehren. In innigster Vereinigung nur können beide das heilige Gesetz vollbringen. Wie? sollen wir denn bei dem Postuliren der Freiheit keine Rücksicht nehmen auf die menschliche Natur? Oder ist es der kritischen Philosophie wohl überhaupt so fremd, dergleichen Rücksichten zu nehmen? Sieht sie bei ihren Postulaten von Gott und Unsterblichkeit nicht in der That auf die Beschaffenheit der Natur überhaupt, und der menschlichen insbesondere, zurück? Glückseligkeit, will die praktische Vernunft, soll mit Heiligkeit unzertrennlich verbunden seyn. Doch sehen wir, daß in der gegen-

wärtigen Ordnung der Dinge der Rechtschaffenste nur allzuoft der am wenigsten Beglückte ist. Was thut die kritische Philosophie, durch diese Erfahrung belehrt? Sie verlegt die Realisirung jener Forderung in eine zukünftige Welt, und setzt dem Universum einen weisen Urheber vor, um den Gang der Dinge jenem Endzweck gemäß zu leiten. — Ueberhaupt stellt sich dem Postulat der Freiheit eine große Schwierigkeit entgegen. Diese nehmlich: Daß der Mensch, mit allem, was er ist, und thut, so weit er erkennbar ist, ein sinnlich bedingtes, von dem Kausalgesetz abhängiges Wesen ist: dies ist ein objektiv gültiger, ein Erkenntniß-Satz; daß er frei sey, ist ein bloßer Glaubens-Satz. Beide widersprechen einander. Man muß also, um den letztern anzunehmen, einen Satz, den ein bloßer Glaube begründet, im Widerspruch mit einem andern annehmen, der sich auf Erkenntniß stützt. Nun läßt zwar dieser Widerspruch sich dadurch heben, daß der Mensch in dem einen Falle als Erscheinung, in dem andern als Ding an sich betrachtet wird, und daß folglich, ob er gleich in dem erstern als nothwendig bedingt gedacht werden muß, er doch in dem letztern frei seyn kann. Allein wiewohl hierdurch dem Glauben an Freiheit wieder freies Feld gewonnen wird: so würde dieß doch wenig nützen, wenn wir jenen Glauben im offenbaren Widerspruch mit Thatsachen fassen sollten, die sich jeden Augenblick unserm Bewußtseyn aufdringen. Gesetzt, es sei eben so unmöglich, zu beweisen, der Mensch könne nie die Fähigkeit besitzen, Todte zu erwecken, als das Gegentheil; gesetzt, die Vernunft, gestützt auf jene Unmöglichkeit eines Beweises für oder wider, postulire nun für den Menschen die Kraft, Todte zu erwecken — welcher Mensch

würde eines solchen Glaubens fähig seyn, den jeder Augenblick mit der That widerlegte? Auf eine ähnliche Art würde es auch dem Glauben an Freiheit ergehen, wenn sie im obigen Sinne genommen werden sollte. Der Mensch würde dann zwar nie umhin können, das Sittengesetz in seiner Vernunft als einen wunderbaren, unerklärlichen Gegenstand seiner Ehrfurcht zu betrachten, aber er würde, da es bloß unter Voraussetzung eines Vermögens gültig seyn sollte, an welches zu glauben, wegen dessen gänzlicher Unvereinbarkeit mit seiner Natur, ihm unmöglich wäre, doch auch eben so wenig umhin können, es, in Ansehung seiner, als ungültig anzusehen, und es, obschon mit geheimer stiller Ehrfurcht, bei seinen Handlungen zu übergehen.

Lassen wir dagegen den letztern der beiden oben aufgestellten Sätze gelten: so bleibt nicht allein das Sittengesetz in seiner Gültigkeit und vollen Bedeutung für den Menschen; sondern es verschwindet auch aller Widerstreit mit offenbaren Thatsachen der menschlichen Natur, sammt allen daraus abfließenden Schwierigkeiten. Denn wenn gleich der Mensch nicht von dem Augenblicke an, da die Aufforderung des Sittengesetzes an ihn ergeht, im Stande ist, demselben vollkommen Genüge zu leisten; so fehlt es ihm doch nicht an der Fähigkeit, durch Uebung und Anstrengung diejenige vollständige Kraft zu erlangen, welche zur unverbrüchlichen Befolgung des Sittengesetzes erforderlich ist, und folglich auch dieses nach seiner ganzen Strenge auszuüben; so wie nun auch auf der andern Seite der Anblick der Schwachheit und Beschränktheit seiner Natur seinen Glauben und Muth nicht niederschlagen kann, sondern vielmehr von dem Feuer der Hoffnung beseelt ihn anfeuern muß, alle seine Kräfte

aufzubieten, um bald möglichst zum Besitz jener göttlichen Kraft zu gelangen.

II. Des Verfassers eigener Begriff von der Freiheit des menschlichen Willens. S. 66—80.

Aus dem bisher Gesagten läßt sich nun leicht abnehmen, welchen Begriff der Verfasser mit der Freiheit des menschlichen Willens verbindet. Er nimmt das Wort Freiheit in einem zwiefachen Sinne: einmal, als zur vollständigen Befriedigung des Sittengesetzes nach aller Strenge der Forderungen desselben hinreichendes Vermögen; dann, als bloße Anlage, Fähigkeit, zu diesem Vermögen, zu jener vollendeten Freiheit, durch fortschreitende Uebung und Kampf mit Hindernissen und Schwierigkeiten, zu gelangen, und nennt sie die moralische Willenskraft. Nur diese letztere legt er dem menschlichen Willen auf seinem gegenwärtigen Standpunkt bey. Folgendes ist die Art, wie er diese moralische Willenskraft erweist: „Der Mensch soll die, bloß durch sich selbst gültigen, und unbedingten Gehorsam fordernden Vorschriften der Vernunft für seinen Willen ausüben. Vermöge der ursprünglichen Beschaffenheit seiner gesammten Natur aber ist es ihm unmöglich, sie von dem Augenblicke an, da sie ihm bekannt werden, ohne alle Verletzung, und nach ihrer ganzen Strenge auszuüben. Er soll sie aber dennoch befolgen. Er muß folglich das Vermögen besitzen, durch Uebung und Kampf gegen die Hindernisse und Schwierigkeiten in seiner Natur, und nach häufigem Fallen und Aufstehen, endlich zu der Kraft zu gelangen, sie vollkommen ausüben zu können. Diese moralische Willenskraft darf jedoch keinesweges als unter der Zahl der durch das Naturgesetz (Kausalgesetz) bedingten Kräfte

begriffen vorgestellt werden. Sie könnte sonst unmöglich zur Erlangung der vollendeten Freiheit taugen. Die Nothwendigkeit müßte die Freiheit gebähren, welches sich widerspricht. Nun könnte man den Einwurf machen, daß hierdurch absolute Freiheit, im Kantischen Sinne des Worts, ja wieder angenommen werde. Denn Unabhängigkeit vom Kausalgesetze, was könnte die anders seyn, als absolute Freiheit? Allein es ist wohl zu merken, daß Freiheit bloß ein negativer, keinesweges ein positiver, bestimmender Begriff ist, ein Begriff, der lediglich aussagt, was etwas nicht ist, nicht aber, was es ist. Wenn man, um eines praktischen Bedürfnisses willen, eine moralische Willenskraft annimmt, so nimmt man etwas an, das nicht in diese erkennbare Sinnenwelt, sondern in die übersinnliche gehört. Bis dahin aber reicht kein Verstandesgebrauch. Der Verstand muß hier ein bescheidenes Schweigen beobachten. Er kann über das, was dahin gehört, nur negativ, nicht positiv ein Urtheil fällen, kann nur sagen, daß es nicht so beschaffen sei, wie die Dinge seiner Sinnenwelt; über das aber, was dessen eigenthümliche Beschaffenheit ausmache, muß er seine Unwissenheit bekennen. Um sich aber jene übersinnliche Kraft doch vorstellbar machen zu können, bedient er sich des einzigen hierzu bequemen ihm möglichen Begriffs, des Vernunftbegriffs, nehmlich der Unabhängigkeit vom Kausalgesetze, der Freiheit. Dieß ist alles, was ihm hierbei erlaubt ist. Objektiv gültig etwas über sie zu bestimmen vermag er nicht.“ Wenn nun die praktische Vernunft zur möglichen Gültigkeit ihres Gesetzes eine Kraft im menschlichen Willen voraussetzt, welche, ob sie gleich als von dem Kausalgesetze unabhängig, und also in so fern dem Begriff

der Freiheit gemäß gedacht werden muß, dennoch nur stufenweise und durch immerwährende Wirksamkeit zu derjenigen Stärke gelangen kann, welche erforderlich ist, um das Sittengesetz nach seiner ganzen Strenge auszuüben: so kann dagegen auf keine Art etwas eingewendet werden, und es ist genug, eine solche Kraft mit dieser Beschaffenheit anzunehmen, weil die sittliche Vernunft zur Gültigkeit ihres Gesetzes sie so fordert. Wie? Wodurch? und nach welchen Gesetzen dieselbe, ihre Wirksamkeit, und ihre endliche Vollendung möglich sei — dieses zu erklären ist nicht nur über unsern Kräften, sondern es wird auch nicht einmal gefordert. Es gehört zur Gültigkeit des Sittengesetzes nur, daß sie, und zwar auf die gezeigte Art, vorhanden sei, nicht aber, daß man erklären könne, wie sie es sei; und hier gilt die Stimme der praktischen Vernunft entweder allein, oder sie gilt gar nicht."

III. Vergleichung beider abgehandelter Begriffe von der Freiheit des menschlichen Willens in Rücksicht ihrer Angemessenheit zur ganzen menschlichen Natur. S. 80 – 90.

Welcher von beiden Begriffen ist nun der menschlichen Natur am angemessensten, und am geschicktesten, die Sittlichkeit der Menschen zu befördern, und ihre über diese gegenwärtige Welt hinausgehenden Hoffnungen zu beleben, der, nach welchem es schon jetzt und jeden Augenblick in unserer Gewalt seyn soll, dem Sittengesetz den pünktlichsten Gehorsam zu leisten, oder der, nach welchem wir nur erst durch Uebung und Kampf zu jener vollendeten Freiheit empor zu klimmen vermögen? Unleugbar groß und erhaben ist der erstere, und tönt majestätisch

in unserm Ohr. Mit zwei unbegreiflich allmächtigen Worten verwandelt er die menschliche Abhängigkeit und Ohnmacht in überirrdische Kraft und Herrlichkeit. „Es ist uns, nach ihm, genug, zu hören: Ihr sollet es! um sogleich unsre innersten Empfindungen, Wünsche, Gedanken, Gesinnungen und Handlungen, allen Hindernissen und Schwierigkeiten, und aller Superiorität unsrer Mutter Natur zum Trotz; nach einem reinen Vernunftgesetz unwandelbar umschaffen zu können. Aber eben darum überfliegt er auch die Gränzen der menschlichen Natur. Er schlägt unsern Muth durch seine, da sie so im Nu erreicht seyn soll, unerreichbare Höhe nieder, wenn dieser kaum anfängt aufzukeimen.“ Nach ihm sind zwei Menschen, bei deren einem sich Natur, Erziehung, Umstände, alles vereinigt, um ihn zur Sittlichkeit zu leiten, und dieselbe zu befördern, bei dem andern hingegen in allen diesen Rücksichten gerade das Gegentheil Statt findet, gleich geschickt, die Tugend in ihrer ganzen Strenge auszuüben, — und gleich verantwortlich, im Fall sie es unterlassen.

„Der letztere (nach welchem der Mensch gleichfalls zur Heiligkeit emporstreben soll, diese aber nur durch Uebung und Kampf erreichen kann) stellt dem Menschen eine gleich erhabene Idee von Heiligkeit, von vollendeter Sittlichkeit, auf. Er fordert gleichfalls von ihm, diese Idee in seinen Gesinnungen und Handlungen zu realisiren. Er setzt dazu gleichfalls ein angemessenes Vermögen in seinem Willen voraus. Aber indem er ihn mit ehrwürdiger, dringender Stimme, nach einer höhern Ordnung der Dinge, als dem eigentlichen höchsten Ziele seines Daseyns, unermüdet zu streben, mahnet, entrückt er ihn nicht,

gleichwie durch die Feerey eines Talismanns, auf einen einzigen allmächtigen Wink, dieser ihn mit so gewaltigen Banden festhaltenden Sinnenwelt. Er macht ihn nicht zum Gott, der, mit einer Art von Allmacht ausgerüstet, sogleich zu thun vermag, was er sich vorsetzt. Er läßt sich herab zu seiner menschlichen Natur, er schließt sich gleichsam innig an dieselbe an. Er ist gleich weit entfernt, seine Fehler, oder seine Trägheit zu begünstigen, und von ihm zu verlangen, was über seinen Kräften ist. Er ist der leitende Führer seines Lebens, der ihn vor Fehltritten unablässig warnet, und mit unwandelbarem Ernst ihm jeden Augenblick zuruft: Sei wachsam! Sei eifrig! Sei standhaft! Sei gut! — Er versichert ihm die Kraft, vollkommen gut seyn zu können; aber er macht sie zu einem Ziele, welches er selbst erst durch Anstrengung erringen, zu einem Eigenthume, welches er sich erst durch eignen Fleiß erwerben muß: und er begabt ihn zu dieser Absicht mit einer von dem Naturgesetze unabhängigen Fähigkeit, oder vielmehr er stellt jene Kraft selbst als durch eigne fortschreitende Wirksamkeit zu ihrer völligen Stärke gelangend vor.“ Der Mensch ist ein Kind der Natur, und er kann sich nur allmählich ihren mütterlichen Armen entziehen, um zu unbedingter Selbstthätigkeit hinauf zu streben. Wie alle seine Kräfte nur stufenweise zunehmen, so auch die moralische; und wie er, in physischer Rücksicht, nur durch allmähliche Entwickelung seiner Kräfte Mann, wie er nur durch rastlose Uebung und Fleiß ein Gelehrter, ein Staatsmann, ein geschickter Sieger über feindliche Armeen wird, so, und auf ähnliche Weise, kann er auch nicht auf einmal, sondern gleichfalls nur durch noch anhaltendere Uebung und durch noch weit größern

Fleiß dasjenige werden, welches das Erhabenste unter allen Dingen, aber auch das Schwerste ist, ein Sieger über sich selbst, ein Mann, ein Wesen von vollendeter Sittlichkeit! Dem Einen wird dieser Kampf leichter, dem Andern schwerer, je nachdem natürliche Anlagen, Erziehung, Schicksal, Umstände, einem jeden dabei beförderlich oder hinderlich sind. Hiernach modifizirt sich auch ihre Verantwortlichkeit. Keine Behauptung kann daher der menschlichen Natur angemessener seyn, als die, daß nur eine gewisse Fähigkeit, nur eine gewisse moralische Anlage, durch Ueben und Kämpfen zu vollendeter Freiheit hinauf zu dringen, nicht diese selbst, dem Menschen verliehen sei. Schwachheit, verbunden mit der Fähigkeit, stark zu werden, ist der allgemeine, wesentlichste Charakter derselben in allen ihren Theilen. Der Mensch ist schwach; aber es glimmt in ihm ein Funke von göttlicher Kraft. Es kann auch keine Behauptung brauchbarer und nützlicher für uns seyn. Denn eben darum, weil sie die Möglichkeit vollendeter Sittlichkeit auf Uebung gründet und auf unverdrossenen Eifer, zeigt sie dem Menschen den einzigen Weg, der dahin führt. Sie begründet auch am sichersten und festesten den Glauben an Unsterblichkeit. Das gegenwärtige Leben knüpft sich nach ihr auf das natürlichste an das künftige an, um aus beiden ein unzertrennliches Ganze zu machen. Nur die Fähigkeit, durch Uebung und Kampf zu vollendeter Freiheit zu gelangen, nicht diese selbst, ward ihm hienieden zu Theil. Doch soll er sich ihren Besitz erwerben; denn er soll heilig werden. Nur in der Unsterblichkeit ist dieses Ziel befestigt. Dieses, und Unsterblichkeit im Auge haben, ist Eins. Auf den Kantischen Begriff von Freiheit des menschlichen Willens läßt sich dieser

Glaube nicht gründen. Denn wenn der Mensch für jeden geringsten Verstoß gegen das Sittengesetz, wie Kant behauptet, verantwortlich ist, wenn es nur von seinem Wollen, von seinem Entschluß abhängt, das Sittengesetz nach dessen ganzer Strenge, und zwar bloß um dessen selbst willen, auszuüben; so hängt es ja jeden Augenblick nur von ihm ab, heilig zu seyn. Und wie kann man dann sagen: der Mensch muß unsterblich seyn: denn er soll heilig seyn, und kann es hienieden nicht werden? Auch kann man nicht etwa Vereinigung der Glückseligkeit mit Heiligkeit als Grund des Glaubens an Unsterblichkeit angeben. Denn da die Erwartung der erstern bloß auf dem Besitz der letztern, als ihrer Bedingung, beruht, und diese, nach Kantischer Lehrart, stets in unsrer Macht steht: so ist es unsre Schuld, daß wir nicht schon hier auf Erden im Besitz der Glückseligkeit sind, und man sieht nicht ab, was uns berechtigen könnte, einer Glückseligkeit zu harren, die uns bloß darum entsteht, weil wir sie nicht haben mögen. Wollte man sich auf ein radikales Böses berufen, um den Glauben an Unsterblichkeit zu begründen: so würde man sich, da man jenes doch wieder auf Freiheit gründet, nur im Zirkel drehen.

IV. Resultate zur Beurtheilung des Ursprungs des sittlich Bösen im Menschen.

Aus allem bisher Gesagten lassen sich diese Resultate leicht von selbst abnehmen. Es sind folgende: Nach Kant, und dessen Begriffen von Freiheit des menschlichen Willens, hat man alle Verbrechen und Vergehen des Menschen auf dessen eigne Rechnung zu schreiben, und die ganze Menschheit als eine Rotte von Grund aus verderbter Bösewichter zu betrachten, die, ob sie gleich alle

Vorschriften des Sittengesetzes auf das genaueste erfüllen können, es nur darum nicht thun, weil sie nicht wollen. Nimmt man aber bloß eine gewisse Fähigkeit des Menschen, nur durch Ueben und Kämpfen zu jener vollendeten Tugendkraft zu gelangen, an: so können offenbar viele seiner Fehltritte, so kann die bei seinem ernstlichsten Fleiß und Willen seinen Maximen und Gesinnungen noch so häufig anklebende Unlauterkeit nicht auf seine Rechnung kommen; so kann er darum, wenn er sonst seines Eifers sich bewußt ist, keinesweges als im Rückgange, sondern vielmehr als im Fortschritte zur vollkommenen Sittlichkeit betrachtet werden; so findet ein großer Unterschied zwischen denen, die sich der Tugend mehr oder weniger befleißigen, und ein sehr verschiedener Grad der Verantwortlichkeit bei verschiedenen Graden von Beförderungsmitteln und Hindernissen zur Sittlichkeit Statt u. s. w. Man kann alsdann überhaupt nie das rein-sittliche Verdienst, oder die sittliche Schuld eines Menschen bestimmen; kann nie mit völliger Bestimmtheit sagen: dieser Mensch ist — im strengsten Sinne des Worts — sittlich böse; weil es unmöglich ist, den Grad der Hindernisse und Schwierigkeiten zu bestimmen, welche er zu übersteigen hatte, ein Urtheil, welches nur der allwissende Verstand der Gottheit mit Unfehlbarkeit zu fällen vermag. Aber wird nicht dem Menschen durch eine solche Lehre eine Ruhebank für seine sittliche Trägheit bereitet? Man könnte hierauf zuerst erwiedern: Ein Mensch, der jeden scheinbaren Vorwand ergreift, um sich von der Beobachtung seiner Pflichten loszumachen, besitzt ohnehin die zur ächten Sittlichkeit erforderliche Gesinnung nicht, und das Reich der Sittlichkeit kann folglich nichts an einem Mitbürger verlieren, der ihm ja doch nicht angehörte.

Dann hält aber auch dieser Einwurf überhaupt nicht Stich. Der Mensch hört darum nicht auf, an die Beobachtung seiner Pflichten auf das strengste gebunden zu seyn, weil es nicht in seinen Kräften steht, sogleich ein Heiliger zu seyn; sondern eben darum, weil er dieses nur durch Uebung und Anstrengung werden kann und soll, ist er zur größten Wachsamkeit und Strenge gegen sich selbst, und zum thätigsten und unermüdetsten Eifer in der Ausübung alles Guten und Vermeidung alles Bösen verpflichtet. Einem jeden wird sein eigenes Bewußtseyn am besten sagen, wie viel oder wenig Eifer er angewandt. Er wird dann Ursache finden, streng gegen sich selbst, und nachsichtsvoll gegen Andre zu seyn, als deren sittliche Schuld, so wie die Hindernisse, welche ihnen entgegen stehen, er nicht zu wägen vermag. Wir werden dann überhaupt, die Schwachheit des menschlichen Willens vor Augen, keine dringendere Angelegenheit haben, als mit allem Eifer an der Hinwegräumung der mannichfaltigen und großen Hindernisse, die sich in der menschlichen Natur der Sittlichkeit entgegen stellen, zu arbeiten, und alles anzuwenden, was dem Menschen zum Sieg über sie verhelfen kann.

Zweiter Abschnitt. Freimüthige Beurtheilung der Kantischen Abhandlung über das radikale Böse.

Dieser Abschnitt hat zur Absicht, auf das zuvor Abgehandelte das hie und da etwa noch mangelnde Licht zu werfen, und sowohl die im vorigen Abschnitt gegebene Darstellung der Kantischen Vorstellungsart von der Freiheit des menschlichen Willens zu bestätigen, als auch zu zeigen, auf welche widersprechende Resultate Kant dadurch in dieser Abhandlung mit sich selbst gerāth. Der Leser wird wohl thun, die Kantische Schrift hierbei

selbst zur Hand zu nehmen. Der Verfasser sucht zuerst den Inhalt derselben kürzlich darzustellen; und läßt dann seine eigenen Bemerkungen darüber folgen. Die von Kant in der genannten Abhandlung aufgestellten, und auf diese Voraussetzung: „Der Mensch kann, so bald er es will, das Sittengesetz in dessen ganzer Strenge ausüben, weil er es soll „gegründeten Hauptsätze sind mit wenigen Worten ohngefähr folgende: Der Mensch ist entweder sittlich gut, oder sittlich böse. Es giebt kein Mittleres. Denn um das erstere zu seyn, muß er die Befolgung des Sittengesetzes zur obersten, ausschließenden, den ganzen Umfang seines Willensgebrauches umfassenden, Maxime oder Triebfeder seiner Willkühr machen. Thut er es nicht, weicht er auch nur ein einziges mal ab, oder läßt er auch den Fall einer gelegenheitlichen Abweichung bei sich zu, so ist er durchaus böse. Denn seine Willkühr ist frei. Er hat also freie Wahl zwischen dem Sittengesetz und etwas Andern (dem Angenehmen) als Triebfedern. Nur das erste kann und soll ihm Triebfeder seyn. Läßt er einmal eine fremdartige Triebfeder zu, so heißt das, was er immer achten soll und auch kann, einmal nicht achten, überhaupt verachten, und er ist also böse. Nun finden wir, daß selbst bei den besten Menschen immer wenigstens ein möglicher Fall jener gelegenheitlichen Abweichung bleibt, und kurz, daß diese Maxime der Abweichung eine allgemeine, von der frühesten Jugend auf Statt findende, schon mit der Geburt vorhandene, Maxime ist. Der Mensch ist also im obersten Grunde seiner Maximen verderbt, ist von Grund aus — radikaliter — böse. Weil aber der Mensch frei ist, und auch nur, sofern er frei ist, böse seyn kann: so kann diese radikale sittliche Verderbniß nicht eigentlich ihm

angebohren, so kann der Grund derselben nicht außer seiner Willkühr, in der Natur, sondern er muß in jener befindlich, er muß selbst wieder eine eigene Maxime des Menschen, und dieser also selbst Urheber seiner sittlichen Verderbniß seyn. Dieß ist jedoch unerklärbar. Auch darf der menschliche Wille, eben seiner Freiheit wegen, nicht als ursprünglich böse, sondern nur immer so vorgestellt werden, als ob er unmittelbar aus dem Stande der Unschuld in den der sittlichen Verderbniß übergetreten wäre. Wie der Mensch bei dieser angebohrnen sittlichen Verderbniß wieder gut werden könne, ist unerklärbar. Aber er muß es werden können, weil er es werden soll; sollten auch seine Kräfte nicht weiter reichen, als um sich eines für uns unerforschlichen höhern Beistandes empfänglich zu machen!? Aber diese seine Besserung kann nicht eine Reform, sondern sie muß eine Revoluzion, d. i. eine gänzliche, in einem einzigen Willensakt zu vollbringende, Umkehrung der obersten Maximen oder Triebfedern seiner Willkühr seyn. Die Gründe hierzu lassen sich leicht aus den obigen Grundsätzen abnehmen. Hat nun der Mensch diese Revoluzion bewirkt, und dadurch die durch das radikale Böse verdrängte Reinigkeit des ursprünglich Guten in ihm wieder hergestellt: „so ist er zwar darum noch nicht selbst heilig; aber er ist doch auf dem Wege dazu, sich der Heiligkeit im unendlichen Fortschritt zu nähern.“

Die Bemerkungen des Verfassers gegen diese Kantischen Sätze sind kürzlich folgende. Zuerst gehört der Satz, welchen die Abhandlung über das radikale Böse sich zu erweisen aufwirft, überhaupt nicht unter die erkennbaren Dinge. Denn der menschliche Wille, als freies sittliches Vermögen, von dessen ursprüng-

licher Beschaffenheit die Frage ist, gehört in die übersinnliche Welt, bis zu welcher keine Erkenntniß reicht. Was in Ansehung des Dahingehörigen anzunehmen ist, kann nur die praktische Vernunft bestimmen. Diese bestimmt aber nichts über jene Frage; sie postulirt nur Freiheit. Sollte man aber nach den Erfordernissen der pr. V. etwas über die ursprüngliche sittliche Beschaffenheit des Willens urtheilen: so würde man eher genöthigt seyn, ihn als gut, denn als böse und verderbt vorauszusetzen. Gesetzt aber auch, die theoretische Vernunft wäre befugt, über jene Frage etwas zu bestimmen: so wäre ihr dieses doch schon an sich unmöglich. Denn die sittliche Beschaffenheit des Willens hängt diesem entweder nothwendiger, oder zufälliger Weise an. Der erstere Fall widerstreitet der Freiheit, und folglich sich selbst. Nimmt man den letztern an: so läßt sich nie, am allerwenigsten in Hinsicht aufs ganze Menschengeschlecht, etwas über jene Beschaffenheit des Willens bestimmen. Denn das Zufällige kann eben sowohl nicht Statt finden, als es Statt finden kann. Kurz! es läßt sich hierüber weder analytisch, noch synthetisch etwas ausmachen. Nicht analytisch: denn in dem Begriffe eines freien Willens liegt weder, daß er gut, noch daß er böse sey, sondern bloß, daß er nach Willkühr beides seyn könne. Auch nicht synthetisch. Denn dann müßte man schließen: daß, weil a (eine gewisse moralische Beschaffenheit des Willens) gegeben wäre, auch b (eine gleiche moralische Beschaffenheit zu einer andern Zeit) gegeben sei. Man müßte also aus einem nothwendigen Zusammenhange numerisch verschiedener Beschaffenheiten, oder Akte des Willens, in der Zeit, nach dem Kausalgesetze, schließen, welches dem Begriffe der Freiheit widerspricht. Die sittliche

Beschaffenheit des Willens im Ganzen ist folglich für uns unerforschlich, und ein radikales Böses unerweislich. In den Handlungen eines freien Willens findet kein Zusammenhang zwischen vergangen, jezt, und künftig Statt, und es läßt sich von keinem Zeitmoment auf das andere schließen. Wie kann man nun sogar behaupten: „Die sittlich böse Beschaffenheit des Willens müsse als vor allem in der Erfahrung gegebenen Gebrauche des Willens, schon mit der Geburt, vorhanden vorgestellt werden?“ Wie kann man einen bösen Gebrauch von seinem Willen machen, noch ehe man überall einen Gebrauch von ihm machen kann? Oder wie kann man von dem Gebrauch der Freiheit jener, welche leben, auf den Gebrauch der Freiheit derer schließen, welche erst noch gebohren werden sollen? — Die übrigen Bemerkungen des Verfassers übergehen wir, um Raum zu sparen. Nur folgende Schlußbemerkungen sei es erlaubt noch auszuheben. „Was hilft es, den Menschen gleichsam auf der Stelle in eine Ideenwelt zu versetzen, in welcher seine Natur noch so wenig einheimisch, und in welcher das volle Bürgerrecht zu erlangen nur das Ende eines unabsehbaren Strebens ist? Was hilft es, dem Menschen die Kraft zuzusichern, er könne heilig seyn, so bald er es nur wolle, um von ihm verlangen zu können, daß er nie fehle, und ihm keine Entschuldigung zu lassen, wenn er fehlt? Die Absicht ist löblich und gut. Aber, wenn der Mensch bei jedem Schritte, den er thut, sein Unvermögen fühlet, wenn er bei dem besten Willen und ernstlichsten Bestreben, sich doch immer noch so weit von dem Ziele entfernt sieht, das er nach unserer Versicherung nur darf erreichen wollen, um es sofort erreichen zu können: muß er dann nicht ein gänzliches Mißtrauen in unsre Lehren

setzen? Muß er nicht Lust und Muth verlieren, sich um eine Hoheit zu bewerben, die er, nach dem, wie wir's verlangen, bloß in der Einbildungskraft erreichbar sieht? Oder wird er nicht, wenn er verblendet genug ist, unsern Versicherungen zu trauen, der Schwärmerei in die Arme laufen, und, indem er sich einbildet, in überirrdischen Regionen zu wandeln, seinen Fuß unbesorgt in den nur allzu irrdischen Morästen der Sinnlichkeit und Thorheit umher irren lassen? — Wer sich zu viel zutraut, der ist immer auf dem Wege gar nichts zu leisten. Nein, wenn unser Vorhaben, die Menschen zur reinen Sittlichkeit zu leiten, nicht den Feenschlössern gleichen soll, die vor der Phantasie des Dichters zwar gar wunderschön und majestätisch anzuschauen sind, aber von dem gelindesten Hauch der kalten Vernunft in ihr Nichts zerfließen: so dürfen wir, dünkt mich, nie vergessen, daß die Menschen Menschen, das ist, zwar der ächten Sittlichkeit fähige, aber noch viel mehr sinnliche Geschöpfe sind. Die menschliche Natur ist ein einiges und untheilbares Ganze. Alle Theile derselben hängen durch die stärksten Bande zusammen; und wir schmeicheln uns umsonst, einen Theil mit glücklichem Erfolge anzubauen, wenn wir die übrigen verabsäumen. Wir schmeicheln uns umsonst, Andere sittlich gut zu machen, oder es selbst zu werden, wenn wir nicht dabei auf unsre sinnliche Natur eine ganz vorzügliche Rücksicht nehmen, wenn wir sie nicht so gründlich und vollständig, als möglich, kennen zu lernen, und so sorgfältig, als möglich, zu bilden, und uns zum Meister über sie zu machen, unablässig bemühet sind."

XII.

Das Schöne. Eine Untersuchung von Ferdinand Delbrück. Berlin. 1800. bei J. D. Sander. 184. S. 8.

So wenig auch durch eine noch so ausführliche Darstellung des Geistes dieser für den Freund des Schönen eben so wichtigen und nützlichen, als gründlich gedachten und geschmackvoll abgefaßten Schrift das Lesen des Ganzen entbehrlich gemacht werden kann; so macht sie doch unserm Zeitalter zu viel Ehre, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen könnte.

„Ich habe bemerkt," sagt der Verfasser in der Einleitung, „daß viele Freunde der Poesie für die Kantische Theorie vom „Schönen eine gewisse Vorliebe haben. Hievon ist die Ursache, „wie mir scheint, folgende: Je mehr jemand die Poesie" (und überhaupt die schönen Künste) „liebt, desto lebhafter wird er „wünschen, das Vergnügen, welches ihm das Studium und „die Betrachtung der Werke alter und neuer Dichter gewährt, „sein ganzes Leben hindurch zu genießen. — Ist die Kan„tische Theorie richtig, ist das Schöne in den Kunstwerken „etwas von dem Reizenden und Rührenden, wodurch sie den „Sinnen schmeicheln, und von dem Wahren und Guten, womit „sie den Verstand und die Gesinnungen nähren, ganz Unab-

„hängiges: so darf man jenen Wunsch in Hoffnung verwandeln. „Sind hingegen Kunstwerke nur in sofern schön, als sie uns „auf eine vernünftige Art ergötzen, als sie uns spielend belehren „und bessern, wird unser Wohlgefallen am Schönen mehr durch „den Stoff als durch die Form der Kunstwerke hervorgebracht: „so ist zu besorgen, daß das Vergnügen daran nicht von Dauer „seyn werde. Die öftere Erregung derselben Gefühle, die öftere „Wiederholung derselben Wahrheiten und Ermahnungen erweckt „endlich Ueberdruß; und so wär' es natürlich, was oft gesagt „wird, daß mit zunehmendem Alter und fortschreitender Aus- „bildung bei ganzen Nazionen und einzelnen Menschen der Ge- „schmack an den Kunstwerken abnehme. Nun glaube ich zwar „deutlich einzusehen, daß vieles von dem, was uns in der Ju- „gend an den Werken der Poesie ergötzt, mit der Zeit seinen „Reiz verlieren werde; aber das Vortrefflichste in ihnen, das- „jenige, wodurch sie eigentlich und allein schön sind, kann nie „verblühen; vielmehr muß der Sinn dafür durch Alter und „Weisheit immer mehr gereinigt und geschärft werden."

Der natürliche und blumigte Weg, auf welchem der lie- benswürdige Verfasser seine Leser großen Wahrheiten entgegen führt, ist dieser. Nachdem er die bei dieser Untersuchung abzu- handelnde Hauptfrage: „Was ist die Ursache unsers Wohlge- „fallens am Schönen?" angegeben, und im Allgemeinen den Unterschied des „Schönen" vom „Angenehmen" und „Guten" bestimmt hat, macht er auf mancherlei auffallende Erscheinungen in der Beurtheilung des Angenehmen, Schönen, und Guten, aufmerksam, trägt kurz und bündig die Kantische Theorie des Schönen vor, und zeigt sodann, wie aus dieser, und nur aus

dieser, alle jene Erscheinungen leicht erklärbar und begreiflich werden.

Das Angenehme ergötzt, und bezieht sich auf ein Interesse der Sinnlichkeit; das Gute wird gebilligt, und bezieht sich auf ein Interesse der Vernunft. Mit beiden hat das Schöne das gemein, daß es uns Vergnügen macht. Nur ist die Frage, ob dieses Vergnügen Ursache oder Wirkung unsers Wohlgefallens sei; es muß untersucht werden: ist jene Poesie schön, weil sie uns Vergnügen macht? oder macht sie uns Vergnügen, weil sie schön ist? Die grüne Farbe nennen wir angenehm, weil sie das Auge erquickt; aber nicht deswegen erquickt sie das Auge, weil sie angenehm ist. Hingegen eine lobenswürdige Handlung billigen wir, weil sie gut ist; aber nicht deswegen ist sie gut, weil wir sie billigen. In jenem Falle ist das Urtheil, welches wir sprechen, eine Folge des Eindrucks, den wir empfangen; in diesem Falle ist der Eindruck, den wir empfangen, eine Folge des Urtheils, welches wir sprechen.

Auffallende Erscheinungen bei der Beurtheilung des Angenehmen und Schönen sind:

1) Daß die Menschen in ihren Urtheilen über das Schöne weniger einig sind, als in ihren Urtheilen über das Angenehme, und daß sie dennoch bei jenen weit mehr Anspruch auf Allgemeingültigkeit ihrer Urtheile und auf Anderer Beistimmung machen, als bei diesen. Denn bei den Eindrücken der Lust und Unlust, um deretwillen wir einen Gegenstand angenehm oder unangenehm nennen, sind wir uns bewußt, daß dieselben von

einer Menge Zufälligkeiten abhängen: in dem Gebiete des Schö-nen hingegen setzen wir bestimmte Gesetze voraus.

2) Wenn gleich die Uneinigkeit der Menschen in den Urtheilen über das Angenehme nicht so häufig ist, als in denen über das Schöne; so ist sie doch gewöhnlich größer. Denn zwischen dem Angenehmen und Unangenehmen liegt nichts in der Mitte: außer dem Schönen und Häßlichen aber giebt es ein drittes, das Nicht-Schöne; und dieses kann nicht von der Empfindung ausgehn.

3) Wenn wir auf uns selbst Acht geben, so finden wir, daß wir in unsern Urtheilen über das Schöne zwar wechseln, aber doch nicht so schnell, und nicht so gesetzlos, als in denen über das Angenehme. Bei den Liebhabern des Vergnügens wird immer das Alte durch das Neue verdrängt, bei Freunden der Kunst weicht das weniger Vortreffliche dem Vortrefflichern. Gleichgültigkeit gegen Kunstwerke kann sich in Liebe zu ihnen, aber nicht in Widerwillen; Wohlgefallen kann sich in Mißfallen, nicht aber das Mißfallen in Wohlgefallen verwandeln.

4) So wie Dichter, so giebt es auch Leser vom ersten, zweiten, dritten Range. Die Erfahrung lehrt, daß die zu einer Klasse gehörigen Leser in ihren Urtheilen völlig übereinstimmen.

Vergleichen wir das Schöne mit dem Wahren und Guten, so finden wir:

1) Daß wir unsere Urtheile über jenes und über diese für allgemeingültig halten; aber die Urtheile über das Wahre und Gute können wir entweder gar nicht, oder doch nicht auf die Art, und nicht so schnell, wie die Urtheile über das Schöne, bei Andern geltend machen.

2) Es geschieht täglich, daß der feinste und geübteste Denker von einem andern belehrt wird, der in der Ausbildung des Verstandes weit unter ihm steht; denn der Irrthum rühret nicht immer her von Mangel an Einsicht überhaupt, sondern oft nur von Mangel an Aufmerksamkeit und Kenntniß eines bestimmten Gegenstandes. Hingegen läßt sich schlechterdings nicht denken, daß ein Mann von Geschmack sich in seinen Urtheilen über den Werth eines Kunstwerks durch einen Geschmacklosen bestimmen lassen sollte.

3) Wenn jemand etwas behauptet, das wir bestreiten, so überzeugen wir ihn von unserer Meinung dadurch, daß wir einzelne seiner Vorstellungen berichtigen. Hält aber jemand etwas für nicht schön, was wir für schön halten; so sehn wir wohl ein, daß der Grund hievon nicht in einzelnen seiner Vorstellungen, sondern viel tiefer, in dem Mangel des Kunstsinnes liegt.

4) Der Uebergang von einem Verstandesurtheile zum andern ist gewöhnlich sehr schnell; der Uebergang von einem Geschmacksurtheile zum andern ist gewöhnlich sehr langsam. Dafür aber schließt die Erkenntniß Einer Wahrheit nicht zugleich die Erkenntniß aller übrigen in sich; da wir hingegen den, welchen wir zur Empfindung der Schönheiten Eines Dichters bringen, zugleich fähig machen, die Schönheiten aller Dichter zu empfinden.

Das Resultat des bisher Gesagten ist: Das Wohlgefallen am Schönen wird nicht hervorgebracht weder durch die Empfindung des Vergnügens, die es erweckt, noch durch die Einsicht in die Natur des Gegenstandes, wovon es ein Bild ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum
Digitale Bibliothek

Caesar, Karl Adolf, 1744-1810

Pragmatische Darstellung des Geistes der neuesten Philosophie des In- und Auslandes

Bd.: 2

Leipzig 1803

Ph.u. 79 b-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10045409-7